RASSE UND KULTUR

VON

FRIEDRICH KEITER

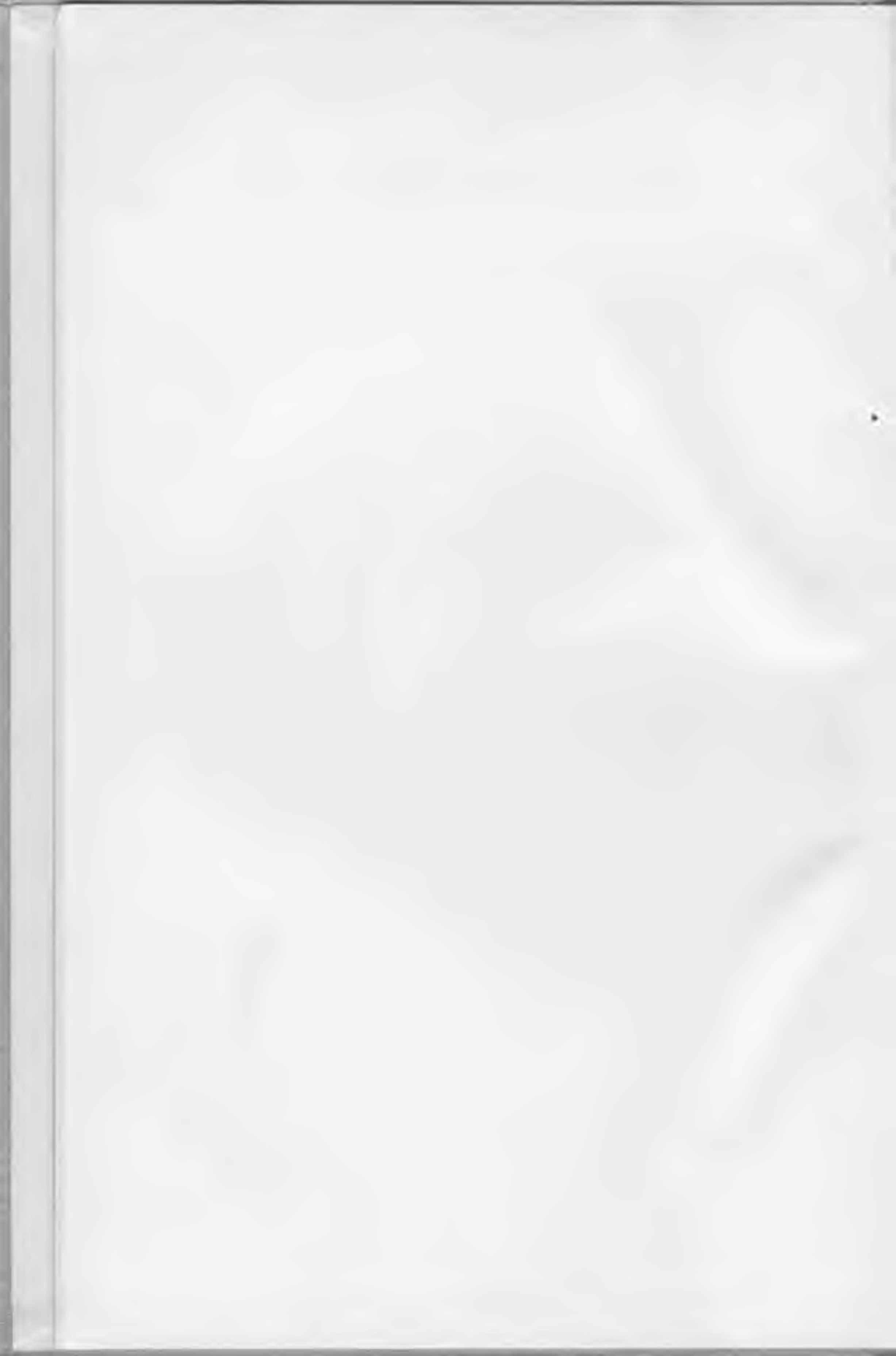
DREI BÄNDE

I. BAND

ALLGEMEINE KULTURBIOLOGIE



Rasse und Kultur



Rasse und Kultur

Eine Kulturbilanz der Menschenrassen als Weg zur Rassenseelenkunde

von

Dr. phil. et med. Friedrich Keiter
Dozent für Rassenbiologie an der Hansischen Universität zu Hamburg

Drei Bände

I. Band

Allgemeine Kulturbiologie

Mit 17 Abbildungen



1 · 9 · 3 · 8

Ferdinand Enke Verlag Stuttgart

In Vorbereitung befinden sich:

Band II: **Vorzeitrassen und Naturvölker**
Band III: **Hochkultur und Rasse**

A. Oelschläger'sche Buchdruckerei, Calw

Vorwort

Die rassenbiologische Wissenschaft hat gegenwärtig vor allem die Aufgabe, zu dem schon gewonnenen Gebiet das Reich der Seele und des kulturellen Lebens vollends dazuzuerobern. Es geht dabei nicht allein um die Frage unterschiedlicher Kulturfähigkeit und -neigung der einzelnen Menschenrassen, sondern vielmehr in erster Linie um eine allgemeine Wissenschaft von der Kultur als Lebensvorgang, welche der biologischen Weltanschauung des neuen Deutschlands in den mannigfaltigsten Angelegenheiten des Denkens und Handelns bereitstehen und dienen kann. Erst aus einer solchen allgemeinen kulturbiologischen Wissenschaft ergibt sich sodann fruchtbare Beschäftigung mit den einzelnen Rassen und Kulturen der Erde und die biologische Durchdringung des von der Vorgeschichte, der Völkerkunde und der Kulturgeschichte zusammengebrachten Wissensstoffes. Damit ist die „Angriffsfront" bezeichnet, in die sich vorliegendes Werk einfügen möchte.

Die vielfältigen Anregungsquellen aufzuführen, die mir geholfen haben, ist natürlich unmöglich; die theoretischen Grundgedanken gehen jedenfalls am engsten auf die kulturbiologischen Schriften Walther Scheidts zurück, von dem auch die Einsicht stammt, daß die Frage Rasse und Kultur vor allem einmal als ein Problem der allgemeinen Kulturbiologie bewältigt sein müsse. Stofflich und inhaltlich kann ich den Versuch, einen so weit gespannten Rahmen auszufüllen, wohl nur unternehmen, weil ich in meiner Heimatstadt Wien von Beginn meiner Studien an in das enge und rege Zusammenleben aller Fächer der Forschung am Menschen hineingezogen war, das sich dort in der Anthropologischen Gesellschaft und ähnlichen Einrichtungen verkörpert. Auch in Hamburg hat der räumliche Zusammenhang des rassenbiologischen Institutes mit dem Institut für Vorgeschichte und dem Museum für Völkerkunde, und hat die fächerzusamenfassende Arbeit der Politischen Fachgemeinschaft der Fakultäten mein Unternehmen sachlich und menschlich vielfach gefördert.

Ein Sachregister wäre in vorliegendem ersten Bande wegen des allgemeinen Charakters des Textes schwer herzustellen und sinnlos. Die

Übersicht ist durch das ausführliche Inhaltsverzeichnis, durch die Seitenüberschriften, Titelüberschriften, starke Absatzgliederung, reichliche Verwendung von Sperr- und Kleindruck soweit erleichtert, wie überhaupt möglich. Außer einem Sachregister werden die weiteren Bände auch reicheres Abbildungsmaterial bringen. Dieses ist im allgemeinen Teil hauptsächlich aus wirtschaftlichen Gründen, z. T. aber auch um Ablenkung vom gedanklichen Gehalt zu vermeiden, aufs äußerste eingeschränkt worden. Der Entwurf eines Bilderbuches zur allgemeinen Kulturkunde verbleibt ein lockendes Unternehmen!

Hamburg, im Sommer 1937. Friedrich Keiter.

Inhalt des 1. Bandes



Einleitung

Seit den Tagen des Grafen Gobineau, der vor nunmehr 80 Jahren sein Werk über die „Ungleichheit der Menschenrassen“ zu Ende brachte, gibt es die Frage Rasse und Kultur.

Seit derselben Zeit gibt es damit auch eine Ahnung davon, daß die Kulturbilanz der Menschenrassen ein aufschlußreicher Weg zu einer Rassenseelenkunde sein müsse. Richtig betriebene, lebensgerechte Kulturkunde muß eine Gesamtbilanz der Lebensleistungen der kulturtragenden Menschen darstellen, eine richtig gedeutete solche Bilanz muß in die biologische Beschaffenheit und in die erblichen und rassischen Fähigkeiten dieser Menschen Einblick geben.

Über diese Frage Rasse und Kultur gibt es aber heute noch die einander widersprechendsten Meinungen, von den Versuchen, Kulturbilanzen rassenseelenkundlich zu deuten, kann sich noch keiner allgemeiner Anerkennung erfreuen. Wohl wird heute niemand mehr wagen, die Bedeutung der Erblichkeit für das Kulturgeschehen zu leugnen. Welches Ausmaß aber die begabungsmäßige Verschiedenheit der gegenwärtigen und vergangenen Menschbevölkerungen und Einzelrassen hat — das harrt noch der endgültigen Entscheidung.

Wieso kommt das? Man bedenke einmal, daß z. B. die klassischen Leistungen Darwins und Mendels, um nur zwei andere Bahnbrecher der Rassenbiologie zu nennen, in eine viel spätere Zeit fallen als das Essai sur l'inégalité des races humaines des französischen Grafen. Die Abstammungslehre des einen wie die exakte Vererbungslehre des anderen ist aber schon längst unbestritten anerkannt, während es noch immer ebenso eifrige Gobineaner wie erbitterte Antigobineaner gibt.

Vielfach hört man die resignierte Meinung, die Frage nach den Zusammenhängen von Rasse und Kultur sei eben grundsätzlich unentscheidbar, es komme dabei immer auf das Gefühl an. Wenn man aber einerseits die ohne Zweifel großen Schwierigkeiten erkannt hat, die auf diesem Gebiete bestehen, und andererseits die bisher aufgewendete methodische Mühe betrachtet, dann kommt man zu einer anderen Meinung: Das meiste für die Klärung dieser Fragen muß einfach erst noch getan werden und harrt der wissenschaftlichen

Bearbeitung. Die Verdienste und Leistungen der Vorläufer und Bahnbrecher einer solchen wissenschaftlichen Bearbeitung werden durch diese Feststellung keineswegs geschmälert.

Warum sind Darwin und Mendel anerkannt und ist Gobineau noch immer umstritten? Sollte es nicht auch damit zu tun haben, daß Darwin und Mendel rundweg Biologen waren und von Männern mit der in sich geschlossenen Vorbildung der Biologen beurteilt wurden, während die Frage Rasse und Kultur eigentümlich zwischen den Fakultäten schwebt?

Ihren Grundlagen nach gehört sie ohne Zweifel in die Biologie und Naturwissenschaft. Die zu ihrer Beurteilung nötigen Einzelkenntnisse aber hat der Kulturkundler und Historiker. So besteht von beiden Seiten her die Gefahr, daß sie mit unzulänglichen Mitteln und dilettantisch bearbeitet wird.

Darum ist es um die wissenschaftlich-gedanklichen Grundlagen der Frage Rasse und Kultur ganz besonders schwierig bestellt. Natur- und Geisteswissenschaft gelten noch heute zumeist als durch Inhalt und Denkweise grundsätzlich verschieden. Man kann aber ein so tiefgreifendes Problem nicht „zwischen zwei verschiedenen Denkstilen“ erledigen.

So muß die Arbeit damit beginnen, daß für die biologische Kulturdeutung eine einheitliche Erkenntnisgrundlage geschaffen wird. Eine solche ist in der modernen Rassen- und Kulturbiologie durchaus vorgezeichnet.

Es ist aber auch noch viele andere Vorarbeit unerläßlich, wenn die Frage aus dem Bereich des Meinungsstreites in den der sachlichen Prüfung gehoben werden soll. Diese Vorarbeit hat davon zu handeln, wie man bei der Aufstellung der lebensgerechten Kulturbilanz einer Rasse zu verfahren hat und wie man eine solche rassenpsychologisch deuten kann. Das ergibt im wesentlichen eine Lehre davon, auf welche Weise die biologische Beschaffenheit und Veranlagung der Menschen kulturwirksam wird, also etwas, was man eine „Soziologie der Erbanlagen“ nennen könnte, was wir aber umgekehrt als „lebensgerechte Kulturkunde“ (Kulturbiologie) bezeichnen wollen.

Gewiß bezweifelt heute niemand mehr, daß jede Kultur von der biologischen Beschaffenheit der kulturtragenden Menschen abhängt. Aber wie, auf welchen Wegen wirkt das eine auf das andere? Wer darüber keine Vorstellung hat, tappt mit der Suche nach Zusammenhängen von Rasse und Kultur im Dunkeln.

Die Frage Rasse und Kultur hat eben auch eine ganz allgemeine Seite. Nur mit einer solchen Lehre vom biologischen Wesen und Ablauf der Kultur ausgerüstet, kann man mit richtigen und genügenden Voraus-

setzungen die Kulturfähigkeit einzelner spezieller Menschenrassen aus ihrer Lebensleistung beurteilen.

Gehen wir an die Kulturbilanz einzelner Rassen heran, dann ist am meisten zu empfehlen, mit jenen zu beginnen, deren Kulturleistungen von denen der Europäer am stärksten abweichen; denn um so eher werden sich rassische Unterschiede der Kulturfähigkeit zeigen lassen. Darum handelt das zweite Buch vorliegenden Werkes von den Rassen der Vorzeit und von den heutigen Naturvölkern, unter letzteren wieder zuerst von den kulturärmsten Altrassen. Die Kulturbilanz der Hochkulturvölker europäider und mongolider Rasse wird im dritten, abschließenden Buche bearbeitet.

Die Lage der Kulturbiologie und Rassenpsychologie ist noch lange nicht so, daß man ein ausgeglichenes Übersichts- und Standardwerk erwarten könnte. Die vorliegende Schrift kann, das sei schon hier betont, natürlich auch nur Aufriß und Aufruf sein. Das große Bedürfnis der deutschen Gegenwart nach einer gediegenen Rassenseelenkunde und die vielen noch ungenutzten Möglichkeiten zu einer solchen legen die Verpflichtung auf, trotz der Gefahr mancher Vorläufigkeit damit nicht unnötig zu zögern.

Allgemeine Kulturbiologie

Ein Entwurf lebensgerechter Kulturlehre

Will man das Wesen der deutschen geistigen Haltung der Gegenwart in ein Schlagwort fassen, das den Unterschied gegenüber den anderen Zeitbewegungen möglichst kurz ausdrückt, dann nennt man sie wohl „biologistisch". Wir wollen dieses häßliche Fremdwort aber gleich ausschalten und „lebensgerecht" dafür sagen.

Wir haben gelernt, alles auf Erden danach zu messen, wieweit es den naturgegebenen Gesetzen gesunden menschlichen Lebens gerecht wird. So sind wir von einer Hochwertung, ja geradezu von einer Heiligung des Erdenlebens, der Lebendigkeit an sich erfüllt, wie kaum eine Zeit vor uns.

Wir denken lebensgerecht, wenn wir Vererbung und Rasse in den Mittelpunkt der Weltanschauung stellen. lebensgerecht ist aber auch unsere Auffassung der Gemeinschaftsformen als organischer und biologischer Ablauf, mithin auch unser Volksbegriff. Ebenso kann man es nennen, wenn wir zu den außer-verstandesmäßigen (irrationalen) Kräften ein neuartiges Verhältnis haben und wenn wir unserem willentlichen Tun, so auch der Politik das Ziel setzen, Leben zu fördern. Lebensgerecht gedacht ist es, wenn wir allen Formen, Normen und Gesetzen nur so viel Berechtigung zusprechen, wie sie für die Stützung und Steigerung völkischen Lebens bedeuten.

Daß von solcher Schau aus auch nach einer neuen lebensgerechteren Kulturkunde gesucht werden muß, liegt nahe. Kann doch eine solche Kulturkunde zusammen mit der Rassenbiologie geradezu das wissenschaftliche Kernstück des lebensgerechten Denkens abgeben.

Die Versuche in dieser Richtung dürfen aber, soweit sie überhaupt Wissenschaft sein wollen, ihre Aufgabe nicht darin sehen, die Kulturkunde mit einer neuen pseudobiologischen Mystik zu erfüllen. Es läßt sich im Gegenteil mit Sicherheit sagen, daß eine biologische Kulturkunde weniger mystisch, daß sie nüchterner und daß sie kälter sein wird als die meiste bisherige Kulturkunde. Denn diese ist zumeist von Kulturbegeisterten getragen worden, von kunst-, von literatur-, von exoten-, von geschichtsbegeisterten Menschen.

Lebensgerechte Kulturkunde wird hingegen als ein naturwissenschaft-

liches Forschungsgebiet notwendig in einem ähnlichen inneren Abstand von ihren Erscheinungen stehen, wie das nun eben in allen Naturwissenschaften gleichermaßen der Fall ist — in der Physik so gut wie in der Zoologie, in der klinischen Medizin wie in der Psychiatrie. Der rein auf Erkenntnis gerichtete Wille erfordert solches Abstandnehmen.

Die Versuche, zu einer lebensgerechten Kulturkunde zu kommen, würden auch in die Irre gehen, wenn sie das wesentliche darin sähen, daß einige neue, bisher unbeachtete Erscheinungen nun neben allem bisherigen *auch* in die Betrachtung der Kultur einbezogen werden sollen. Es ist nicht damit getan, daß z. B. der Historiker nun auch noch die Bevölkerungsgeschichte berücksichtigt, oder daß sich der Völkerkundler mehr als bisher auch um die Rasse der von ihm behandelten Menschen kümmert. Die Umstellung muß viel tiefer gehen.

Eine lebensgerechte Kulturkunde betrachtet *alle kulturellen Erscheinungen als Lebenserscheinungen der beteiligten Menschen, führt sie mithin auf die biologische Beschaffenheit dieser Menschen zurück.*

Die „biologische Beschaffenheit" umfaßt alle Eigenschaften am Menschen, die lebenskundlicher und lebensgesetzlicher Erkenntnis zugänglich sind. Diese biologische Beschaffenheit hat die Erbveranlagung zum Kern. Die bevölkerungstypisch verteilten Erbanlagen nennt man Rassenanlagen.

Biologische Beschaffenheit und Kultur
Erbanlagen und Kultur
Rassenanlagen und Kultur:

in dieser Reihenfolge wird der Gegenstand der biologischen Kulturlehre immer enger. Wer aber, wie wir, sich den engsten Bereich, die Frage „Rasse und Kultur", zum Gegenstand nimmt, muß doch vom weitesten Bereich „biologische Beschaffenheit und Kultur" ausgehen, denn die seelischen Rassenanlagen müssen aus der biologischen Gesamtbeschaffenheit, die sich im Kulturablauf zeigt, erst sorgsam und kritisch herausgelöst werden.

Wir teilen den Entwurf einer lebensgerechten Kulturlehre in vier Hauptabschnitte:

Der *erste* behandelt die allgemeinen Wissenschaftsfragen (die in der Einleitung geforderte einheitliche Erkenntnisgrundlage).

Der *zweite* stellt die für die Kulturlehre wichtigsten Tatsachen der Rassenbiologie zusammen.

Der *dritte* entwirft ein kurzes Bild lebensgerechter Seelenlehre, ohne die eine Kulturbiologie unmöglich ist.

Der *vierte* endlich wendet sich der Kultur und ihrer lebenskundlichen Behandlung selbst zu.

I. Hauptabschnitt:

Wissenschaftslehre

1. Natur- und Geisteswissenschaften

Nach üblicher Abgrenzung gehört Rasse in die Naturwissenschaften, Kultur aber in die Geisteswissenschaften. Wenn das so ist, was gibt uns dann das Recht, beides, Rasse und Kultur, in einer „Kulturbiologie" vereint zu behandeln?

Was kann uns vor dem Vorwurf ständiger Grenzüberschreitung und unsachgemäßer (inadäquater) Behandlung schützen?

Es ist hier nicht der Ort zu breiten wissenschaftstheoretischen Erörterungen, aber es muß doch Antwort auf solche Fragen gegeben werden. Der Leser, der so allgemeine Problematik nicht sucht, mag diese gedrängte Darstellung der Erkenntnisgrundlagen überschlagen.

Die übliche Trennung von Natur- und Geisteswissenschaften ist nicht planmäßig entworfen, sondern historisch entstanden. Manche Wissenschaftstheoretiker meinen, man müsse sich vom historisch Gewordenen führen lassen. Man braucht aber nur an die völlig ungleichgewichtige Fakultätenteilung der deutschen Universitäten zu denken: Dann können einem die Augen darüber aufgehen, wie wichtig es ist, sich einmal vom Banne des historisch Gewordenen zu befreien.

Gewiß bedarf ein so vielverzweigtes Gebilde wie die moderne Wissenschaft einer Einteilung. Weniger ist aber einzusehen, warum gerade eine Zweiteilung die richtige Lösung abgeben soll.

Immer wieder sind es Zweiteilungen, die in den letzten Jahrzehnten vorgeschlagen und umstritten wurden: Kultur- und Naturwissenschaften, nomothetische und ideographische, Ideal- und Real-, Geistes- und Natur-, wertbeziehende und wertfreie Wissenschaften usw.

Zweiteilungen geben die einfachste Anordnung, darum werden sie im Anfang immer versucht. Steckt auch unsere Wissenschaftssystematik noch immer in anfänglichen Versuchen?

Zweiteilung in Feind und Freund ist eine Eigentümlichkeit von Kampfsituationen. Entspringen die vorgeschlagenen Zweiteilungen nicht der Verteidigung der älteren historisch-philologischen Disziplinen gegen das Überfluten der Naturwissenschaften?

Zweiteilung des Wirklichen ist als metaphysischer Dualismus die mächtigste Weltanschauung der letzten Jahrtausende gewesen. Erkennen wir nicht in der

Unterscheidung von Natur- und Geisteswissenschaften diese dualistische Weltanschauung wieder?

Die Mühe, die Unzweckmäßigkeit der meisten zweiteilenden Wissenschaftssysteme aufzuweisen, hat uns Becher (1921) schon abgenommen.

Es ist nicht richtig, daß nur die Geisteswissenschaften sich mit Individuellem abgeben und daß nur die Naturwissenschaften Gesetze suchen. Es reicht nicht zu, Wertbeziehungen für das Auswahlprinzip des Historikers zu erklären. Man kann Natur und Kultur nicht in einen scharf abgrenzbaren Gegensatz zueinander bringen usw.

Aber ist die von Becher selbst verteidigte Teilung in Natur- und Geisteswissenschaften (je nach dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von Seelischem) weniger anfechtbar? Sie geht durch den wichtigsten Gegenstand menschlicher Erkenntnis, den lebenden Menschen selbst, mitten hindurch. Dieser ist ohne Zweifel sowohl „Natur" wie „Geist".

Daß der Mensch verschiedene Wesensseiten hat, kann solches Auseinanderspalten nicht rechtfertigen. Es gibt kein Seinsgebiet, auch nicht das kleinste und einheitlichste, in dem nicht unvergleichbare Qualitäten vorkämen. Schon die allgemeinsten Bestimmungen des Wirklichen wie Form, Gehalt, Ausdehnung, Raum, Zeit, Ding, Eigenschaft sind nicht weniger verschieden wie Leib und Seele. Ist aber jede Wissenschaft Einheit aus Unvergleichlichem, dann kann es auch die Wissenschaft vom Menschen sein.

Jede Wissenschaft hat zugleich mit mehreren Grundbestimmungen des Wirklichen zu tun, darum grenzt man seit jeher nach sachlicher Zusammengehörigkeit, nicht nach Einheit der behandelten Qualitäten ab. Das muß auch für die Menschen gelten. Sowie es sinnlos wäre, die Ausdehnung der Körper der einen, ihre Farbe der anderen Wissenschaft zuzuweisen, ist es auch sinnlos, eine „geisteswissenschaftliche" Seelenlehre und eine „naturwissenschaftliche" Körperlehre vom Menschen nebeneinander herlaufen zu lassen.

Wir schließen nach dieser Kritik nun den Entwurf einer Wissenschaftslehre der Kulturbiologie an.

2. Wissenschaft als Orientierungsfunktion

Einer biologischen Kulturkunde wird man es nicht verdenken, daß sie in ihrer Wissenschaftslehre den Ausgang von einer allgemeinen animalen Lebenserscheinung nimmt. Wissenschaften sind für uns besondere Ausbildungen der Orientierungsfunktionen der Lebewesen.

Orientierung bedeutet eine besondere Art der Lebewesen-Umweltbeziehung. Die Orientierungsfunktionen bilden Umweltteile entsprechend

den Erfassungsfähigkeiten des Lebewesens ab, lassen die Umwelt inne werden, erleben, begreifen.

Diese unmittelbaren „evidenten“ Erkenntniserlebnisse sind aber nur die eine Seite der Orientierungsfunktionen. Der Schatz der Erkenntniserlebnisse muß durch die dauernden Zusammenstöße mit dem Wirklichen immer weiter im Sinne der zweckmäßigen Brauchbarkeit seiner Angaben umgebildet werden. Damit erst entsteht wahre Orientierung, damit erst kann das lebendige Wesen seine Handlungen so steuern, daß es sein Verhalten der Umwelt zweckgemäß und vorausschauend anzupassen imstande ist.

Man spricht dann gewöhnlich davon, daß im Verlaufe dieser Entwickelung und Verbesserung der Erkenntniserlebnisse die „Übereinstimmung mit der Wirklichkeit“ eine immer bessere wird. Auch die beste Erkenntnis ist aber nicht identisch mit ihrem Gegenstand, sondern nur in sehr brauchbarer Weise auf ihn bezogen. Auch die beste Erkenntnis ist damit ein Ausfluß der besonderen lebendigen Erfassungsfähigkeiten, die in dem betreffenden Wesen angelegt sind.

„Wahr“ ist das, was mit dem typischen Wahrheits-, Klarheits-, Evidenzgefühl erlebt wird und was den inneren und äußeren Erfahrungen standhält. „Wahr ist, was sich noch nie als unwahr erwies“ — so könnte man das zweitgenannte Wahrheitskriterium auch ausdrücken.

Es gibt nun in der Philosophie zwei Richtungen, welche von den genannten zwei Kennzeichen einer guten Erkenntnis, einer Wahrheit jeweils nur die eine anerkennen. Der einen gehört die Mehrzahl der Philosophen an: Für sie ist das Wahrheitsgefühl, das Evidenzerlebnis letztlich immer der oberste Richter. Sie vertrauen auf das, was ihr Geist als unausweichlich richtig angibt.

Die zweite Richtung macht aus dem ganzen Erkenntnisleben eine Frage des maximal Denkzweckmäßigen und will ein unmittelbares Wahrheitserlebnis gar nicht kennen („Pragmatismus“).

Keine dieser beiden Richtungen erfaßt die volle biologische Wirklichkeit des Erkennens.

Auf der einen Seite ist das unbedingte Vertrauen auf das unmittelbar Erlebte und Eingesehene nur dem möglich, der über die Mauern seines „gesunden Menschenverstandes“ noch nie hinübergeschaut hat.

Wer einmal vor einem Geisteskranken gestanden hat, wer davon gehört hat, wie verschieden sich das gleiche Stück Welt in verschiedenen Tierseelen spiegelt (Uexkülls „Umweltforschung“!), der ist von seinem unbedingten Vertrauen in das, was dem Bewußtsein als wahr erscheint, geheilt. Aber auch an seinen eigenen „abnormalen“ Zuständen kann jeder Mensch die Wandelbarkeit der Evidenzgefühle erleben: Wer einmal einen Rausch hatte, wer einmal verliebt war, ja wer einmal den Jahreslauf von düsteren Nebeltagen bis zum hellen Sommersonnenschein erlebt hat, der müßte wissen, daß auch Wahrheitserlebnisse sich mit dem biologischen Zustand ändern.

Das Evidenzgefühl ist eine biologische Funktion. Es wirkt zwar beim gesunden Menschen im allgemeinen zweckmäßig, wie

das ja gerade das Wesen einer gesunden biologischen Funktion ist. Wer es aber zum unbedingten Richter macht und in ihm das unerschütterliche Bollwerk der Wahrheitssuche sieht, den muß der Biologe für übel beraten halten.

Auf der anderen Seite gebärden sich die (reinen) Pragmatisten, als könnten sie des Evidenzgefühles entbehren. Dabei bedeutet aber schon ihr Prinzip der Erfahrungsprüfung ein unmittelbar einsehendes Richten darüber, was die Erfahrungsprüfung bestanden hat. Das pragmatistische Prinzip des maximal Denkzweckmäßigen baut überhaupt als eine kritische Überlegung auf dem Strom des vorkritischen naiven Erkenntnislebens auf. Dieses muß vorhanden sein, damit Pragmatismus überhaupt einsetzen kann, und auch der schärfste Pragmatist muß sich damit abfinden, daß es auch vorhanden bleibt. Das Seelenleben ist nun einmal so organisiert, daß die durch Erfahrung als nicht unzweckmäßig erkannten Vorstellungen vorzugsweise als positiv richtig erlebt werden. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß auch das „naive" Erkenntnisleben weitgehend pragmatistisch abläuft. Im „naiven" Bewußtsein aber begegnet man trotzdem vorwiegend den Umbildungen aus dem „nicht Unzweckmäßigen" ins „positiv Wahre".

Lebensgerechte Wissenschaft muß wie jede lebendige Orientierung auf beiden Wahrheitskennzeichen zugleich beruhen. Sie wird um so reicher, je reicher die menschlichen Erfassungsfähigkeiten sind, von denen sie ausgeht, und wird um so zuverlässiger, je schärfer und planmäßiger die Kritik ist, die sie an den unmittelbar einleuchtenden Erfahrungen übt.

3. Die Kennzeichen wissenschaftlich brauchbaren Erkenntnisstoffes

Die gewöhnliche Ausdrucksweise, Wissenschaft könne sich nur auf „objektive" Erfahrungen stützen, ist unbrauchbar. Was Erfahrung ist, ist nun einmal Erlebnis, und was Erlebnis ist, das ist nun einmal „subjektive" Mensch-Umweltbeziehung.

Auf der anderen Seite ist klar, daß man nicht auf alle beliebigen Erlebnisse Wissenschaft aufbauen kann. Z. B. gilt das Erhabenheitserlebnis mit Recht als weniger geeignet hierfür als das Zahlenerlebnis. Es muß also ein bestimmtes Auswahlprinzip wissenschaftlich brauchbaren Erkenntnisstoffes geben. Es lassen sich da die folgenden Kennzeichen nennen:

1. Muß das Erkenntniserlebnis, das als Ausgangspunkt wissenschaftlicher Forschung dienen soll, dem Erlebenden klar und genügend eindrucksstark gegeben sein.

Aus der besonderen Klarheit und Eindrucksstärke der Gesichtserlebnisse z. B. im Vergleich mit den Riecherlebnissen folgt ohne weiteres der Vorrang der ersteren für das menschliche Erkenntnisleben.

2. Müssen die Erkenntniserlebnisse, auf denen Wissenschaft aufbauen soll, konstant sein. Sie sollen sich nicht beim Wandel der inner-seelischen Bedingungen, sondern nur bei einer Veränderung, die im Gegenstand selbst liegt, abwandeln.

Z. B. ist der Geschmack einer Frucht mehr von wandelbaren innerseelischen Bedingungen abhängig als ihre Form, dementsprechend wird das Merkmal der Form wissenschaftlich bevorzugt. Erst recht läßt das, was einmal als erhaben erlebt wird, das andere Mal kalt: daher die geringe wissenschaftliche Schätzung des Erhabenheitserlebnisses.

3. Sollen die Unterschiede der Erkenntniserlebnisse möglichst enge mit wichtigen Unterschieden der Gegenstände, über welche sie aussagen, verknüpft sein.

Wo immer sich der Gegenstand ändert, soll auch das Erkenntniserlebnis klar ein anderes werden, wann immer sich das Erkenntniserlebnis ändert, soll man mit Sicherheit auf eine Veränderung im Gegenstand schließen können. Auch diese Bedingung wird von Augeneindrücken, insbesondere von Eindrücken über die Raumverhältnisse beim Menschen besser erfüllt als von den meisten anderen Erkenntniserlebnissen. Man kann in diesem dritten Kennzeichen übrigens eine andere Fassung des zweiten sehen.

4. Ein letztes wichtiges Kennzeichen wissenschaftlich brauchbaren Erkenntnisstoffes ergibt sich daraus, daß Wissenschaft immer mit Gemeinschaft mehrerer Menschen zu tun hat. Aus diesem Grunde sind Erkenntniserlebnisse auch um so brauchbarer, je gleichmäßiger und übereinstimmender sie von verschiedenen Menschen erlebt werden. Denn nur unter dieser Voraussetzung können verschiedene Menschen am Bau der Erkenntnis arbeiten und können gewonnene Einsichten angewendet werden.

Die Menschen sind in ihren Erkenntniserlebnissen in so hohem Maße ähnlich organisiert, daß die Erfüllung auch dieser Bedingung auf vielen Gebieten möglich ist, allerdings immer nur annähernd. Denn so wie es noch nie zwei Menschen mit völlig gleichen Gesichtern gegeben hat, dürfte auch noch nie ein Erkenntniserlebnis in zwei Menschen in wirklich identischer Weise abgelaufen sein.

Diese vier Kennzeichen wissenschaftlich brauchbaren Erkenntnisstoffes werden nun so angewendet, daß ein möglichst klares und denk- und anwendungszweckmäßiges Weltbild dadurch zustande kommt.

Der von der physikalischen Naturwissenschaft angewandte Erkenntnisstoff besteht vorwiegend aus Erkenntniserlebnissen, welche den vorgebrachten Bedingungen besonders einfach und weitgehend genügen. Raum, Schwere, Farben, Töne, Bewegung, Wärme usw. werden sehr klar, sehr konstant, in enger Seelen-Außenweltskorrelation und mit weitgehender Übereinstimmung verschiedener Menschen erlebt.

Das darf aber nicht dazu verführen, sich nun auch bei Behandlung der Kultur möglichst an den gleichen Erkenntnisstoff halten zu wollen. Es gelten für diesen Gegenstand zwar die gleichen Auswahlbedingungen wie für alle Wissenschaften, aber er wird nicht dadurch wissenschaftlich, daß man in ihm nur die physikalischen Grundqualitäten anerkennt. Bewußtsein, Denken, Trieb, Schönheit, Lust, Heiligkeit, Ichheit, Wirgefühl, Liebe, Schmerz und sehr vieles mehr spielen für die Kulturbiologie eine ähnliche Rolle wie für die Physik Farben, Töne usw. Soweit die mit den vorstehenden Begriffen gemeinten Erlebnisse klar, konstant, von guter Seelen-Außenweltskorrelation und guter zwischenmenschlicher Übereinstimmung sind, können sie den gleichen wissenschaftlichen Rang beanspruchen wie der Erkenntnisstoff der Physik.

Sie können auch ebensogut naturwissenschaftlicher Behandlungsweise unterlegt werden wie dieser. Worin das Wesen naturwissenschaftlicher Behandlungsweise liegt, wird der nächste Abschnitt zu klären suchen.

Da die physikalischen Grundqualitäten ebenso auf Erkenntniserlebnisse zurückgehen wie die für die Seelenkunde und Kulturbiologie besonders wichtigen Grundqualitäten, kann auch im Erlebnischarakter der letzteren kein Grund gegen eine naturwissenschaftliche Behandlungsweise der Psychologie und Kulturbiologie gesehen werden.

4. Die drei Wissenschaftsstufen

Die vorwissenschaftlichen Erfahrungen des täglichen Lebens bedeuten eine recht brauchbare „Orientierungsfunktion“. Wissenschaft nennt man aber erst besondere, über das Maß des alltäglichen Bedarfes hinausgehende Fortbildungen des Erkenntnislebens.

Der einfachste Fall, in dem von Wissenschaft die Rede sein kann, besteht darin, daß grundsätzlich im vorwissenschaftlichen Erfahrungsstil verharrt wird, daß aber m e h r derartige Erfahrungen gesammelt werden als von uninteressierten Leuten. So ergeben sich „Kennerschaften“ wie z. B. die Pflanzenkunde, die Landschaftskunde, die Kunst- oder Geschichtskunde.

Wo in solchen „Kennerschaften“ besondere Denk- und Ableitungsverfahren ausgebildet werden, sollen sie wohl mehr und sicherere Erkenntnisse möglich machen, als sich ohne diese Methoden gewinnen lassen. Die Kenntnisse selbst aber verbleiben im „vorwissenschaftlichen Erfahrungsstil“.

So besteht z. B. die geschichtliche Methodik großenteils in Anweisungen darüber, wie man am sichersten vergangene Ereignisse so feststellen könne, wie sie ein Mensch, der dabei gewesen wäre, ohne weiteres sicher festgestellt hätte. Alle Gedanken über die Echtheit einer Urkunde wollen z. B. nur bestimmen, daß wirklich Rudolf der Stifter ihr Urheber und Unterzeichner war. Dieses „Urheber-

sein“ und „Unterzeichnethaben“ ist von dem, was man im täglichen Leben darunter versteht, um nichts verschieden. Wenn man für alle historischen Ereignisse einen vertrauenswürdigen Mann hätte, der selbst dabei war, dann wäre die ganze historische Methodik überflüssig — — —

Das Wissen der Kenner verschiedener Richtungen unterscheidet sich grundsätzlich nur quantitativ vom Wissen des täglichen Lebens.

Die meisten „Kennerschaften“ reichen allerdings z. T. in eine zweite Stufe wissenschaftlichen Denkens hinein, die man die Begriffsklärende Stufe nennen könnte.

Auch die Bildung und Klärung von Begriffen ist an sich nicht der Wissenschaft allein eigen. Unsere großenteils ohne Mitwirkung der Wissenschaft natürlich gewachsenen Volkssprachen stellen, jede für sich, Begriffssysteme von überwältigend reichem Umfang und Inhalt dar. Auch in diesem Punkte kann nur die besondere, über das Maß der alltäglichen Bedürfnisse hinausgehende Fortbildung als wissenschaftlich gelten.

Was heißt und bedeutet Begriffsbildung und Begriffsklärung? Vielfach wird ihr Wesen im Herausarbeiten neuer Definitionen gesehen, das ist aber viel zu enge.

Wir wollen Begriffe mit gestalteten Gebilden vergleichen, welche Substanz und Grenzen haben. Definitionen haben nur mit den äußeren Grenzen der Begriffe zu tun. Wo man definieren will, muß schon „Begriffssubstanz“ vorhanden sein. Was hier bildlich Begriffssubstanz genannt wird, ist jeweils ein Umkreis als einander ähnlich und zusammengehörig empfundener Erkenntniserlebnisse. So ist die „Begriffssubstanz“ von Pferd der Umkreis aller Erfahrungen mit pferdeartigen Tieren. Die Begriffssubstanz von Freude ist der Umkreis aller als freudegeartet empfundener Gefühlszustände.

Begriffsbildung und Begriffsklärung kann nun neue Begriffssubstanzen oder neue Begriffsgrenzen schaffen. Eine Leistung der ersten Art war es, als ein Mensch das erstemal alle freudeartigen Erlebnisse als unter gemeinsamem Namen zusammenfaßbar entdeckte. Eine Leistung der letzteren Art ist die möglichst genaue Angabe der Merkmale, welche den Begriff Freude von seinen Nachbarbegriffen Lust, Entzücken, Weihe usw. auseinanderzuhalten erlauben.

Neuentdeckte „Begriffssubstanzen“ sind neuentdeckte oder in neuer Art zusammengegriffene Erkenntniserlebnisse. Sie setzen sich dann durch, wenn sie gefallen, sie sind dann zweckmäßig, wenn sie klar sind, gute Definitionen möglich machen und auch sonst das Denken kürzer und reicher gestalten. Neue Begriffssubstanzen zu bilden ist eine schöpferische Leistung von kunstähnlicher Art. Wer das erstemal von Erlebnis, Gleichschaltung, sex appeal, Tarnung, Querverbindung sprach — um nur einige Worte zu nennen, deren „Aufkommen“ uns selbst noch erinnerlich ist —, der ist sprachbildender Künstler.

Gegenüber dem Begriffsgebrauch des täglichen Lebens besteht die Leistung der Wissenschaft am auffälligsten in der Schärfe ihrer Begriffsabgrenzungen (Definitionen). Der Forscher sollte aber daneben nicht weniger „sprachbildender Künstler“ in seinem Bereich sein als der einfache Volksmensch in dem seinigen.

Was sind nun Kennzeichen und Aufgaben einer begriffsklärenden Wissenschaftsstufe?

Einem Erkenntnisgebiet das zweckmäßigste Begriffsgewand überzuwerfen ist eine gewaltige geistige Leistung. Die richtigen Begriffssubstanzen müssen geschaffen. die richtigen Begriffsgrenzen gefunden werden. Alles was aus diesen Substanzen und Abgrenzungen folgt und gefolgert werden kann. muß überlegt werden.

So ist die ganze Mathematik nichts anderes als eine Lehre davon, was aus den Begriffen „Sein" und „räumliche Ausdehnung" gefolgert werden kann. Größer ist die Zahl der Begriffssubstanzen, deren Grenzen, gegenseitige Verklammerung und widerspruchsfreie Folgerichtigkeit den Gegenstand der wissenschaftlichen Rechtslehre bilden.

Mathematik und Rechtslehre sind gute Beispiele begriffsklärender Wissenschaften. sowie die Geschichte üblicher Prägung ein gutes Beispiel einer Kennerschaft abgibt, die vorwiegend mit den Begriffen des täglichen Lebens arbeitet.

Eine dritte Stufe wissenschaftlicher Erkenntnis geht aber über Kennerschaft und Begriffsklärung noch hinaus. Sie stellt Fragen der allgemeinsten Art: Was geschieht, wenn . . . dies und jenes Ereignis zusammentreffen? Was geschieht z. B., wenn ich das Streichholz an der Reibfläche reibe? Um zu erkennen, was dann geschieht. wird solche Wissenschaft das Ereignis des Zusammentreffens von Reibfläche und Streichholz oft herbeizuführen trachten und daraus ersehen. daß dabei fast immer das Streichholz aufflammt.

Diese Erkenntnis ermöglicht Voraussage über einen zu erwartenden Handlungserfolg. Sie weist damit in die Zukunft und ist in besonderem Maße geeignet, das Handeln zu steuern.

Das ist das Wesen der dritten, der voraussagenden Wissenschaftsstufe. Sie entspricht dem Comteschen „voir pour prevoir".

Man kann dem Vorgang mit dem Streichholz allerdings auch eine in die Vergangenheit gerichtete Wendung geben. Man kann sagen: Auf die Frage. warum das Streichholz aufflammt, wird die Erklärung gegeben, daß das von der Reibung an der präparierten Fläche komme. Diese Art des Denkens weist in die Vergangenheit des Aufflammens anstatt in die Zukunft des Reibens; sie bringt darum nicht „Handlungsrezepte für Täter", sondern „Denkgenugtuung für Grübler".

In dieser erklärenden Fassung der Vorgänge ist auch das kleine Wörtchen „warum" aufgetaucht. Das hat, so unscheinbar es aussieht, weittragende Folgen.

In der Fassung: Beim Reiben an der Fläche wird das Streichholz meistens aufflammen. steckt nichts, was nicht unmittelbar der Erfahrung

entnommen wäre. Die Fassung: Das Streichholz flammt auf, weil es gerieben wurde, kleidet sich aber in die Form einer logischen Begründung.

Logische Begründungen sind Gleichungen von unbedingter Denknotwendigkeit. In dem Satze: Das Pferd säugt seine Jungen, weil es ein Säugetier ist, wird das Säugen mit dem Säugetiersein als per definitionem identisch aufgewiesen. Das ist berechtigt, weil Säugetiersein in solcher Weise definiert worden war, daß das Säugen des Pferdes mit darin enthalten ist.

Anders mit dem Aufflammen des Streichholzes. Daß es aufflammt, weil es gerieben wurde, ist nicht logisch begründet, sondern bedeutet nur die quasilogische Fassung eines Erfahrungszusammenhanges und geht über die Erfahrung selbst damit weit hinaus.

Das Reiben ist in diesem Denkstil die „Ursache", das Aufflammen die „Wirkung". Weil Ursache und Wirkung per definitionem in einem notwendigen Zusammenhang stehen, wird so getan, als ob auch die physikalischen Vorgänge, um die es sich hier handelt, so notwendig zusammengehörten, wie die beiden Seiten einer mathematischen Gleichung.

Erst aus dieser quasi-logischen, über die Erfahrung hinausgreifenden Denkweise wird auch der Determinismus, die Annahme der unbedingten Bestimmtheit aller Ereigniszusammenhänge geboren. Determinismus taucht daher erst bei der erklärenden, in die Vergangenheit gerichteten Fassung der „Was-geschieht-wenn-Forschung" auf. In der auf die Zukunft und auf das Handeln gerichteten voraussagenden Fassung der Ereigniszusammenhänge hat er gar keinen Platz. Denn von einer guten Voraussage verlangt man keineswegs, daß das Aufflammen immer eintritt, sondern nur daß seine Häufigkeit richtig angegeben wird. Eine gute Erklärung muß aber absolut gelten.

Soviel über den allgemeinen Denkansatz der nach Ereigniszusammenhängen suchenden „Was-geschieht-wenn-Forschung". Es braucht kaum gesagt zu werden, daß damit die Vorgehensweise der Naturwissenschaft gemeint ist. Wenn das Wort „Naturwissenschaft" erst jetzt gebraucht wird, so hat das seinen guten Grund darin, daß eindringlich darauf hingewiesen werden sollte, wie wenig dieser Ansatz mit der Bearbeitung einer besonderen Art von Inhalten zu tun hat. Er ist überall am Platze, wo begrifflich geklärte und voneinander abtrennbare (diskrete) Ereignisse in Häufigkeitsbeziehungen gebracht werden können.

Gewiß: Unser Beispiel ist der Physik entnommen. Aber man hätte genau so gut fragen können: Was geschieht, wenn ... ein Fiebernder Aspirin einnimmt, oder: Was geschieht, wenn ... man einen Hengst mit einer Stute zusammenkommen läßt, oder: Was geschieht, wenn ... ein Briefmarkensammler an einem Briefmarkengeschäft vorbeikommt usw. usw. Immer wieder hätte die Antwort zu lauten: In einer bestimmten Häufigkeit (in einer bestimmten Prozentzahl aller Fälle) wird das Fieber abfallen, die Stute besprungen werden, der Briefmarkensammler stehenbleiben. Mit diesen Voraussagen kann gleichermaßen der Arzt,

der Tierzüchter, der Freund, der den Sammler auf der Straße einholen will, rechnen.

Es gibt kein Gebiet des Seins, welches diesem Denkansatz des voraussagenden Erfahrungsnutzens entzogen wäre. Überall wo ähnliche Erscheinungen vielmals auftreten, wird es möglich und nützlich sein, sie so anzuordnen, daß Angaben auf Fragen der allgemeinen Form: Was geschieht, wenn ...? zustandekommen.

Der irrige Glaube, solche Art des Forschens sei nur einer besonderen Gruppe von sogenannten Naturwissenschaften vorbehalten, ist wohl durch zweierlei entstanden: Erstens dadurch, daß man um so eher zu solcher Art des Forschens kommt, je menschlich uninteressanter die individuellen Einzelheiten der Erscheinungen sind.

Darum hat sich Erkenntnis als voraussagende Erfahrungsnutzung zuerst in der Lehre von den toten Dingen (Physik), dann in der Lehre vom außermenschlichen Leben (Biologie), sehr viel später noch in der Seelenkunde und überhaupt noch kaum in der Kulturkunde durchgesetzt. Kulturelle Ereignisse scheinen eben ganz besonders von übermächtiger Einmaligkeit, noch mehr als das Seelenleben des Einzelwesens.

Solange nämlich das einmalige am Vorgang das Interesse fesselt, wird er beschrieben, vielleicht künstlerisch gestaltet, vielleicht begriffsklärend aufgehellt — und über all dem kommt es nicht zur sachlichen Bearbeitung nach Zusammenhangshäufigkeiten.

Zweitens aber hat die vorherrschende Wendung auf Erklärung statt auf Voraussage die Ausbreitung des naturwissenschaftlichen Forschens auf das menschliche Sein sehr behindert. Erklärung sucht unbedingte, determinierte Zusammenhänge. Das Empfinden vieler Menschen wehrt sich nun dagegen, „starre Kausalität" auch dort anzunehmen, wo „freier Wille" empfunden wird. Darum wurde eine naturwissenschaftliche Betrachtungsweise des kulturellen Lebens verpönt, obwohl Kausalität und Determinismus mit dem Denkansatz voraussagenden Erfahrungsnutzens nichts zu tun haben.

Diese Abwehr aus metaphysischem Empfinden ist dadurch noch bestärkt worden, daß die Erfahrungen, welche mit dem Begriff des absolut determinierenden Gesetzes in der Geschichte gemacht wurden, nicht gerade ermutigend ausfielen. Die verschiedenen vorgeschlagenen „historischen Gesetze" können aber beim naturwissenschaftlich geschulten Denker wirklich nur verwundertes Kopfschütteln auslösen: Wie konnte man nur erwarten, das verwickelte historische Geschehen mit so hanebüchen einfachen Faustregeln deuten zu wollen, wie mit der Behauptung von einer „gesetzmäßigen" Abfolge Monarchie-Aristokratie-Demokratie, oder einer „gesetzmäßigen" Entwickelung zur Freiheit, oder einer „gesetzmäßigen" Wanderung der Kultur von Osten nach Westen! Etwas mehr sachliche Mühe muß man sich für diesen Zweck denn doch geben.

Der Denkansatz der voraussagenden Erfahrungsnutzung kommt mit der Frage des freien Willens gar nicht in Berührung. Denn er sagt nur,

was wahrscheinlich geschehen wird, ohne die strenge Determiniertheit des Einzelfalles zu behaupten.

Auch bei der Bearbeitung geschichtlichen Stoffes läßt er verläßliche, aber nicht absolut determinierende Erfahrungsregeln an die Stelle starrer Kausalgesetze treten.

Ohne Zweifel ist das Gebiet des Kulturlebens nach Wegräumung dieser künstlichen Hindernisse für eine Forschung mit der allgemeinen Fragestellung: Was geschieht, wenn ...? geradezu besonders geeignet. Denn die allermeisten kulturellen Vorgänge kommen ja vielfach, ja unzählbar oft vor. Wieviele Briefe wurden schon geschrieben, wieviele Ehen geschlossen und gebrochen, wieviele Kriege geführt, wieviele Bücher gelesen, wieviele Brücken gebaut, wieviele Gemeinderatssitzungen abgehalten? Anstatt von überwältigender Einmaligkeit kann man bei realistischer Einsicht wahrlich eher von überwältigender Gleichartigkeit des kulturellen Lebens sprechen. Die wirklich unvergleichlichen Ereignisse verlieren sich darin wie Sandkörner am Meere.

Man kann das nur übersehen, wenn man von vornherein nur das Abweichende wissenschaftlich bemerkenswert findet, wie das für die Geschichtswissenschaft mit vollem Ernste als das Prinzip der Stoffauswahl gelehrt worden ist. Um so notwendiger ist es dann aber, einer solchen Wissenschaft „von dem, was beinahe nie ist“ eine Kulturkunde „von dem, was beinahe immer ist“ entgegenzustellen.

5. Zusammenfassung

Kulturbiologie läßt die ganze Vielfalt und den ganzen Reichtum der menschlichen Erlebnis- und Erfassungsfähigkeiten gelten, soweit er sich bei „pragmatistischer Kritik“ als denk- und anwendungszweckmäßig erweist. Die wissenschaftlich brauchbaren Erfahrungen sind keineswegs durch ihre „Objektivität“ ausgezeichnet, sondern entsprechen einer Reihe anderer Bedingungen. Sie sollen klar, konstant und von möglichst vielen Menschen übereinstimmend erlebbar sein. Diesen Bedingungen muß auch der Erkenntnisstoff der Kulturbiologie entsprechen.

Dessen Verarbeitung folgt den drei Stufen der Kenntniserweiterung, Begriffsklärung und voraussagenden Erfahrungsnutzung, welche natürlich enge ineinanderwirken.

Es besteht kein Grund, die voraussagende Erfahrungsnutzung auf das Gebiet der toten Natur und des außermenschlichen Lebens einzuschränken: Auch auf den Gebieten der sogenannten Geistes- oder Kulturwissenschaften ist ihre Anwendung möglich und wichtig.

Sowohl dem Verfahren wie der Sache nach wird so eine einheitliche Bearbeitung der gesamten Wirklichkeit erreicht, obwohl allen bei kritischer Erlebnisprüfung qualitativ verschieden erscheinenden Erfahrungen ihr

Recht gelassen wird. Unvergleichbar verschiedene Qualitäten gibt es schon im engsten Sachgebiet, denn jede Wirklichkeit ist nur als ein Ineinander verschiedener Grundqualitäten für den Menschen darstellbar. So bedeutet auch das Zusammenwirken unvergleichbarer Erscheinungen im Kulturleben nicht, daß denkstileinheitlich Kulturforschung unmöglich wäre. So findet auch die Frage Rasse und Kultur bei diesem Denkansatz ihre gesuchte einheitliche Erkenntnisgrundlage.

II. Hauptabschnitt:

Rassenbiologie

1. Erblehre — der Kern der Rassen- und Kulturbiologie

Rasse hat nur mit erbbedingten Erscheinungen zu tun, daher bedeutet die rassenbiologische Deutung von Kulturbilanzen nichts anderes als die Rückführung von Leistungsunterschieden auf Erbunterschiede.

Kenntnis des heutigen Standes der Erblehre ist darum eine der wesentlichsten Voraussetzungen aller in diesem Werke vorgebrachten Überlegungen. Nun kann hier aber Erblehre nicht einmal im Abriß abgehandelt werden, zumal die Zahl der Darstellungen dieses Gebietes heute schon in die Hunderte gehen dürfte.

Nur einige besonders wichtige Schlußfolgerungen sollen dem an sich mit der Erblehre schon vertrauten Leser hier ins Gedächtnis gerufen werden.

Die Vererbungsforschung ist durch die Tat des Augustinermönches Mendel zu einer exakten Naturwissenschaft geworden, die mit grundsätzlich gleichen Verfahren Körper, Funktionen und Seele aller Lebewesen einschließlich des Menschen erforscht.

Erblichkeit, d. h. lebensgesetzlich bedingte „innere Veranlagung" hat im allgemeinen einen stärkeren Einfluß auf die Formung des Lebewesens als die äußeren Umstände (die Umwelt), deren Bedeutung lange Zeit überschätzt wurde. Wie die Körperformen, so sind auch körperliche Funktionen (z. B. Verdauung, Blutdruck, Erbkrankheiten) und in gleicher Weise auch seelische Eigenarten erbbedingt. Erblichkeit umfaßt also das lebendige Gesamtwesen ohne Schranken.

Die erbbedingte Beschaffenheit eines Lebewesens (sein „Erbbild") ist im allgemeinen der Wirkung äußerer Einwirkungen entzogen. Diese können zwar sein „Erscheinungsbild" formen, d. h. die Art, in der sich die erbgegebenen Möglichkeiten unter bestimmten Lebensumständen verwirklichen, die Anlagen selbst gehen aber unverändert an Kinder und Kindeskinder weiter und sind ihrem Wesen nach unsterblich.

Die Erbanlagen, oder zumindest stoffliche Vertreter für sie liegen in einem bestimmten Abschnitt der Zelle. Jedes Lebewesen trägt eine sehr große Anzahl von Anlagen in sich, die jeweils bestimmte Merkmale be-

dingen. Bei der Zeugung treten ein Teil der väterlichen und ein Teil der mütterlichen Anlagen zur Bildung des neuen Wesens zusammen. Die einzelnen Anlagen sind dabei großenteils unabhängig voneinander und kombinieren sich nach den Regeln der Wahrscheinlichkeitslehre. Das ist der Inhalt der „Mendelschen Regeln“, welche die Grundlage der modernen Erbkunde bilden. Auch die menschlichen Rassenmerkmale beruhen auf großenteils voneinander unabhängigen Anlagen und folgen den Mendelschen Regeln. Menschliche Erblehre und Rassenkunde bilden darum zusammen ein untrennbares Wissenschaftsgebiet, die Rassenbiologie.

Aus den Mendelschen Regeln ergibt sich ferner, daß keineswegs alle Erbanlagen, die ein Mensch in sich trägt, an ihm auch in Erscheinung treten. Zum Teil werden sie überdeckt weitergegeben und kommen erst in den Erbanlagenkombinationen späterer Geschlechter wieder zur Wirkung. Daran muß auch bei der rassenkundlichen Betrachtung der Erbverhältnisse ganzer Bevölkerungen gedacht werden.

Neue Erbanlagen entstehen in geringer Häufigkeit in jeder Generation durch plötzliche und meist sprunghafte Erbänderungen (Mutationen). Ein großer Teil der Erbänderungen wirkt sich krankhaft aus, einige können aber zum Ausgang der Bildung neuer Rassen werden. Die Art der neuen Erbanlagen ist keineswegs willkürlich; jedes Lebewesen neigt nur zu einer ihm eigentümlichen Anzahl immer wieder ähnlicher Erbänderungen.

Die Vererbungslehre ist eine Erfahrungswissenschaft. Als solche steht sie diesseits aller metaphysischen Annahmen. Am zwanglosesten lassen sich ihre Ergebnisse wohl in die Auffassung einbauen, daß alles Sein auch körperliches Sein im Raume ist; aber wer an unkörperliche Substanzen glaubt, kann sich die Vererbungserscheinungen auch im Rahmen eines solchen Weltbildes erklären. Die Tatsachen als solche sind jedenfalls schon vor aller Spekulation unbezweifelbar.

2. Erblichkeit und Rasse

Rasse hat nur mit Erblichkeit zu tun, es gehört aber auch nur ein Teil der erbbedingten Erscheinungen zu den Rassenmerkmalen, nämlich nur jene, die bevölkerungsverschieden vorkommen. Rassenunterschiede sind bevölkerungstypische Erbunterschiede (Scheidt).

Als Bevölkerung gilt die Gesamtheit der artgleichen Lebewesen, die der gleichen typischen Umwelt zugeordnet sind, von welcher die Bevölkerung ihren Namen bekommt (englische, bayrische, Stadt-, Heide-, Küstenbevölkerung und dergleichen mehr).

Um sagen zu können, ob ein Erbmerkmal ein Rassenmerkmal ist, muß man immer erst Vergleiche mit allen anderen menschlichen Bevölke-

rungen durchführen. Rassenmerkmale haben jedenfalls keine biologische, sondern nur die genannte geographisch-statistische Sonderstellung.

Die Bedeutung der Erblichkeit für das Kulturleben im allgemeinen ist heute schon recht gut bekannt. Die Kulturbilanz der Menschenrassen als Weg zur Rassenseelenkunde zielt aber auf die Feststellung bevölkerungstypischer Unterschiede der erblichen Kulturfähigkeit ab.

3. Mannigfaltigkeit innerhalb der Rasse

Menschliche Rassen sind nie „Heerscharen erbgleicher Typen" gewesen, sondern müssen wie alle natürlichen Rassen des Tierreiches als in sich sehr mannigfaltige „Rassenwelten" vorgestellt werden.

Die natürlichen Menschenrassen sind ja ebenso wie die natürlichen geographischen Rassen des Tierreiches ohne planmäßige Eng- und Hochzucht auf bestimmte Leistungen entstanden. So darf man sie auch nicht zu den Tierzuchtrassen in Parallele stellen. Man kann den Unterschied folgendermaßen ausdrücken: Tierzuchtrassen sind auf spezialisierte Leistung gezüchtet, natürliche Rassen bei Tier und Mensch hingegen nur auf Erhaltung in ihrem Heimatraum. Das bedeutet einen viel weiteren Rahmen.

Die Erscheinung natürlicher erbbedingter Mannigfaltigkeit innerhalb der Rasse wird sich auch in der Kultur spiegeln müssen. Man kann sicher nicht von einer einheitlichen „Kulturfähigkeit einer Rasse" reden, sondern nur von der typischen, durchschnittlichen, minimalen und maximalen Leistungsfähigkeit ihrer Individuen.

Die verschiedensten Sondertalente kommen in der gleichen Rasse vor, so daß auch reiche qualitative Befähigungsunterschiede in der gleichen Rassenwelt nebeneinander bestehen. Rassencharakteristisch werden solche Sondertalente in dem Augenblick, in dem sie in einer bestimmten Bevölkerung besonders gehäuft auftreten.

4. Umschichtungsvorgänge innerhalb der Rasse (Siebung)

Menschen von ungleicher Veranlagung werden innerhalb der gleichen Rasse und Kultur oft in verschiedene speziellere Umwelten gesondert und ausgesiebt. Die einzelnen Berufs-, Standes- und Lokalgruppen, aus denen sich die Bevölkerung einer differenzierten Kultur zusammensetzt, werden daher im Durchschnitt meist von Menschen etwas ungleicher Erbbeschaffenheit besetzt sein. Sozialer Aufstieg, Binnenwanderung, Schulung und Berufsberatung haben solche Siebung nach Erbbeschaffenheit notwendig zur Folge.

Für die Kulturleistung einer Gesamtbevölkerung hängt natürlich von der Wirkungsweise der vorhandenen Siebungsmittel sehr viel ab.

Wenn keine besonderen Einrichtungen bestehen, welche die Menschen militärischer, kaufmännischer, wissenschaftlicher usw. Begabung in der Bevölkerung sammeln und an den Platz führen, für den sie am besten geeignet sind, dann wird die Leistung allenthalben wahrscheinlich geringer ausfallen, als wenn jeder Mensch dorthin kommt, wo seine Fähigkeiten am besten nutzbar sind.

Solche innere Umschichtung vermag daher zu starken Leistungsunterschieden des Volksganzen zu führen, ohne daß sich an der Rasse der Bevölkerung, an ihrem Gesamtbestand von Erbanlagen etwas ändert. Wenn man Kulturbilanzen vergleichen will, muß man vor dem Rückschluß auf die Rassenanlagen die jeweils vorhandenen Siebungseinrichtungen berücksichtigen.

Bei entsprechender Aussiebung könnte man vielleicht auch aus Negern einen Sozialkörper bilden, dessen Glieder durchschnittlich ebensoviel politische Begabung haben wie unausgesiebte europäische Bevölkerungen. Die Gleichheit der Leistungen könnte dann trügerisch sein: Denn es bedeutet natürlich keine gleiche Rassenbegabung, wenn eine besondere Siebungsgruppe der einen Rasse ebensoviel leistet wie der Durchschnitt der anderen.

Besonders folgenreich wird Siebung durch anschließende Paarungssiebung. Jede Umsiebung eines Menschen in einen anderen Ort, in eine andere Berufsgruppe oder Rangstufe verändert nämlich auch seine Aussichten, eine Frau von bestimmter Erbbeschaffenheit zu bekommen.

Wenn z. B. ein Bauernjunge wie der Dichter Rosegger in die Stadt ausgesiebt wurde, dann hatte er eine viel größere Wahrscheinlichkeit, eine Frau mit gleichsinnigen Talenten zu heiraten, als wenn er in seiner Heimatbevölkerung verblieben wäre. Darum hatte er in der Stadt auch ganz anders veranlagte Kinder, als er sie mit einer Bäuerin hätte haben können: Alle Roseggernachkommen sind künstlerisch begabt. Ohne die Paarungssiebung wäre die einmalige Begabungshäufung in der Person des Dichters sofort wieder im Waldbauerntum verstreut worden. Paarungssiebung bedeutet das gleiche wie „familiäre Inzucht".

Die Paarungssiebung bewirkt, daß in einer Bevölkerung von gleichem Gesamtbestand an Erbanlagen doch in den verschiedenen Geschlechterfolgen Menschen von bestimmter Erbveranlagung verschieden häufig sein können. Das heißt, daß *auch ohne Umzüchtung der Rasse sich der Bestand an irgendwie Hochbegabten rasch ändern kann.* Einige Dutzend Ehen zwischen gleichsinnig begabten Menschen haben dem deutschen Volk mehr bedeutende Leute geschenkt, als in einer zehnfachen Zahl von Ehen ohne solche Paarungssiebung möglich gewesen wäre.

Es kommt also für die Kulturleistung einer Rasse neuerlich nicht auf den Gesamtdurchschnitt der Erbbeschaffenheit allein an, sondern auch darauf, in welcher Kombination diese Anlagen in den Menschen verteilt sind.

5. Umzüchtung der Rasse (Auslese und Ausmerze)

Rassenunterschiede können grundsätzlich auf zwei Wegen entstehen: Dadurch, daß in der einen Bevölkerung mehr oder andersartige Erbänderungen auftreten als in der anderen, oder dadurch, daß in der einen Bevölkerung nicht die gleichen Erbstämme ausgemerzt werden wie in der anderen (differente Neubildung und differenter Untergang von Anlagen).

Beim Menschen wird für gewöhnlich dem differenten Untergang, der Selektion (der Auslese und Ausmerze) die überwiegende Rolle zugeschrieben.

Auf jeden Fall sind Rassenänderungen allmähliche, in vielen Einzelschritten und Übergängen erfolgende Vorgänge. Rassenumbildung geht auch dauernd vor sich, sie ist nicht eine Ausnahmeerscheinung, sondern die Regel im rassischen Lebensgeschehen. Immer und überall bilden sich neue Erbanlagen und werden die vorhandenen durch Auslese und Ausmerze umgezüchtet. Das hat für die kulturbiologische Kulturdeutung die wichtige Folge, daß man *verschiedene Geschlechterfolgen oder verschiedene Lokalgruppen der gleichen Bevölkerung nicht ohne weiters für erb- und rassengleich halten darf.*

Wenn z. B. die Deutschen ums Jahr 1000 eine andere Kultur hatten als ums Jahr 1900, dann darf man nicht übersehen, daß sie auch rassisch nicht die gleichen Menschen gewesen sein dürften. Wenn die koloniale Kultur der Europäer anders aussieht als die heimatliche, darf man nicht vergessen, daß auch ganz andere Menschen in die Kolonien gehen als in der Heimat verbleiben.

Die Entstehung der Rassen durch differenten Untergang (Auslese und Ausmerze) bedeutet, daß jede Rasse das Ergebnis der Einpassung in ihren besonderen Umweltraum ist. Dieser Umweltraum besteht gleichermaßen aus ihrer landschaftlichen Heimat und aus ihrer selbstgeschaffenen Kultur, die züchtend auf ihre Schöpfer zurückwirkt. Auch in dieser passiven Weise bestehen also notwendige, in der Natur der Dinge liegende Beziehungen zwischen Rasse und Kultur.

So hat das Abendland besonders erfolgreiche Forscher auf medizinischem Gebiet hervorgebracht, deren Leistungen haben aber rückwirkend die Folge, daß die Rasse der abendländischen Völker unverhältnismäßig stark mit Trägern nicht ausgemerzter Erbkrankheiten überlastet zu werden droht.

Das Abendland hat große Künstler hervorgebracht, sie aber durch die kulturbedingte Gesinnung der Ehe- und Kinderlosigkeit seit jeher zur Selbstausmerze ihrer Anlagen verführt: Im Mittelalter durch das Zölibat, in der Neuzeit durch die Gesinnung des Individualismus.

6. Die Unabhängigkeit der Merkmale

Eine Grunderkenntnis, ja geradezu d i e Grunderkenntnis der mendelistischen Erblehre ist, daß die einzelnen Anlagen und Merkmale großenteils unabhängig voneinander vererbt werden.

In Anwendung auf die Frage Rasse und Kultur heißt das, daß auch körperliche und seelische Rassenzüge großenteils getrennte Erbschicksale haben werden. Daher braucht die Verteilung der körperlichen Rassen über die Erde nur locker mit der Verteilung der seelischen Rassen zusammenzuhängen. Körperlich wenig verschiedene Bevölkerungen können darum in ihrer Kulturfähigkeit erblich durchaus stärker verschieden sein als körperlich ganz ungleich aussehende Menschengruppen.

Man kann den Zusammenhang von Rasse und Kultur darum auch nicht einfach auf den Zusammenhang zwischen der Verbreitung körperlicher Erbmerkmale und kultureller Erscheinungen beschränken; ob solche Zusammenhänge bestehen ist nur eine — allerdings wichtige — Teilfrage.

7. Zusammenfassung

Im ganzen lehren alle vorgebrachten Tatsachen eindringlich das eine: M i t s c h e m a t i s c h e n V e r a l l g e m e i n e r u n g e n k a n n m a n i n u n s e r e r F r a g e n i c h t w e i t k o m m e n. Es gibt weder „Rassen" schlechthin, noch „Kulturen" schlechthin. Jede Rasse und jede Kultur ist e i n f e i n s t e s u n d v e r w i c k e l t s t e s W i r k u n g s g e f ü g e. Wenn man Rasse und Kultur in Zusammenhang bringen will, muß man die Wirkungseinheiten der Rassen — das sind die Individuen mit ihrer bestimmten Erbbeschaffenheit, und die Leistungseinheiten der Kulturen — das sind die wesensartlich bestimmten kulturellen Umwelten dieser Individuen. a u f e i n a n d e r b e z i e h e n. D i e G e s a m t h e i t d i e s e r B e z i e h u n g e n i s t d e r g e s u c h t e Z u s a m m e n h a n g v o n R a s s e u n d K u l t u r.

III. Hauptabschnitt:

Seelenkunde

Menschen sind die Träger aller Wirkungsschritte des Kulturlaufes. Unsere Hinweise zur biologischen Seelenkunde müssen jene Eigentümlichkeiten des Seelenlebens herausgreifen, die zum Verstehen dieser kulturellen Wirkungsschritte nötig sind.

Die Art der Psychologie, welche für diesen Zweck entworfen wird, muß dem Psychologen vom Fach und dem Experimentalpsychologen notwendig grob und summarisch vorkommen. Wir können hier weder die Erlebnisse der Personen ins einzelne zergliedern noch uns auf eine Mechanik experimenteller und neurologischer Einzelvorgänge des Seelenlebens einlassen. Ein Geologe beschreibt z. B. einen Bergrutsch ja auch nicht so ins einzelne wie ein Physiker, der daran das Fallgesetz studieren will. Wie der Geologe zu einer summarischen Physik, so wird der Kulturkundler zu einer summarischen Psychologie gezwungen. Natürlich muß diese trotzdem alle großen Ergebnisse der seelenkundlichen Forschung enthalten.

A. Allgemeine Grundlagen

1. Leib und Seele

Die sogenannte philosophische Anthropologie beschäftigt sich mit den Grundauffassungen vom Wesen des Menschen. Soweit sie Wissenschaft sein will, kann sie aber nichts anderes enthalten als die allgemeinsten Schlußfolgerungen aus den naturwissenschaftlichen Erfahrungen am Menschen.

Die verschiedenen „Anthropologien", die seit Aristoteles entwickelt worden sind, stimmen fast immer darin überein, daß sie dem menschlichen Wesen verschiedene Seiten zuschreiben. Bei unvoreingenommener Betrachtung scheint das nur ein Sonderfall der allgemeinen Tatsache zu sein, daß uns „Welt" überhaupt als ein Ineinander verschiedener unvergleichlicher Qualitäten erscheint: Form, Inhalt, Stoff, Funktion, Bewußtsein sind solche unvergleichbare allgemeinste Begriffe, die wir zur Bearbeitung der Wirklichkeit nötig haben.

In den philosophischen Anthropologien sind aber diese Bestimmungen, Grundqualitäten, Begriffe meist als dingliche oder persönlichkeitsähnliche Wesenheiten vorgestellt, die in irgendeiner Weise miteinander verknüpft

sein und aufeinander wirken sollen wie die Körper im Raum. So ist z. B. kaum denkbar, daß der Begriff der „Seelensubstanz“ entstanden wäre, wenn nicht an die Erfahrung der materiellen Substanz angeknüpft werden könnte. Nur soll die Seele besonders fein sein, also eher ein Dampf oder Nebel sein. In weniger primitiver Begriffsbildung verliert sie durch Abstraktion auch Schwere und Ausdehnung, so daß nur der Begriff einer Substanz ohne die Eigenschaften der wirklichen, stofflichen Substanz übrigbleibt. Diese nur andauernde, nicht raumerfüllende Seelensubstanz hat aber immerhin einen „Sitz“, nämlich in der Zirbeldrüse.

Körper und Seele einander als Substanzen gegenüberzustellen, kennzeichnet den anthropologischen Dualismus (Zweiheitslehre). Es gibt aber auch „Trialismus“, ja „Tetralismus“ (Drei- und Vierheitslehren). Diese stellen Stoff, Lebensfunktion, Seele und Geist als solche voneinander verschiedene Substanzen dar, deren Verknüpfung erst das Menschenwesen ergäbe. Man nennt das auch die Lehre vom Schichtenbau der Weltwirklichkeit (Klages, Palagyi, Hoffmann, Hartmann u. v. a.).

Sehr viel einfacher könnte die Sache werden, wenn all diese unterschiedenen Erscheinungen den Rang von Bestimmungsstücken, von Eigenschaften der einen Wesenheit Mensch hätten. Denn jene Kategorie des Erkenntnislebens, in der sich Vielheit von Unvergleichlichem doch als Einheit darstellt, ist die Kategorie des Dinges mit seinen Eigenschaften.

Wir sprechen von einer Kategorie des Dinges, weil die Auffassung der Welt in Dingen zu den ursprünglichen, unausrottbaren, aller Begründung vorausgehenden Voraussetzungen menschlicher Erkenntnis gehört. (Vgl. S. 46 f.)

Ein Würfel aus Kupfer ist ein Ding. Er ist gleichzeitig schwer, rötlich, zimmerwarm, eckig, obwohl das alles miteinander unvergleichliche Qualitäten sind. Was hindert uns zu sagen, daß der Mensch ein Ding ist mit untereinander nicht vergleichbaren Eigenschaften, ein stoffgebundenes, sinnlich wahrnehmendes, lebendiges, handelndes Ding etwa?

Man kann diesen Vorschlag auch folgendermaßen ausdrücken: Warum müht man sich damit, in Körper, Seele, Leben, Geist usw. verschiedene Dinge zu sehen, anstatt sie als Eigenschaften des einen Dinges Mensch zu betrachten?

Wenn man die heute vielbesprochenen Lehren von der Leib-Seele-Einheitsgestalt des Menschen überflüssiger Mystik entkleidet und von primitivem Glauben an eine Mehrheit von Substanzen reinigt, bleibt wohl ungefähr das übrig, was hier der „philosophisch-anthropologischen Spekulation“ vorgeschlagen wird.

Für unsere Zwecke genügt es aber, wenn auf die Erfahrungen hingewiesen wird, die zeigen, daß die erscheinungsmäßig (phaenomenal) unvergleichbaren Eigenschaften des Menschen wie Stoffgebundenheit, Lebendigkeit, Wahrnehmungsfähigkeit, Handlungsfähigkeit usw. in einem

außerordentlich engen Wirkungszusammenhang angetroffen werden, der allein schon Einheit der Erforschung nötig macht.

Beweise und Beispiele dafür, daß der Mensch nur als Einheit erforscht werden kann, sind leicht zu erbringen. Wir erinnern etwa an die Erfahrungen der Erblehre. Glieder der gleichen Familie oder Zwillinge sind sich in den seelischen Lebenserscheinungen im gleichen Maße

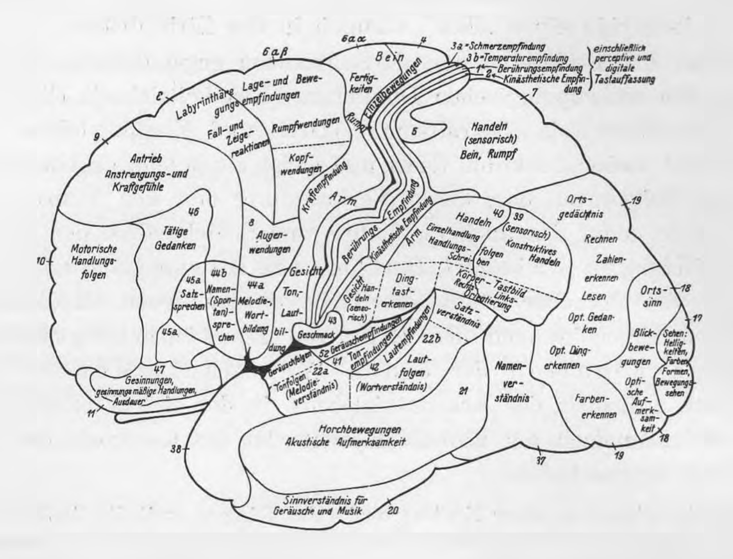


Abb. 1. Lokalisation der Funktionen auf der Großhirnrinde.
Nach Kleist, 1934, Gehirnpathologie.

überdurchschnittlich ähnlich wie in den körperlichen Lebenserscheinungen. Seelische Krankheiten sind zumindest ebensooft Erbkrankheiten wie körperliche Krankheiten. Die Bedeutung der Erblichkeit ist für die meisten überhaupt abgrenzbaren seelischen Leistungsweisen (Funktionen) schon heute erwiesen. Ob es neben den erblichen Seelenäußerungen noch eine „vererbungsfreie“ Seele gibt, ist eine spekulative Frage, die für die Erfahrungswissenschaft von der Vererbung recht belanglos ist.

Die Konstitutionslehre hat vielerlei Wechselbeziehungen von „Körperbau und Charakter“ sichtbar gemacht. Menschen verschiedener körperlicher Gestalt verhalten sich im gesunden und kranken Leben sowohl körperlich wie seelisch verschieden.

Die Gehirnkunde und Neurologie kommt dazu, enge umgrenzte Stellen im Nervensystem anzugeben, bei deren Störung Ausfall ebenso genau umgrenzbarer seelischer Leistungsweisen eintritt. Abb. 1

zeigt, in wie feine Einzelheiten diese moderne „Lokalisationslehre“ zu gehen wagt.

Ein viertes Gebiet, welches die praktische Untrennbarkeit der körperlichen und seelischen Lebensäußerungen gut vor Augen führt, ist das der sog. vegetativen Funktionen (willensunabhängigen Nervenleistungen). Diese steuern die Vorgänge an den inneren Organen, verursachen Herzklopfen, Rot- und Blaßwerden, Bauchgrimmen, Geschlechtserregung, Schweißausbruch u. dgl. m.

Man kann solche Wirkungen nun so deuten, daß „die Seele“ „den Körper“ beeinflußt, ebensogut beeinflußt in den willensunabhängigen Nervenleistungen aber auch „der Körper“ „die Seele“. Mit anderen Worten: Körper und Seele hängen auch bei diesen Erscheinungen untrennbar enge zusammen.

Damit ist der Beweis, daß jede Menschenforschung zumindest aus praktischen Gründen von der Einheit von Leib und Seele ausgehen muß, wohl genügend erbracht.

Jede wissenschaftliche Psychologie der Zukunft muß darum biologische Psychologie sein (wird als solche aber natürlich auch alle verwertbaren Ergebnisse der „geisteswissenschaftlichen“ Psychologien einschließen!).

Auf welche Weise ist es nun überhaupt möglich, das seelische Leben gegen das körperliche abzugrenzen? Ohne Zweifel ist das Bewußtsein eine allein dem Seelischen eigene Erscheinung. Wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß es irgendwo besteht, wo wir nicht von seelischem Leben sprechen. Damit es aber eine Grenze gegen das „bloß körperliche“ Leben abgeben kann, muß man auch umgekehrt sagen können: Wo kein Bewußtsein, dort keine Seele. Das zeigt aber schon die einfache Selbstbeobachtung als unhaltbar.

Auch das bewußte Seelenleben zeigt das Bewußtsein nicht eigentlich als Schöpfer der seelischen Erscheinungen. Wenn jemand z. B. Schach spielt, hat er vorwiegend Gegenstandsbewußtsein, nur vorübergehend Ich-Bewußtsein. Beobachtet er sich selbst beim Spiel, dann schildert er etwa folgendes: Er fühlt den Bewußtseinsraum nach Art einer verkleinerten Außenwelt, und zwar am ehesten wie einen durch einen Scheinwerfer beleuchteten hellen Fleck in einem weithinausgehenden Dunkel. In diesem Bewußtseinsfleck weiß er sich selbst und fühlt außerdem jeden einzelnen Zug des Schachspieles von irgendwoher in die beleuchtete Bewußtseinsfläche eintreten. Die Züge „fallen ihm ein“. Vielleicht prüft er die eingefallenen Züge noch im Lichte des Bewußtseins und fällt ihm dabei wieder ein, daß der eine gut, der zweite schlecht, der dritte aber der beste ist. Es ist gar nicht das Bewußtsein, das Gedanken faßt oder Pläne schmiedet.

Selbst die höheren geistigen Tätigkeiten tauchen fertig ins Licht des Bewußtseins, können also augenscheinlich auch ohne Bewußtsein entstehen. Die seelischen Lebenserscheinungen sind wie

Wissenschaft darstellen (vgl. S. 7 ff.). Von solchen keimhaften Wurzeln muß auch die Betrachtung der hohen Kultur ausgehen, wenn sie lebensgerecht sein will. Denn alle Lebenserscheinungen muß man von ihrem Keim in ihre Entfaltung hinein erforschen, umgekehrt führt kein Weg. Abgefallene Früchte oder ausgerissene Blumen können nicht sagen, wie sie wurden. Der Beschäftigung mit abgefallenen Früchten und ausgerissenen Blumen gleicht aber die meiste Stilgeschichte, die sich nur mit den Kunstwerken abgibt.

Wir betrachten folgende Einsichten als Ergebnis der empirischen Überlegung der Fragen um Zusammenhang, Plan und Stil in der Kultur an einem bauernkundlichen Beispiel: Alle Korrelation von Kulturgütern beruht auf dem Voraussetzung-Folge-Verhältnis oder auf dem gemeinsamen Besitz teilgleicher Voraussetzungen. Solche Voraussetzungen können in der natürlichen oder in der kulturellen Güterumwelt liegen, oder sie können durch die kulturtragenden Menschen dargestellt werden, die durch ihr Wesen und ihre Gestaltungswünsche Einheit und Zusammenhänge der Kulturgüter bewirken. Wir haben ferner erkannt, daß Unabhängigkeit der Schritte des Kulturlaufes die Regel, Zusammenhang, Plan und Stil eher die Ausnahme ist; endlich haben wir gesehen, daß die Kulturgüter um so zufälliger und unzusammenhängender nebeneinander stehen, je mehr man ihre speziellen Einzelheiten besieht, und daß sie umgekehrt um so mehr untereinander zusammenhängen, auf je allgemeinere Eigentümlichkeiten man den Blick lenkt.

Keinerlei Anzeichen hat sich für Erscheinungen gefunden, welche die Behauptung rechtfertigen könnten, daß sich im Kulturleben eine Planmäßigkeit, ein innerlich angelegtes Schicksal auswirke, das sich nicht auf das Planen und auf das biologische Schicksal von Einzelmenschen zurückführen ließe.

Bis zum Beweise des Gegenteiles betrachten wir jede solche Meinung als voreilige und damit oberflächliche Mystik. Weder zur Annahme von „Kulturseelen“, noch von „Entelechien“ oder von vorbestimmten lebewesengleichen Schicksalsabläufen der Kulturen bleibt etwas Greifbares übrig, wenn man kritisch und wissenschaftlich genug an die Dinge herangeht.

Auf der anderen Seite geben die hier aufgezeigten Hauptformen des Kulturgutzusammenhanges eine Fülle von Möglichkeiten, warum Kulturleben planhaft, organismenhaft und stileinheitlich aussehen muß, obwohl allein die biologische Beschaffenheit der Einzelmenschen in ihrer Auseinandersetzung mit den Bedingungen der toten und lebendigen Umwelt diese Gefüge bildet.

Es wäre nun ebenso reizvoll wie vielleicht auch nötig, ein umfassenderes Gebiet „höherer“ Kultur in ähnlicher Weise zu behandeln. Wir haben

ein breites Feld, von dem nur einzelne Stellen in das Scheinwerferlicht der Bewußtheit kommen.

Damit soll nicht gelehrt sein, daß Bewußtheit für den Ablauf des Seelenlebens überhaupt bedeutungslos sei. Gewisse geistige Leistungen kommen nur bei beträchtlicher Bewußtheit vor. Das heißt aber nur, daß sie bewußte Anteile haben, nicht daß das Gesamtgeschehen, welches sich dabei abspielt, bewußt wird, oder gar daß das Bewußtsein die Leistungen selbst hervorbringt.

Noch Wundt und Bumke, um nur einige Namen zu nennen, haben bis in die jüngste Zeit die Psychologie als Bewußtseinswissenschaft abgrenzen wollen. Noch 1921 hat Bumke bewiesen, daß es kein unbewußtes Seelenleben geben könne, weil sich dieses nicht vom körperlichen Leben unterscheiden lassen würde.

Wir nehmen diese Folgerung ruhig auf uns. An der Bewußtheit kann man Seelisches jedenfalls nicht erkennen. Daß sich irgendeine absolute Grenze zum nichtseelischen Leben findet, ist nach dem Angeführten auch gar nicht zu erwarten.

Scheidt hat seelische Lebenserscheinungen jene genannt, die im Gefolge der sinnlichen Wahrnehmungen auftreten. Diese Abgrenzung bedeutet eine glückliche Handhabe — obwohl sie keine absolute Scheidung bedeutet und auch gar nicht bedeuten will.

„Sinnliche Wahrnehmung" ist nicht an Bewußtheit gebunden. Sie umfaßt alle Welteinwirkungen, die in Sinnesorganen „abgebildet" und auf solche Weise weitergeleitet werden. Zwischen solcher Abbildung von Welteinwirkungen in spezifischen Sinnesorganen und zwischen Welteinwirkungen auf das Lebewesen überhaupt kann natürlich keine scharfe Grenze sein. Wenn der Magen auf bestimmte Stoffe erbricht, so liegt fast das gleiche vor, wie wenn das Auge beim Herankommen eines Schlages mit Lidschluß reagiert. Der Schlag wird im Auge „abgebildet" und die Abbildung ist nötig zum Zustandekommen des Lidschlusses. Ob im Magen die Giftigkeit des Stoffes irgendwie „abgebildet" wird, bleibe unentschieden, aber irgendeine Vorstufe von „Abbildung" muß ohne Zweifel auch beim Brechreflex mitwirken.

Die Scheidung seelischer von nichtseelischen Lebenserscheinungen läßt sich also nur zu gewissen praktischen Zwecken, nicht grundsätzlich durchführen.

2. Die drei Hauptverfahren der Seelenkunde

Wenn wir die heute vorliegenden Bemühungen um eine wissenschaftliche Seelenkunde betrachten, blicken wir noch auf einen verworrenen Bauplatz der Gedanken. Die heutige Psychologie ist ohne Zweifel eine junge und unfertige Wissenschaft. Um aber zu einem Überblick zu kommen bewährt es sich, ihre Verfahren in drei Hauptgruppen zu teilen: in Erlebniskunde, Verhaltenskunde und Gehirnkunde.

Das Wesentliche an der Erlebniskunde besteht darin, daß die unmittelbare innere Erfahrung beschrieben und in Begriffe gefaßt wird. Keine Psychologie kann ohne derartige Grundlagen weiterkommen. Andererseits kann man aber auch sagen, daß keine wissenschaftliche Psychologie bei der bloßen Selbstbeobachtung und Erlebnisbeschreibung stehenbleiben darf. Denn dieses kunstähnliche Verfahren der Wesensschau entfließt zu sehr der forschenden Persönlichkeit und ihren Gemütslagen, als daß es für sich allein die Gewähr allgemeingültiger und anwendbarer Erkenntnis gäbe. Und noch mehr: Die biologische Psychologie weiß längst, daß man Seelenkunde einfach deshalb nicht als Bewußtseinskunde allein betreiben kann, weil von allem seelischen Geschehen immer nur bestimmte Anteile bewußt werden und daneben vieles von den wirkenden Kräften unbewußt ist oder überhaupt nur als leibliches Geschehen gefaßt werden kann.

Die Verhaltenskunde (Behaviorismus) schaltet ihrem Denkansatz nach umgekehrt die Tatsache des erlebenden Subjektes überhaupt aus. Sie will nur erfahren, wie sich Menschen oder andere Lebewesen in bestimmten Lagen und auf bestimmte Reize hin verhalten, genau so, wie z. B. der Physiker wissen will, bei wieviel Grad das Wasser, das Olivenöl, das Zinn zu kochen beginnt, ohne die Frage nach Erlebnissen dieser Körper überhaupt zu stellen. Überspitzte Verhaltenskunde, die so tut, als wüßte der Seelenforscher überhaupt nichts von dem, was in dem beobachteten Individuum vor sich geht, wäre eine von falschem Ehrgeiz geleitete Nachahmung der Physik. Im ganzen ist der Gedanke, Seelenkunde habe zu erforschen, wie sich Menschen in bestimmten Lebenslagen verhalten, aber ein sehr fruchtbarer Ausgangspunkt wissenschaftlicher Seelenkunde. Das „Verstehen“ von Erlebnissen anderer Menschen kommt darüber nicht zu kurz. Denn einerseits ist es zum fruchtbaren Ansatz eines Verhaltensversuches unentbehrlich. Andererseits — was heißt denn Verstehen eines Menschen anderes, als intuitives Voraussehen seines vermutlichen Verhaltens in den verschiedensten Lebenslagen? Nur wenn man dieses Voraussehen hat, kann man auch mit ihm mitfühlen.

Die Bezeichnung Gehirnkunde ist vielleicht zu enge. Gemeint ist damit alles, was man aus der Kenntnis des Leibes für das Seelenleben lernen kann. Das Gehirn spielt hierbei aber doch die Hauptrolle.

Natürlich haben diese drei Hauptverfahren nicht nebeneinander, sondern in- und miteinander zu wirken. Für die Kulturbiologie stellen wir eine Verhaltenskunde in den Vordergrund, die sich in ihrem Ansatz von nur unmittelbar erlebbaren seelischen Erscheinungen und Erfahrungen leiten läßt.

Wollen wir z. B. die Wertung von Kunstwerken in bestimmten Gemeinschaften erforschen, dann suchen wir nach möglichst objektiven Kennzeichen für die

Rolle, welche Kunstwerke im Leben der betreffenden Menschen spielen. Wir erkunden z. B. wieviele und welche Bilder in ihren Räumen hängen, welche Preise dafür zu zahlen sie bereit sind, was sie sich schenken, ob sie Gemäldeausstellungen besuchen usw. Solche Kennzeichen kann aber nur derjenige sinnentsprechend verwenden, der aus seinem eigenen Erleben weiß, was Wertung und was ein Kunstwerk ist.

Daß wir uns auch alle Ergebnisse der Gehirnkunde zunutzemachen, ist selbstverständlich. Z. B. wird der Zusammenhang von Gehirngröße und Begabung ständig zu berücksichtigen sein.

3. Das seelische Verhalten

Im Verhalten der Lebewesen kann man drei Hauptformen unterscheiden:

Reizbeantwortung = Reflex = Reaktionen, die kein wesentlich anderes Kennzeichen darbieten, als das Verhalten nichtorganischer Körper.

Zielgerichtetes Verhalten = Triebe, Spannungen, die einer ihnen eigentümlichen Lösung zudrängen. Äußeres Kennzeichen: diffuse Unruhe, die sich durch ein spezifisches Ereignis der Energieentladung, durch Triebbefriedigung, durch Zielerreichung löst.

Planvolles Verhalten = ist zielstrebiges Verhalten dann, wenn ein Suchen nach Anpassung des Verhaltens an die gegebenen Möglichkeiten der Zielerreichung erkennbar wird.

Im kulturellen Leben wie im Seelenleben überhaupt kommen diese drei Verhaltensformen dauernd nebeneinander vor. Wenn z. B. ein Kind ein neues Spielzeug sieht, dann reagiert es auf dieses Ereignis seelisch und körperlich: Es fühlt sich gehoben, jauchzt und es bekommt Herzklopfen. Diese unmittelbare Reizbeantwortung ist dem gesetzmäßigen Verhalten physikalischer und chemischer Körper auf gewisse Einwirkungen hin durchaus noch vergleichbar. In dem Kinde entsteht aber außerdem der Wunsch, der Trieb, das neue Spielzeug auch selbst zu besitzen. Auch wenn es diesen Trieb vielleicht gar nicht selbst erkennt und diesen Wunsch gar nicht äußern kann, gerät es in einen Zustand der Unruhe, der sich in spezifischer Weise dann löst, wenn das Spielzeug in seinen Händen ist. Dies ist das Kennzeichen ziel- und triebgerichteten Verhaltens. Von planmäßigem Verhalten ist dann zu reden, wenn dem Kinde sein Ziel deutlich ist und es auch weiß, wie es seinen Wunsch erreichen kann, z. B. indem es ihn den Eltern vorbringt, indem es dem Papa schmeichelt, indem es sich durch Bravheit Anspruch auf Belohnung verschafft, oder durch Schreien die Eltern zum Nachgeben veranlaßt. All dies bedeutet, daß das Kind so vorgeht, wie bei gegebenen Umweltbedingungen das Ziel seiner Meinung nach am besten zu erreichen ist. Auch diese Meinung braucht nicht bewußt zu sein, sie

läßt sich objektiv an den unternommenen Versuchen zur Umweltanpassung erkennen.

Der Gehalt an Selbstbewußtsein steigt im allgemeinen von der bloßen Reizbeantwortung zum Trieb und erst recht zum planmäßigen Verhalten hin an. Doch kann man den Bewußtheitsgrad nicht zu einer Einteilung der Verhaltensformen gebrauchen. Es gibt Reizbeantwortungen, denen wir bei vollem Bewußtsein machtlos zuschauen, so die Angstgefühle, die nicht dadurch weichen, daß man ihre Grundlosigkeit einsieht.

Auf der anderen Seite gibt es bekanntlich viele unbewußte Triebregungen und auch situationsangepaßtes Planverhalten ohne Bewußtsein, so z. B. in Gefahrenmomenten.

Den Anteil dieser drei Haupttypen menschlichen Verhaltens am kulturellen Lebensvorgang zu ermitteln, bedarf besonderer Forschung. Wahrscheinlich überschätzt man im allgemeinen die Bewußtheit und Planmäßigkeit.

4. Die biologische Beschaffenheit: Aktuelle Bestimmtheit, Wachstumsformung, Erbveranlagung

Den Inbegriff der Verhaltenswahrscheinlichkeiten eines Menschen kann man auch seinen *Charakter* oder seine *biologische Beschaffenheit* nennen.

Die Lehre von der biologischen Beschaffenheit des Menschen umfaßt also alle Regeln, die man über menschliches Sein und Verhalten gewinnen kann.

Unter den Ursachen der biologischen Beschaffenheit kommen wir wieder zu einer Unterscheidung von drei Hauptgruppen, wobei der Maßstab davon hergenommen wird, wie leicht oder schwer das Verhalten abgeändert werden kann. Wir unterscheiden:

I. Aktuelle Bestimmtheit
II. Wachstumsformung
III. Erbveranlagung.

Ein *aktuell bestimmtes Verhalten* ändert sich, sobald irgendwelche äußeren Umstände der augenblicklichen Lebenslage sich ändern. Der Mundraub eines verhungernden Menschen ist aktuell bedingt, wenn dieser sonst noch nie gestohlen hat. Der Mißmut eines Chefs ist aktuell bedingt, wenn er mit dem Schwinden der augenblicklichen schlechten Geschäftslage einer verständnisvolleren Angestelltenbehandlung Platz macht. Die Freigebigkeit eines Menschen ist aktuell bestimmt, wenn sie nur an dem Tage zu merken ist, an dem er das große Los gezogen hat.

Wachstumsformungen zeichnen sich durch größere Festigkeit gegenüber äußeren Einwirkungen aus. Der Übergang zur aktuellen Bestimmtheit ist natürlich fließend. Gewohnheiten, unumkehrbare Charak-

terentwicklungen usw. beruhen auf Wachstumsformung. (Vgl. nächsten Abschnitt.)

Erbveranlagungen endlich lassen sich im Individuum überhaupt nicht abändern. Man kann wohl ihre Auswirkung im Einzelwesen unterdrücken oder abwandeln, nicht aber sie selbst angreifen.

Diese Dreiteilung der Verhaltensursachen ist auch kulturpolitisch von der größten Bedeutung. Kulturpolitik will das Verhalten von Menschen beeinflussen. Wo das Verhalten aktuell bestimmt ist, muß man volkserzieherisch ganz andere Mittel einsetzen, als wo man tiefergreifende Wachstumsformungen nutzen, erzeugen oder überwinden will. Und wieder anders muß man sich erbmäßig festgelegten Eigenschaften gegenüber verhalten.

Würde die Unterscheidung dieser drei Verhaltensursachen für alle Zustände der Kulturgeschichte gelungen sein, dann wäre damit auch das Problem Kultur und Rasse gelöst! Denn dieses besteht ja gerade in der Frage, wieweit die geschichtlich vorhandenen Kulturunterschiede nicht bloß aktuell und durch Wachstumsformung bestimmt sind, sondern sich aus der rassischen Erbbeschaffenheit der kulturtragenden Menschen ergeben.

5. Der Umfang aktueller Bestimmtheit im seelischen Verhalten

Scharf ist darauf hinzuweisen, daß das Seelenleben in großem Umfang aktuell bestimmbar sein muß, wenn anders es seinen biologischen Zweck überhaupt erfüllen soll. Dieser besteht ja darin, die Umweltsunterschiede in solcher Weise zu bearbeiten, daß sich das Lebewesen möglichst gut daran anpassen kann.

Die seelischen Funktionen sind daher hinsichtlich der Auffassungsleistungen um so zweckmäßiger, je leichter und feiner sie auf Unterschiede und Eigenarten der Umwelt reagieren und je mannigfaltigere und reicher zusammengesetzte Auffassungsgebilde sie aus den Umweltreizen zusammenfügen. Das heißt aber nichts anderes als daß die seelischen Inhalte wie Vorstellungen, Empfindungen, Gedanken, Urteile, Einsichten, Ahnungen usw. in ihren speziellen Einzelheiten nicht vorwiegend erbbedingt sein können, sondern darin vor allem der Mannigfaltigkeit der Umwelt und ihrer Bearbeitung entsprechen müssen. Mit anderen Worten: die speziellen Inhalte des Auffassungslebens müssen großenteils aktuell bestimmt sein, wenn dieses seinen biologischen Zweck erfüllen soll.

Und genau das gleiche gilt nach der Seite der Antriebe, der Seelenäußerungen und Handlungen. Auch die Ausdruckserscheinungen, die Bewegungsformen und die Handlungsgefüge müssen ungeheuer anpassungsfähig an die speziellen Umstände der Umweltlage sein, wenn sie das Lebewesen sicher und erfolgreich durch das Dasein bringen wollen. Im einzelnen muß daher auch bei allen Tätigkeiten des Lebewesens die

Korrelation mit den Anforderungen der Umweltmannigfaltigkeit im Vordergrund stehen, auch die Einzelschritte der Aktivität müssen also weithin aktuell bestimmt sein.

Darum wäre es zumeist ganz verfehlt, wollte man Einzelinhalte des Bewußtseins oder Einzelschritte der lebendigen Aktivität auf bestimmte Erbanlagen zurückführen. Erbbedingt kann der Bestimmung des Seelenlebens im biologischen Zusammenhang entsprechend nur der „Stil" (die allgemeine Fähigkeit und Eigenart) der Umweltbearbeitung sein. Darum muß man in der Regel bei seelischen Verhaltensweisen in bestimmter Weise zusammenfassen, um auf Erbunterschiede zu kommen.

Z. B. ist es kaum erbbedingt, daß der eine Maler Bilder von Wangeroog, der andere Bilder von Spiekeroog malt. Es mag aber schon erblich mitbedingt sein, wenn es den einen an die Nordsee, den anderen aber an die Ostsee zieht. Noch wahrscheinlicher wäre eine allgemeine Neigung, besonders viele Meeresbilder zu malen, erbbedingt und ganz sicher sind Landschafts- und Bildnismaler typisch erbverschieden voneinander.

Das gleiche gilt nun auch für die erbbiologische Bedingtheit von Kulturerscheinungen. Die Einzelheiten werden auch hierbei vorwiegend mit den speziellen geographischen und historischen Umweltbedingungen verknüpft sein, also weithin als aktuell bedingt oder historisch zufällig gelten müssen; die großen und allgemeinen Züge des Geschehens hingegen haben wahrscheinlicher mit der Wesensart und Veranlagung der Menschen zu tun.

6. Die Wachstumsformung

Die lebensgesetzliche Bedeutung dieser Verhaltensursache verlangt ebenfalls noch nach näherer Beleuchtung. Seelische Wachstumsformungen sind an sich weniger erforscht als seelische Erbveranlagungen. Die verschiedenen Richtungen der „Tiefenpsychologie", wie die Psychanalyse oder die Individualpsychologie, befinden sich in einem vorwissenschaftlichen Zustand.

Ich gebe darum für die entscheidende Gewalt, welche das historisch einmalige Zusammenspiel der wachstumsbestimmenden Faktoren für das Individuum haben kann, zunächst einige bekannte körperliche Beispiele:

Dieselbe Primelsorte blüht weiß, wenn sie während eines bestimmten Entwickelungsabschnittes bei hoher, rot, wenn sie bei niedriger Temperatur gehalten wurde. Dieselbe Distelart entwickelt gerade Stengel bei schlechtem, und stark gedrehte Stengel bei gutem Boden, immer aber entschieden das eine oder das andere. Ist die Entscheidung gefallen, dann wird sie auch durch veränderte Ernährung nicht wieder rückgängig. Dackelhund und Mopshund verdanken ihre Eigenart der gleichen krankhaften Abweichung im Knorpelwachstum, der Chondrodystrophie. Diese wirkt aber in beiden Fällen nur in bestimmten fötalen Zeit-

räumen. Ist dies die Zeit besonders entscheidenden Wachtums des Kopfes, dann entsteht der verkürzte, verkrüppelte Mopskopf. Wirkt die Knorpelstörung hingegen zu einer Zeit, wo der Kopf schon ausgebildet, die Gliedmaßen aber noch unfertig und empfindlich für Schädigungen sind, dann entsteht der kurzbeinige Dackel mit dem normalen Hundekopf. Zu welcher Zeit die chondrodystrophische Veränderung bei Mops und Dackel einsetzt, ist selbst wieder erbbedingt, ähnliche Störungen können aber auch durch vorübergehende Umweltschädigungen bewirkt werden. Kinder mit Anlage zum Klumpfuß oder zur ererbten Hüftgelenkverrenkung kann der Orthopäde erscheinungsbildlich endgültig heilen, wenn er sie vor einem bestimmten Zeitpunkt der Entwickelung in die Hände bekommt.

Es handelt sich bei solchen Beispielen, die noch beliebig vermehrt werden könnten, darum, daß Umweltkräfte, wenn sie in gewissen Zeitpunkten der Entwickelung (in sogenannten sensiblen Phasen) das Lebewesen beeinflussen, Wirkungen auf den weiteren Wachstumsverlauf ausüben können, die später nicht mehr oder nur unter Schwierigkeiten rückgängig gemacht werden können.

Die Wachstumsformungen sind also dadurch ausgezeichnet, daß sie

1. Zeit zu ihrem Werden benötigen,
2. in sich zusammenhängende Abläufe sind, und
3. vorwiegend unumkehrbar sind.

Wo findet sich solches im Seelischen?

Erlebnissen und Mitteilungen kommt das Merkmal der Unumkehrbarkeit in hohem Maße zu.

Man kann Menschen „ihre Erinnerungen nicht nehmen", man kann Menschen leicht etwas mitteilen, aber nur schwer und in beschränktem Maße sie „etwas vergessen machen".

Erlebnisse und Mitteilungen betreffen das ganze Seelenleben, daher betrifft auch ihre Unumkehrbarkeit das ganze Seelenleben. Jedes weitere Erlebnis stößt notwendig auf die vorhergehenden und wird dadurch in seiner Wirkungsweise verändert.

Erlebnisse und Mitteilungen entfalten ihre Wirksamkeit auch in zusammenhängenden seelischen Abläufen von langer Dauer. Sie müssen sich allmählich mit allem, was vor ihnen in der Seele schon da war, auseinandersetzen, ihre richtige Beziehung zu den Einzelheiten und ihre Einordnung ins Weltbild finden. Das alles „braucht viel Zeit".

Auch Übung, Gewöhnung ist weithin unumkehrbar. Auch was ein Mensch gelernt hat, kann man ihm nicht nehmen.

Hier handelt es sich großenteils um Vorgänge der sog. „Einschleifung". Diese besteht darin, daß die gestellten Aufgaben unter immer besserer Vermeidung unrichtigen Zusammenspieles immer einfacher, müheloser und unter immer geringerer Beteiligung von Willen und Bewußtsein vollbracht werden. Gerade deshalb wird die Macht des bewußten Willens im gleichen Maße geringer, wie die Macht der Gewohnheit wächst.

Besonders interessant für die Wachstumsformung der Seele sind endlich die Entscheidungen (Determinationen), welche die Entwickelung mit sich bringt. Entscheidungen sind Wachstumsschritte, die das Wachstum in eine bestimmte von mehreren an sich möglichen Richtungen drängen. Es geht ihnen oft eine erhöhte spezifische Aufnahmebereitschaft voraus — eine „sensible Phase“. Ist die Entscheidung gefallen, dann sinkt diese charakteristischerweise stark ab.

Eine typische frühkindliche Entscheidung ist der Erwerb der Muttersprache. Er ist gebunden an eine besondere Aufnahmsbereitschaft für Sprache. In Richtung welcher Sprache die Entscheidung fällt, hängt fast allein von der zufälligen Umwelt des Kleinkindes ab. Ist die Muttersprache erworben, dann senkt sich die spezifische Aufnahmebereitschaft sehr stark und keine andere Sprache kann wieder Muttersprache werden. Zwei- oder dreisprachig aufwachsende Kleinkinder haben überhaupt keine eigentliche Muttersprache, bzw. ihre Muttersprache ist die Mischung aus mehreren Sprachwelten, so ähnlich wie jedes englische Kind ein sächsisches und ein normannisches Vokabular nebeneinander aufnimmt, weil eben die englische Sprache im ganzen eigentlich eine Doppelsprache ist.

Frühe Entscheidungen spielen auch für das Heimatgefühl und für die Ausbildung der Volkseigenart eine große Rolle. Diese genauer zu untersuchen, wäre die Aufgabe einer biologischen Volkstumskunde. Wir kennen von solchen Erscheinungen bis heute nicht viel mehr als die gröbsten Umrisse.

7. Die kulturbiologische Rolle des Einzelwesens

Das Einzelwesen (Individuum) ist der einzige Träger körperlichen Zusammenhanges und Bewußtseinszusammenhanges in der Natur. In diesen beiden Hinsichten ist es einzigartig und wird zu einer Art archimedischen Punktes im kulturellen Geschehen.

Damit geht aber Hand in Hand, daß das Einzelwesen nichts aus sich selbst ist. Es hat seine Anlagen von seinen Vorfahren und von seiner Rasse. Es hat seine seelischen Inhalte aus der Beziehung zur Welt, insbesondere auch zur Gemeinschaft, in die es gestellt ist. Auch wo das Individuum neuschaffend auftritt, geschieht das aus dieser doppelten Abhängigkeit heraus.

Das Individuum ist darin einzigartig, daß es eine nie wiederkehrende Erbanlagenkombination in sich trägt und durch eine von keinem anderen Individuum wiederholbare Lebensgeschichte geformt ist. Es ändert sich aber dauernd in der Zeit, sodaß eine Erhaltung seiner Einzigartigkeit auch innerhalb des Lebens nicht besteht. Der Mensch ist sich selbst als Kind und Greis unähnlicher als vielen seiner jeweiligen Altersgenossen.

Die zweite angegebene Eigenschaft des Individuums, ein Bewußtseinszusammenhang zu sein, liegt nicht so fest wie sein körper-

licher Zusammenhang. Das Bewußtsein ein Selbst, ein Ich zu sein, hat verschiedene Klarheitsgrade. Der Umkreis dessen, was zum Ich gerechnet wird, schwankt und wird vom Gefühl bestimmt.

Die neuere Gehirnpathologie und Psychiatrie hat außerordentlich lehrreiche Erscheinungen gefunden, welche diese nicht vollständige Festlegung des Ichumkreises zeigen. Bei gewissen Störungen wird der eigene Körper oder Teile davon oder werden Gedanken und Gefühle als dem Ich fremd erlebt. Auch der Gesunde rechnet z. B. seinen Willen näher zu seinem Ich als seinen Geschlechtstrieb, mit dem er oft kämpfen muß.

Auf der anderen Seite muß man viele kulturelle und gesellschaftliche Erscheinungen als Ausweitungen des spezifischen Ich-Gefühles über die eigene Person hinaus ansehen, wofür ebenfalls die Psychopathologie Beispielsfälle abgibt. Die Kleider bekommen leicht den Gefühlston von Körperteilen, die Gemeinschaft wird als ein erweitertes Ich angesehen und als ein Gegenstand der Selbsterhaltung, des Stolzes oder der Scham betrachtet — „als wär's ein Stück von mir“.

Verlust oder Abänderung eines als ichzugehörig erlebten Umweltstückes kann darum das Verhalten eines Menschen, seinen Charakter viel mehr ändern als der Verlust eines Körperteiles. Ungewohnte Kleidung kann das Benehmen und die Leistungsfähigkeit eines Menschen viel mehr in Unordnung bringen als eine Magenverstimmung. Wenn man einem Gelehrten die Bücher wegnimmt, macht man ihn viel mehr zu einer anderen Person als wenn man ihm eine Zehe abschneidet.

Die verhältnismäßig einheitliche Anordnung des Erlebens und Wirkens, die wir ein Ich nennen, hat daher nur die Erbanlagen als das ganze Leben hindurch gleichbleibenden Kern. Wohl hat jedes Ich körperlichen Zusammenhang, aber dieser kann sich während des Lebens stark ändern. Wohl hat jedes Ich ein Bewußtsein seiner Einheit, aber dieses Einheitsgefühl ist verschieden deutlich, in seiner Umgrenzung wandelbar und von der Lebensgesamtlage abhängig. Auch wenn wir das Ich als Einheit des Wirkens auffassen wollen, hat es nicht reinliche Grenzen nach Art des Leibes. Man müßte dann alle Umweltteile zu ihm rechnen, deren Abänderung das Ichgefühl und damit das Verhalten wesentlich in Mitleidenschaft zieht.

8. Die Entwickelungsgeschichte des Gehirnes und der Seele

Das Gehirn besteht aus einer Reihe übereinandergeschalteter Nervenapparate, die einander ähnlich, aber mit immer gesteigerter Leistungsweise funktionieren. Insbesondere gibt es Leistungen, zu denen das Rückenmark, der Hirnstamm und das Großhirn neben- und übereinander befähigt sind. Z. B. können einfachste Bewegungen der Gliedmaßen vom Rückenmark gesteuert werden, typische Bewegungsordnungen wie z. B. das Gehen werden aber beim Menschen großen-

teils vom Hirnstamm, besondere willkürliche Bewegungen vom Großhirn geleitet.

Die Verteilung der Leistungen auf drei enge aneinander geschaltete Nervenapparate, die einander im Bedarfsfalle auch in gewissem Maße ersetzen können, ist daraus zu erklären, daß bei stammesgeschichtlich älteren Tierformen die jeweils höheren Apparate überhaupt nicht entwickelt oder zumindest nur zu viel beschränkteren Leistungen fähig waren. So verlaufen beim Frosch auch Bewegungsantriebe vom Rückenmark aus, die beim Hund in den Hirnstamm und beim Menschen in das Großhirn verlegt sind, weil eben beim Frosch das Rückenmark, beim Hund der Hirnstamm, beim Menschen aber das Großhirn der verhältnismäßig entwickeltste Nervenapparat ist. Man spricht darum auch vom „stammesgeschichtlichen Höherwandern" der seelischen Funktionen.

Die moderne Forschung ist also, wie dieses Beispiel zeigt, einer Entwickelungsgeschichte des Gehirnes und der Seele auf die Spur gekommen, die in enger Parallele zur stammesgeschichtlichen Entwickelung des übrigen Körpers steht.

Nun weiß man aus der Rassenkunde, daß es auch innerhalb der lebenden Menschheit Unterschiede des körperlichen Baues der Rassen gibt, die als stammesgeschichtliche Stufenunterschiede gedeutet werden müssen. Z. B. sind die Eingeborenen Australiens in vielen körperlichen Eigenarten so gebaut, daß man sagen muß, sie stellen eine Resterhaltung älterer Zustände der ganzen Menschheit dar. Auch die Neger haben eine bestimmte stammesgeschichtliche Stellung: sie sind entwickelungsmäßig über den Australiern, aber unter den Europäern und Mongolen einzuordnen.

Wenn es aber, wie gezeigt, auch stammesgeschichtlich verschiedene Entwickelungsstufen des Seelenlebens und seiner Apparate gibt, dann ist von vornherein zu erwarten, daß sich die großen menschlichen Rassen auch hierin unterscheiden werden.

Außerdem macht man die Erfahrung, daß in der Regel jene Merkmale, die von der betreffenden Tierart selbst erst erworben sind, stärkere Rassendifferenzen aufweisen als die Merkmale, die der ganzen Tierfamilie oder Tierordnung oder gar Tierklasse gemeinsam sind. Zu solchen stammesgeschichtlich jungen und stark rassendifferenzierten Merkmalen gehören beim Menschen die Nasenformen, die Körpergröße, die Kopfform, die Haarformen und die Farbmerkmale, also fast alle wichtigsten Rassenmerkmale. Aber auch das Gehirn und die übrigen Nervenapparate sind stammesgeschichtlich sehr jung. Auch Rassenunterschiede des Gehirnes und damit der Seele gehören also zu den Rassenunterschieden, die aus allge-

meinbiologischen Gründen besonders wahrscheinlich sind.

Das ist eine weitere rassenpsychologisch ungemein wichtige Einsicht. Ihre Bedeutung für die Kulturbiologie erhellt daraus, daß uns lebensgerechte Kulturkunde nichts anderes ist als Lehre von den geographischen und historischen Auswirkungen der Rassenseele.

9. Die Lehren der Psychopathologie für die Kulturkunde

Die Bedeutung der Lehre vom krankhaften Seelenleben für die Kulturkunde liegt in zwei Richtungen: Erstens beruhen Kulturerscheinungen nicht selten auf den Leistungen von Menschen, die als seelisch krank zu gelten haben.

Die „Kulturpsychopathologie" ist seit Lombroso, der zum ersten Mal Genie und Irrsinn in einen blasphemisch wirkenden Zusammenhang brachte, viel behandelt worden. Zumeist wurde darunter die Auswirkung krankhafter Seelenbeschaffenheit auf die Schöpferfähigkeiten verstanden. Es gibt aber noch einen anderen wichtigen Zusammenhang zwischen Kulturablauf und krankhaftem Seelenverhalten.

In gewissen Kulturzuständen haben nämlich halb oder ganz seelenkranke Menschen viel mehr Aussicht, auf ihre Mitmenschen Eindruck zu machen, als in anderen Zuständen. Z. B. wurde die „Bildnerei der Geisteskranken" vor 15 Jahren als eine wegweisende Kulturerscheinung diskutiert (Prinzhorn 1922), während wir heute nur eine hochinteressante biologische Frage darin sehen, die aber für das gesunde Kunstempfinden wenig besagt. Die „Adoptionswahrscheinlichkeit" krankheitsgeborener Kulturgüter ist zu verschiedenen Zeiten verschieden (vgl. für den Begriff der Adoption S. 71). So lassen alle Umsturz- und Kulturwendezeiten mannigfaches psychopathisches Unkraut hochschießen (Lenz 1932).

Auch in „primitiven" Kulturen dürften seelenkranke Menschen bestimmter Art auf ihre gesunden Mitmenschen einen stärkeren Einfluß ausüben als in normalen Zeiten einer sachlicher gerichteten Hochkultur. Diese größere Adoptionswahrscheinlichkeit psychopathischer Leistungen werden wir als wesentliches Moment für die Eigenart primitiver Kulturen noch näher herausarbeiten.

Man hat zwar schon öfter mit dem Gedanken gespielt, kulturelle Primitivität und krankhaftes Seelenleben in Zusammenhang zu bringen, ging dabei aber von der Vorstellung aus, daß die primitiven Menschen allesamt irgendwie psychopathisch wären, nicht von dem hier erörterten Gedanken, daß Menschen primitiver Kultur den Einwirkungen psychopathischer Mitmenschen stärker ausgesetzt sein mögen.

Die zweite Bedeutung der Lehre vom krankhaften Seelenleben für die Kulturkunde liegt darin, daß in der pathologischen

Verzerrung auch die biologischen Bedingungen des normalen Seelenlebens in ganz neuer Weise einsichtig werden. Wir stecken seelisch so sehr in unserer Haut, daß es eines kräftigen Ruckes bedarf, um uns des Wesentlichen am eigenen Seelenleben bewußt zu werden. Einen solchen Ruck gibt nun ganz besonders die Beschäftigung mit Geisteskranken, wie sie eines der wichtigsten und unerläßlichsten Bildungsmittel des biologischen Psychologen ist.

Ich will auf Einzelheiten nicht eingehen. Von den in diesem Abriß der Seelenkunde behandelten Erscheinungen sind u. a. das Prinzip des Unterscheidungsminimums, der voreiligen Objektivierung, der schwankenden Weite des Ichumkreises und der Zugehörigkeit des Willens zu den Trieben von den psychopathologischen Erfahrungen wesentlich mitbestimmt.

B. Die Aufgliederung des seelischen Gesamtvorganges

Der seelische Gesamtvorgang schafft mittels der sinnlichen Wahrnehmungen und in ihrem Gefolge bestimmte Arten von Beziehungen zwischen Lebewesen und Welt.

Wenn man für Teile des seelischen Gesamtvorganges einen Namen sucht, so ist das Wort „Erlebnis“ wohl noch am ehesten geeignet; denn Erlebnis bedeutet in der deutschen Sprache ein Gesamt aus Wahrnehmung, Gefühl, Antrieb und Handlung.

Solche Erlebnisse lassen sich aus dem seelischen Gesamtvorgang als verhältnismäßig selbständige Einzeleinheiten herauslösen und man kann an ihnen jeweils bevorzugt die eine oder die andere Seite studieren, also etwa die Auffassungs- oder die Antriebseite usw.

Gewöhnlich wird in psychologischen Lehrbüchern nacheinander das Wahrnehmen, Denken, Fühlen, Begehren, Wollen und Handeln beschrieben. Diese Anordnung ist der eines Reflexbogens aus Reizzuleitung, Verarbeitung und Bewegungserfolg ähnlich. Sie ist ohne Zweifel das einfachste Schema, mit dessen Hilfe aus dem seelischen Gesamtvorgang zur planmäßigen Erforschung Teile herausgehoben werden können. Nur darf man zweierlei nicht übersehen:

Erstens sind die einzelnen Seiten des Seelenlebens nur relativ unabhängig voneinander. Die Ausdifferenzierung der Erlebnisse nach den verschiedenen Richtungen hin ist auf frühen onto- und vielleicht auch phylogenetischen Stufen noch geringer als auf späteren.

Zweitens trifft der „Reiz“, der den reflexbogenartigen Ablauf von Wahrnehmung, Denken und Handeln auslöst, nie die ruhende Seele, sondern lagert sich immer einer unabschätzbaren Fülle schon vor ihm ablaufender Vorgänge zusätzlich auf.

Man mag in der ontogenetischen Entwickelung zurückgehen soweit man will,

man wird nicht auf den ersten Reiz treffen, der, von außen her kommend, das lebenslange Spiel des Seelenvorganges erst in Bewegung gesetzt hätte. Eher wird man schon vor der Geburt eine seelenähnliche „innere Bewegtheit“ des werdenden Wesens vermuten können, die längst v o r dem Wahrnehmungs- und Abbildungsvorgang einsetzt. Aus diesem Grunde wäre es theoretisch richtiger, die Betrachtung der Seelenvorgänge nicht mit den von außen kommenden Reizen, sondern mit der inneren Bewegtheit, d. h. mit der andauernden Veränderlichkeit des Lebewesens zu beginnen.

Wir wollen nun nacheinander Auffassung. Wertung. Triebe. Willen und Handlungen in der kulturbiologisch gegebenen Kürze und Blickrichtung besprechen.

1. Das Auffassungsleben

Absichtlich sei nicht mit den Sinnesempfindungen begonnen wie zumeist in der Psychologie. Wir vertreten vielmehr den Standpunkt, daß wir aus der Selbstbeobachtung die Vorgänge in den Sinnesorganen ebensowenig kennen wie die Vorgänge in irgendwelchen anderen Körperteilen. Über die Lichtreize im Auge wissen wir aus dem Lichterlebnis kaum mehr als über die Muskulatur des Beckens oder die Drüsenabsonderungen der Magenschleimhaut.

Die physiknahe Sinnesphysiologie hat jedenfalls viel zu der Vorstellung beigetragen, als gäbe es erst jenseits der Wahrnehmung einen mundus intellectualis. eine Welt des eigentlich denkenden Geistes, welche mit der „Sinnlichkeit“ nichts zu tun habe. Der denkende Geist wird dann so vorgestellt. als verarbeite er die „noch physiologischen“ Sinneseindrücke erst zu geistigen Gebilden.

Die Empfindung rot z. B. hat aber mit der Empfindung „schön“ oder der Empfindung „erhaben“ mindestens ebensoviel Ähnlichkeit. wie mit Lichtreizen einer bestimmten Wellenlänge. Was immer wir im Bewußtsein haben. ist das Ergebnis „geistiger“ Auffassungsakte. d. h. es ist das Ergebnis „höherer“ Reizverarbeitungsvorgänge, an denen das ganze Seelenleben Anteil hat.

Etwas überspitzt könnte man sagen: *Es gibt im Bewußtsein gar keine elementaren Sinnesempfindungen. sondern nur maximal einfache geistige Auffassungsakte.*

Auffassung nennen wir alle seelischen Ereignisse. in denen dem Lebewesen ein Gegenstand in erkenntnistheoretischem Sinne erscheint. *Kretschmer* spricht von Abbildungsvorgängen.

a) *Allgemeinste Erkenntnisempfindungen*

Abgesehen von ihren speziellen Inhalten. die uns hier nicht beschäftigen, enthält schon die naive, unreflektierte Weltauffassung eine ganze Reihe unmittelbar gegebener allgemeinster Erkenntnisempfindungen

(Kategorien), deren Bedeutung für den Aufbau des geistigen Lebens gewöhnlich zu wenig gewürdigt wird. zumal ihr biologisches Wesen zum Teil erst dem Psychiater einsichtig wird.

Hier seien, ohne daß der Versuch eines abschließenden Systemes gemacht. einige davon genannt. die für den Kulturvorgang von besonderer Bedeutung sind:

1. Der Anfang alles Erkennens ist das Unterscheiden. So ist anschauliche Gleichheit. Ähnlichkeit, Verschiedenheit der allgemeinste Inhalt der Auffassungsakte.

Erlebte Ähnlichkeit folgt nicht einfach einer sachlich-quantitativen Abstufung. Ausdrücke wie „überzeugende Gleichheit", „verschwommene Ähnlichkeit", „unvereinbare, weltenferne Verschiedenheit" usw. lassen deutlich durchscheinen. wie sehr selbst an diesen Grunderlebnissen des Weltauffassens die sogenannten Affekte beteiligt sind. Auch das wissenschaftlich geordnete Weltbild folgt schließlich noch den Affekten, unter denen Gleichheit, Ähnlichkeit und Verschiedenheit im Erlebnis erscheinen.

2. Wir empfinden in jedem Auffassungserlebnis ohne weitere Überlegung. welche Gegenstände Ich-zugehörig und welche Außenwelt-zugehörig sind. also den Unterschied von Objektivem und Subjektivem. Freilich ist diese Trennung nicht immer richtig (Halluzinationen!).

3. Im Auffassungsgesamt jedes Augenblickes finden sich gewisse Gegenstände als vorwiegend beachtete Ganze. andere hingegen als ihre sie zusammensetzenden Teile.

4. Ebenso ist das Auffassungsgesamt jedes Augenblickes nach Dingen und Eigenschaften gegliedert.

5. Fernere allgemeinste Erkenntnisempfindungen sind Fremdheit und Bekanntheit. Wichtigkeit und Unwichtigkeit, Stimmigkeit und Unstimmigkeit. Klarheit und Verworrenheit.

Alle diese wichtigen allgemeinsten Erkenntnisempfindungen läßt eine von den Sinnesreizen ausgehende Auffassungslehre leicht unter den Tisch fallen. Sie sind aber für den Ablauf des Seelenlebens entscheidend und haben auch für den Zusammenhang des Kulturvorganges die größte Bedeutung.

Wir erörtern im folgenden als für unsere Zwecke besonders wichtig Eigentümlichkeiten im Erlebnis von verschieden und gleich. von objektiv und subjektiv. Ganzen und Teilen. Dingen und Eigenschaften. und besprechen das Verhältnis von Affekt und Erkenntnis.

b) Das Prinzip des Unterscheidungsminimums

Auffassen heißt unterscheiden, was vordem ununterschieden war. klarmachen. was vordem verschwommen war. Das Auffassen schreitet

von unbestimmter Einheit zu bestimmter Vielheit fort. Wir sehen das Wesentliche an der Bildung neuer Erfahrungen somit darin, daß ein vorher bestehendes Gesamtbild fortschreitend sinnvoll aufgelöst wird.

Das Auffassungsleben spielt sich danach im ganzen so ab, wie die Veränderung des Gesichtseindruckes beim allmählichen Scharfstellen einer Lupe, oder beim Näherkommen an entferntere Gegenstände. Diese Einsicht stellt die ältere seelenkundliche Vorstellung geradezu auf den Kopf, nach der im Bewußtsein zuerst die Einzelheiten vorhanden sind und durch das Fortschreiten des Denkens daraus immer allgemeinere Gebilde zusammengebaut werden. „Ganz entgegen der gemeinen Lehre von der Bildung der allgemeinen Vorstellungen ist im Individuum wie in der Sprache das Allgemeine (Schematische) früher als das Spezielle“ — sagt auch Sigwart.

Wenn man einen Gegenstand erkennen will, ist die größtmögliche Annäherung an ihn keineswegs immer wünschenswert. Vielmehr gibt es je nach dem praktischen Zweck verschiedene Abstände, unter denen er am deutlichsten wird.

Um einen Berg zu erfassen muß man weiter von ihm entfernt sein als um den Wald darauf auszunehmen, oder die einzelnen Bäume oder ihre Blätter zu sehen.

Was soeben bildlich ausgeführt wurde, gilt wieder für das ganze Auffassungsleben. Für jeden Zweck gibt es ein bestmögliches Gleichgewicht von Ununterschiedenheit und Unterscheidungen. So ist es durchaus sinnvoll, wenn die Vorstellungen der Menschen von ihrer Umwelt nicht zu wenig, aber auch nicht zu viele Unterscheidungen enthalten.

Das Weltbild eines Lebewesens gleicht darum nicht einem mechanischen Abklatsch des Wirklichen nach Art eines Lichtbildes, sondern ist den Zwecken dieses Wesens entsprechend an einer Stelle schärfer, an einer anderen allgemein, schematisch, idealisiert, unbestimmt. Auch die „schärfsten“ Stellen enthalten aber nur eine beschränkte Zahl von Unterscheidungen.

Wonach bestimmt sich nun die Auswahl des Aufgefaßten? Vom Standpunkt des „naiven Pragmatismus“ der Lebewesen (vgl. S. 8) aus ist zu erwarten, daß in der Auffassung all das unterschieden wird, was verschieden behandelt werden soll, d. h. worauf eine verschiedene Reaktion des Lebewesens lebensförderlich ist. Das Weltbild ist dann ein Gesamt von unterscheidenden Merkzeichen für das Handeln (vgl. v. Uexküll).

Wenn dieser Grundgedanke sich auch im Auffassungsleben der Lebewesen und insbesondere des Menschen nicht in voller Reinheit verwirklicht, so gibt er doch eine wichtige Richtschnur für die Auswahl an.

Ein System von Merkzeichen ist um so vollständiger, je weniger Unterscheidungen es braucht, um den auszudrückenden Tatbestand an-

zuzeigen. So sehen wir auch im menschlichen Kulturleben eine deutliche Neigung, die Zahl der an den Gegenständen gemachten Unterscheidungen so gering zu halten, wie zur Erfüllung der biologischen Zwecke möglich. D i e s s o l l d a s P r i n z i p d e s U n t e r s c h e i d u n g s m i n i m u m s g e n a n n t w e r d e n.

Dieses Prinzip beherrscht z. B. die Namengebung. Unser System der Tauf- und Familiennamen ist darauf abgestellt, bei der in Betracht kommenden Menschenzahl Verwechslungen selten zu machen. In heutigen Großvölkern genügt es nicht mehr recht. Zur polizeilichen Identifizierung muß jedem Menschen ein drittes und oft noch ein viertes Unterscheidungszeichen gegeben werden.

Worte sind nichts als Namen für Bewußtseinsgegenstände, die Eigennamen nur eine besondere Klasse davon. Darum gilt auch das Prinzip des Unterscheidungsminimums für die ganze Sprache. So nennt das Kleinkind anfänglich alles was Unlust macht „be-be", alles was weh tut „we-we", alle Menschen mit Hosen „Pa-pa", alle vierbeinigen Wesen mit waagrechtem Leib „hau-hau" usw. Es bildet also gerade im Anfang des Sprechens denkbar allgemeinste Begriffe, indem es sehr große Gesamtheiten von Erlebnissen nach ihren eindringlichsten Gemeinsamkeiten beisammen läßt und mit einem Namen versieht.

Dieses Verhalten kehrt sich im späteren Alter natürlich nicht glatt um und so bestehen auch die Sprachen der Erwachsenen aus Namen für oft recht grob beisammengelassene Erlebnisgesamte.

Worte wie Sitz, Tier, Stadt, Wiese bezeichnen Gesamtheiten von Gegenständen, die jeweils nur nach sehr groben und allgemeinen Eigenschaften von anderen abgehoben werden. Ihre Allgemeinheit wird aber nicht durch Abstraktion aus den konkreten Erfahrungen nachträglich denkend gebildet, sondern entspricht dem Prinzip des Unterscheidungsminimums. Für wichtige biologische Veranlassungen gehören eben wirklich alle Sitze zusammen, gleichviel, wie sie im einzelnen beschaffen sind, gehören alle Wege zusammen, gleich gut wie breit, wie bequem, wie gerade, wie steil sie sind.

Diese Einsichten stellen auch die entwicklungs- und völkerpsychologischen Lehren über die Entstehung des abstrakten Denkens, die in vielen auf recht veralteten Vorstellungen über Allgemeinheit, Abstraktheit, Konkretheit beruhen, geradezu auf den Kopf. Immer wurde für Kinder und Primitive das Fehlen eines Denkens in Allgemeinheiten behauptet, während nach dem Prinzip des Unterscheidungsminimums gerade die ursprünglichsten Begriffsfassungen besonders allgemein sind (vgl. auch S. 51).

Das Prinzip des Unterscheidungsminimums wirkt im Kulturleben auch beim Neuauftauchen kultureller Gegebenheiten; wenn etwa ein fremder Mann in eine Gemeinschaft hereinkommt, dann wird lange Zeit nur seine Fremdheit beachtet, so als ob er gleichsam nur von Ferne und in Umrissen gesehen würde. Von seinen Eigenschaften werden nur so viele gesehen, wie zur Unterscheidung von den Volksgenossen nötig. Diese gelten dann außerdem bis zum Beweise des Gegenteiles verallgemeinert als die Eigenschaften der Fremden, der Engländer, der Deutschen, der Neger schlechthin.

Wenn jemand, einer Mehrzahl von Menschen gegenübergestellt, diese viel eher als eine Menschen*gruppe* empfindet, als daß er erklärt, es sei der Mensch A + der Mensch B, C, D usw., so ist das ebenfalls eine Auswirkung des Prinzipes des Unterscheidungsminimums. Denn die Menschen heben sich insgesamt von ihrer unlebendigen Umgebung deutlicher ab als voneinander, darum wird dieser Unterschied zuerst beachtet. Diese Auffassungsweise einer Menschenvielheit als Einheit ist aber eine der natürlichsten und wichtigsten Wurzeln des Gemeinschaftsempfindens (vgl. später S. 82).

Auch alle dinglichen Güter werden, wie schon die Begriffsbeispiele Sitz, Weg, Stadt usw. zeigten, nur bis zu einem gewissen Grad individualisiert erlebt.

Das Prinzip des Unterscheidungsminimums ist auch im wissenschaftlichen Denken keineswegs geschwunden. Vielmehr erfährt es dort eine besondere systematische Ausbildung als Teil des Prinzipes der möglichsten Denkökonomie. Der Unterschied zu seiner Anwendung im täglichen Leben besteht nur darin, daß der biologische Zweck, den die Merkzeichen eines wissenschaftlichen Denksystemes erfüllen sollen in stärkerem Maße in Erkenntnishandlungen selbst besteht.

c) *Das Prinzip der voreiligen Objektivierung*

Wir haben die Empfindung für die Ichzugehörigkeit oder Außenweltzugehörigkeit eines Gegenstandes unter den unmittelbar anschaulichen Seiten jeden Erkenntniserlebnisses genannt.

Man kann nun als allgemeine Regel bezeichnen, daß bei Außenwelterlebnissen *der Ichanteil unterschätzt, der Grad der Objektivität überschätzt zu werden pflegt*. Das sieht man schon daran, daß der Mensch des naiven und täglichen Lebens seit je gemeint hat in seinem Denken die Gegenstände selbst zu haben, während die erkenntniskritische Besinnung zeigt, daß er nur die ihm durch seine Veranlagung mögliche Anschauungsweise der Gegenstände erleben kann, daß also nur die Ich-Gegenstandsbeziehungen, nicht die Gegenstände ihm erreichbar sind.

Greifen wir in dieser Hinsicht z. B. die Farben heraus! Jedermann, der von Physik und Erkenntnistheorie unberührt ist, meint, daß eben die Gegenstände die Farben wirklich haben. Daß Farben Beziehungen eines lichtempfindlichen Ich-Organes zu bestimmten, unbekannt bleibenden Außenwelttatsachen sind, zeigt erst die wissenschaftliche Überlegung.

Die Neigung zu voreiliger Objektivierung ist begreiflicherweise in Menschengruppen, die von wissenschaftlichem Denken unberührt sind, noch viel stärker als im heutigen Westeuropa. So ist z. B. das Traumleben erst in verhältnismäßig wenig weit zurückliegenden Zeiten seines subjektiven Charakters überführt worden. Bekanntlich glaubten alle

älteren Zeiten im Traume mit objektiven Außenweltmächten in Berührung zu treten.

Besonders stark ist die Neigung zu voreiliger Objektivierung bei Erlebnissen, die von heftigen, aufwühlenden Gefühlen getragen werden. Kretschmer bezeichnet die Erscheinung, daß die Gegenstände heftiger Affekte in die objektive Außenwelt verlegt werden, als „Affektprojektion".

Ein großer Teil des religiösen Lebens der Völker hat offensichtlich mit dieser Eigentümlichkeit des Seelenlebens zu tun. Die Leichtigkeit und Flüchtigkeit, mit der überall Geister und Götter gebildet und Religionslehren entworfen werden, erklärt sich nur daraus, daß es genügend Menschen gibt, die ihre innerseelische Bilderschau (die Werke ihrer „Einbildungskraft") mit erstaunlicher Leichtigkeit in ein übernatürliches Außen verlegen.

Affektstark ist auch der Wille. So werden auch Willensziele leicht nach außen verlegt und als objektiv fordernde Mächte verstanden. Hierauf läßt sich die objektive Weise, in der „Werte" zu erscheinen pflegen, zurückführen (vgl. S. 53).

Jedem seiner selbst gewissen Menschen erscheint das, was er will leicht in der Form eines man muß. Am unbedenklichsten sind in dieser Hinsicht natürlich begreiflicherweise die Kinder, welche ihre kleinen Wünsche der Mutter oder den Spielkameraden zumeist in der Form eines objektiven Weltengebotes: Du sollst doch ... das und das tun, aufzwingen wollen.

Aus diesen kurzen Bemerkungen erhellt, wie entscheidend das Prinzip der voreiligen Objektivierung sowohl auf das Wirklichkeits- wie auf das Wertbewußtsein der Völker einwirkt.

Der biologische „Sinn" der voreiligen Objektivierung ist leicht einzusehen. Die Unterdrückung des Ichanteiles entlastet und vereinfacht die Erkenntnis ungeheuer. Die Objektivierung von Willenszielen und Werten stärkt ebenso sehr die Sicherheit und Schlagkraft des Handelns.

d) Ganzes und Teile

Jeder aufgefaßte Gegenstand ist ein „Etwas" und als solches ein Ganzes und eine Einheit. Wäre er es nicht, dann wäre ja nicht er, sondern etwa seine Elemente aufgefaßt. Wenn jemand sagt, daß er eine gepflasterte Straße sieht, dann heißt das schon, daß er eine Vielheit von Pflastersteinen als Einheit auffaßt.

Das viel erörterte Problem des „ganzheitlichen Auffassens" erledigt sich darum in dem Sinne, daß auffassen und ganzheitlich auffassen identisch sind. Ich glaube nicht, daß irgendjemand sich ein Auffassen ausdenken könnte, das nicht ganzheitlich wäre. Auch die feinstunterschiedenen Teile sind ja nicht reale Atome der Wirklichkeit, sondern eben feinste Auffassungs-Einheiten, feinste Auffassungsganze.

Die Klarstellung dieser Tatsachen ist so wichtig, weil in der Seelenkunde, in der Gesellschaftslehre und in der Kulturkunde, also gleichermaßen in allen uns angehenden Wissenschaften das Problem des Ganzen eine große und nicht immer klare und glückliche Rolle gespielt hat.

Was als Ganzes und was als Teil aufgefaßt wird, hängt von der Einstellung der Aufmerksamkeit ab. Wendet man sich z. B. den einzelnen Pflastersteinen zu, dann entschwindet die Straße der Auffassung, die Pflastersteine werden die hauptsächlichst gesehenen Ganzen und Glimmerstückchen, Quarzbrocken usw. treten als ihre Teile hervor.

Für jede Gegenlage eines auffassenden Wesens und seiner Umwelt gibt es *eine bestimmte Aufgliederung dieser Umwelt in Ganze und Teile, die am wahrscheinlichsten ist*, d. h. am einfachsten und selbstverständlichsten zustandekommt. Neben dieser Gliederung gibt es viele andere, die zunehmend seltener auftreten, also immer unwahrscheinlicher werden (so z. B. wenn man einen einzelnen Pflasterstein vor sich hat und doch an die ganze Straße denkt).

Auch die Gliederung der Kulturgüter in Ganze und Teile entspricht zumeist der wahrscheinlichsten Auffassungsweise. So kommt es, daß an Tischen, Gewehren, Hausformen, Flaschen und beliebigen anderen Geräten typischerweise nicht die Eigenheiten des Einzelstückes, sondern leichter eine Idee von ziemlich unbestimmter Allgemeinheit aufgefaßt wird. Davon haben wir in der Lehre von den Beziehungen des Menschen zu Kulturgütern und in verschiedenen Abschnitten der Ablaufslehre der Kultur immer wieder auszugehen.

Verschiedene Menschen neigen auch in verschiedenem Maße zur Zergliederung bzw. zur Zusammenfassung der Wirklichkeit. Es gibt „Ganzbeachter" und „Teilbeachter". Diese Eigenarten sind wesentlich erbbedingt und müssen sich auf der anderen Seite im Kulturverhalten sehr deutlich äußern: so liefert ihre Untersuchung einen Beitrag zur Frage Erblichkeit und Kultur.

e) Das Auffassen in Dingen

Unter den „Etwassen", den Gegenständen, in welche das Auffassungsgesamt gegliedert wird, gibt es *Dinge* und *Eigenschaften* (vgl. auch S. 25).

Der Dingbegriff gehört zu den merkwürdigsten ursprünglichen Erkenntnismitteln des Menschen. Als Dinge werden relativ dauernde „Etwasse" bezeichnet, welche Eigenschaften „tragen" können (Träger von Eigenschaften sind). Sie treten als die handelnden Subjekte, als die Satzgegenstände aller Urteile auf. Jeder Satz der Grammatik, und, was damit ja identisch ist, jedes Urteil der Logik dreht sich um das Handeln eines Dinges. „Sein" und „haben" sind dabei als die allgemeinsten Handlungen aufgefaßt. Das gilt grammatikalisch zumindest für die

indogermanischen Sprachen; wie weit es logisch für alle Menschen gilt, ist wohl noch nicht untersucht worden.

Nicht nur das Bellen, sondern auch das Säugetiersein ist in den beiden Sätzen (Urteilen): Der Hund bellt, und: Der Hund ist ein Säugetier, eine Tätigkeit des Dinges Hund.

Wir stoßen damit auf eine höchst merkwürdige Gewohnheit unserer Sprache und unseres Denkens. Was Dauer hat und tätig ist — das ist doch im Grunde nichts anderes als eine Person, sowie sie dem Selbstbewußtsein erscheint. So ergibt sich, daß der Dingbegriff offensichtlich dem Selbstbewußtsein der Persönlichkeit nachgebildet ist.

Wir brauchen hier nicht zu erörtern, ob Dinge erst in Analogie zum schon bekannten Persönlichkeitserlebnis gebildet wurden oder ob nur das gleiche Prinzip wie im Icherlebnis sich auch in der Gliederung der Außenwelt auswirkt. Sicher ist jedenfalls die enge Verwandtschaft von Ichbegriff und Dingbegriff. Sicher ist jedenfalls, daß als Dinge jene Etwasse des Auffassungsgesamtes herausgegriffen werden, die ebenso wie die Person als zugleich dauernd und tätig (d. h. aber wandelbar) eingeführt werden können.

Welche Teile das sind, das hängt davon ab, was sich dem auffassenden Individuum am meisten aufdrängt. Vor allem kommt dafür zweierlei in Betracht: das körperliche Sein im Raume und die Bewegung, das Geschehen in der Zeit.

Viele Urteile kann man auf beide Weisen ausdrücken: Der Stein fällt schnell, oder Der Fall des Steines ist schnell; In Spanien ereignen sich Grausamkeiten oder In Spanien spielen sich grausame Ereignisse ab; Blühende Bäume entzücken oder Die Baumblüte entzückt. In diesen Sätzen ist das einemal ein Körper, das andere Mal ein Geschehnis zum Subjekt gemacht.

Wenn Geschehnisse verdinglicht werden, nehmen sie die Hauptwortform an (Substantivierung). Auch von solchen „Dingen" werden Tätigkeiten ausgesagt, wie alle genannten Beispiele zeigen.

Das Zusammengreifen der Dinge nach dem körperlichen Sein im Raume wird dem Zusammengreifen nach dem Geschehen in der Zeit im allgemeinen vorgezogen. Das zeigt sich auch daran, daß die nach der zweiten Art gebildeten Dinge und Worte doch vielfach für weniger wirklich gelten als die Körper im Raume, daß sie mehr als sprachliche und abstrakte Formen denn als leibhafte Dinge empfunden werden. Das liegt aber nicht an ihrem an sich geringeren Realitätsgehalt sondern nur daran, daß für die meisten Menschen die Augenwirklichkeit die eindringlichste ist.

Menschen, die ihrer Veranlagung entsprechend ihr Weltbild besonders stark auf Zeit, Dynamik, Bewegung aufbauen, müßten danach mehr „Zeit-Dinge" bilden. Solche wären also bei Historikern öfter zu erwarten als bei Naturforschern. Eine besonders große Anzahl von solchen „Zeit-Dingen" hat Scheidt tatsächlich in den Schriften des Historikers Treitschke nachgewiesen (Scheidt 1936).

Wahrscheinlich ist die Bildung von „Zeitdingen“ aber überhaupt eines der wesentlichsten Hilfsmittel einer jeden „höheren“, abstrakteren und komplexeren Ausdrucksweise. Fast alle sogenannten Abstrakte fassen nämlich zeitliche Abläufe zu Dingganzen zusammen: Worte wie Überlegung, Hilfe, Vermittlung, Sprache, Lehre, Allmacht, Unendlichkeit lassen sich nur auffassen, wenn man die Erfahrungen vieler Einzelaugenblicke als Einheit sieht.

Jedenfalls zeigen diese Erörterungen, daß die Dinggliederung der Erfahrungswelt von den Neigungen und Fähigkeiten des erkennenden Ich abhängt. „In einer Hundewelt gibt es Hundedinge, in einer Menschenwelt Menschendinge“ (Paul Ernst).

Aus der Ähnlichkeit des Dingbegriffes mit dem Selbstbewußtsein der Persönlichkeit zeigt sich die Rolle der andeutungsweisen, halben oder ganzen Personifizierung für das menschliche Auffassungsleben.

In der Völkerkunde gehen Personalität und Personifizierung der Außenwelt unter dem Namen des „Animismus“. Der eigentliche Animismus meint aber, daß die Gegenstände zu ihrem körperlichen Sein hinzu noch eine Seele hätten. Er macht also auch für tote Gegenstände die Annahme des metaphysischen Dualismus. Es ist aber ein großer Unterschied, ob man z. B. einem Stein auch eine Seele zuschreibt oder aber ihn nur für ein zugleich dauerndes und sich tätig wandelndes Ding nach Art des eigenen Selbst hinnimmt.

Dieser letztere, allgemeinere Gehalt der Dingvorstellung läßt sich leicht aus einer primitiven Denkökonomie erkären. Das eigene Sein ist dem Menschen am ersten und innigsten bekannt. So muß er notwendig den Teilen der Außenwelt ein gleiches Sein zuschreiben, solange er keine Veranlassung hat, an der Zweckmäßigkeit dieser Annahme zu zweifeln. Auch wenn dann die wesentlich andere Seinsart eines großen Teiles der Außenwelt eingesehen ist, dürfte das Festhalten an der Dinglichkeit und Personalität alles Seins doch so brauchbar und unersetzlich sein, daß der Mensch nur bei besonderer erkenntniskritischer Besinnung davon abgeht.

2. Das Denken

Was kennzeichnet jene Seiten des seelischen Gesamtvorganges, die üblicherweise als das Denken besonders abgegrenzt werden?

Gegenüber dem wahrnehmenden Auffassen bei der realen Begegnung von Ich und Welt ist das Denken ein Auffassen an Vorstellungen, ein „Auffassen am schon Aufgefaßten“, ein Einsehen von Beziehungen zwischen schon erfaßten Gegenständen. Gegenüber dem Fühlen tritt beim Denken die „sachliche“ Absicht und Einstellung hervor. Weder vom einen noch vom anderen unterscheidet sich das Denken aber anders als

gradhaft. Es bildet kein ganz eigenes, vom übrigen Seelenleben abgrenzbares Bereich.

Denkakte sind verhältnismäßig mittelbare und abgeleitete seelische Vorgänge. Auch innerhalb des Denkens kann man aber in dieser Hinsicht verschiedene Stufen unterscheiden.

Sieht man ein kleineres und ein größeres Brötchen, dann sieht man auch, daß sie verschieden groß sind. Findet man auf einer Reise, daß die Brötchen kleiner sind als zuhause, dann urteilt man aus der Erinnerung. Das erstere ist noch wahrnehmendes Auffassen, das zweite schon Denken, aber immerhin eine sehr anschauliche Art von Denken, da anschauliche Erinnerung und unmittelbare Wahrnehmung miteinander in Beziehung gesetzt werden.

Einen weiteren Schritt zur mittelbareren Auffassung von Beziehungen bedeutet es, wenn man, von der Reise zurückgekehrt, behauptet, die Brötchen in Hamburg seien kleiner als die in München. Denn in diesem Urteil werden zwei bloße Vorstellungen nebeneinandergestellt.

Damit die Anschaulichkeit des Denkaktes sich noch weiter verringern kann, müssen sich die Begriffe als Hilfsmittel entwickeln. Begriffe sind Umkreise einander irgendwie ähnlicher Vorstellungen, die im Bewußtsein durch ein Anschauungsbild oder durch einen Namen (ein Wort) repräsentiert werden (vgl. S. 12).

Das unbestimmte Anschauungsbild, das in uns auftaucht, wenn wir z. B. an ein Brötchen denken, enthält in wirbelndem Ablauf oder in einer schwer ausdrückbaren Verschmelzung all das, was die Anschauung einzelner Brötchen an sich haben kann. Es „symbolisiert" damit alle diese Brötchen, vermag sie alle zu bedeuten. Der Begriff Brötchen bekommt durch dieses Anschauungsbild jedenfalls die Eigenschaft, daß man mit ihm urteilend und schlußfolgernd operieren kann. Man kann nicht leicht aufzählen, was ein solcher Begriff alles enthält, merkt aber umgekehrt sofort sehr deutlich, wenn ein versuchter Denkakt zu der gemeinten Gesamtheit aller Brötchen nicht stimmt.

Je umfassender und verwickelter das Netz der gemeinten Beziehungen, desto undeutlicher wird im allgemeinen das Anschauungsbild, das den Begriff repräsentiert. Desto mehr steigt dann die Bedeutung des Wortes, des üblichen Sprachnamens für den Begriff. Worte ragen erst recht nur als kleine Teile der ungeheuer verwickelten Beziehungsnetze, welche unanschauliche Begriffe darstellen, über die Bewußtseinsfläche auf wie die kleinen Teile von Eisbergen, die über Wasser das Vorhandensein dieser unheimlichen Unterwasserriesen signalisieren. Der weitaus größte Teil des Begriffes bleibt unbewußt. Die Worte, die den Begriff bedeuten, genügen aber, um unanschauliche Begriffe neuerlich in Beziehung setzen zu können. Sowie ein falsches Urteil versucht wird, tritt auch beim unanschaulichen Denken mit Wortnamen ein eindringliches Unstimmigkeitsgefühl als „Warnungssignal" auf.

Jedes bewußte Denken braucht entweder Anschauung im weitesten Sinne, d. h. Gegenstandsempfindungen oder Wortnamen als Begriffssymbole, denn sonst hätte es keine Gegenstände, die es in Beziehung setzen könnte.

Mit diesen wenigen Bemerkungen sind auch die Ansatzpunkte für die völkerpsychologische, onto- und phylogenetische Untersuchung der Denkvorgänge gegeben. Wir kommen bei der kulturbiologischen Aufbereitung völkerkundlichen Stoffes darauf zurück.

3. Affekt als Erkenntnisfunktion. Das „primitive Denken"

Die gewöhnliche Meinung über die Affekte ist, daß es sich um innere Bewegtheiten handelt, die in gewissen Gesamtlebenslagen auftreten und mit unangenehmen oder angenehmen Empfindungen verquickt sind. Sie trüben das Urteil und führen zu unüberlegten Triebhandlungen.

Wir wollen das Kennzeichen innerer Bewegtheit (Wallung, erlebter seelischer Zustandsänderung) festhalten. Bedeuten die Affekte im Erkenntnisleben aber wirklich nichts als Trübungen? Wenn das Eintreten des Affektes an bestimmte Reize gebunden ist, und wenn ihre Erlebnisqualität je nach der Art dieser Reize verschieden ist, dann kann man an den Affekten doch irgendwie Unterschiede im Zustand der Außenwelt merken, dann helfen sie doch der Erkenntnis?

Jedes Lebewesen macht von dieser Erkenntnishilfe durch die Affekte tatsächlich den weitesten Gebrauch. Freilich werden dazu vor allem Affekte benutzt, deren Wallungsseite nicht so heftig ist, daß dadurch die Beachtung der Erlebnisqualität Schaden leidet.

Durch Außenweltreize ausgelöste Affekte mit verhältnismäßig schwacher Wallungsseite nennt man E m p f i n d u n g e n. Mir scheint es zumindest richtiger, in allen Empfindungen Affekte zu sehen. Denn was sollten Empfindungen anders sein als spezifisches Affiziertwerden, Beeindrucktwerden? Den Empfindungen als vorwiegend Außenweltkorrelierten Affekten würden dann die Gefühle als vorwiegend mit dem körperlichen Zustand korrelierte Affekte gegenübergestellt werden können (vgl. S c h e i d t 1937).

Empfindungen und Gefühle sind für die Erkenntnis um so brauchbarer, je eindeutiger und getreuer ihre Veränderungen Veränderungen der Außenwelt bzw. der leibseelischen Beschaffenheit widerspiegeln (vgl. die S. 9f. aufgestellten Kennzeichen wissenschaftlich brauchbaren Erkenntnisstoffes).

D a s g a n z e E r k e n n t n i s l e b e n i s t l e t z t l i c h e i n e v e r - w i c k e l t g e f ü g t e A n o r d n u n g g e g e n s t a n d s k o r r e l i e r t e r A f f e k t e.

Rot, hell, rauh, schrill, harmonisch, schmerzhaft, beängstigend, unruhig, gewaltig, schön, düster, langweilig, süß — und alle anderen irgendwie heraushebbaren Empfindungs- und Gefühlsqualitäten tragen nach dem Maß ihrer Gegenstandskorreliertheit zu diesem Erkenntnisgefüge bei.

Diese Auffassung macht klar, daß, wenn man von gefühlsmäßiger Erkenntnis spricht, das Gefühl nicht zu Unrecht oder als etwas Äußerliches der Erkenntnis beigemischt ist. Es handelt sich dabei vielmehr um die ursprüngliche Art des Erkennens, in der noch Gefühl, bzw. wallungsstärkere Empfindung zu spüren ist, weil diese eben an der Wurzel jeder Erkenntnis steht. Wenn eine Frau „fühlt", daß sie nicht mehr geliebt wird, so deutet sie ebenso ihre Affekte wie später, wenn sie mit eigenen Augen den Beweis der Untreue „sieht". Nur ist der Augenschein enger gegenstandskorreliert als die Ahnung des Herzens.

Das Seelenleben der „Primitiven" dürfte wesentlich durch das noch größere Vertrauen in die Erkenntnisfunktion gefühlsstarker Affekte gekennzeichnet sein.

Dieses Vertrauen kann sich vor allem dort erhalten, wo die ständige Nachprüfung durch die Erfahrung nicht möglich ist oder nicht naheliegt. Mit den Dingen des täglichen Lebens gehen Naturvölker ohne Zweifel nicht weniger sachlich um als wir selbst. Nur legen sich um diesen Alltag, in dem sich Sachlichkeit und pragmatistische Erfahrungsprüfung durchgesetzt haben, bei ihnen noch viel breitere Welten, in denen das Wunder und das Märchen regieren können, und wo als wahr gilt, was durch Anschaulichkeit und Leibhaftigkeit des Affektes sich als unmittelbar einleuchtend, als „evident" ausweist.

Wenn Naturvölker ihre Werkzeuge nicht sachlich richtig benutzen würden, so wie schon ein Tier seine Krallen und Zähne sachlich richtig benutzt, dann könnten sie sich nicht einen Tag lang am Leben erhalten. Naturvölkerleben ist kein Irrenhaus. Während aber schon einfache Krankheiten für die meisten Naturvölker außerhalb des Bereiches des sachlich Übersehbaren liegen, werden im heutigen Westeuropa immerhin nur bei jenen Krankheiten, die wissenschaftlicher Behandlung getrotzt haben, die Medizinmännerkuren der Heilpraktiker versucht — und auch das nur von den primitiveren Gemütern unter den Europäern.

Auch auf entwickeltster Stufe der geistigen Weltbearbeitung muß der Mensch aber schließlich den Erkenntnisgefühlen solange Vertrauen schenken, solange sie ihn nicht enttäuschen. Auch der Philosoph kann nicht länger fragen, als sein Mißtrauen anhält. Während aber das Mißtrauen des Philosophen durch die „Evidenz" der Logik und Erfahrungsprüfung allein aufgehoben wird, stellt sich das nichtwissenschaftliche und insbesondere das primitive Vertrauen in die Erkenntnis oft sehr viel rascher und voreiliger ein und begnügt sich mit der Evidenz erkenntnisfernerer Affekte. Solches Denken läßt sich daher von sehr voreiligen Urteilen beherrschen.

Die meisten Urteile des täglichen Lebens sind voreilig. Entweder sind sie übernommen oder sie leiten Verallgemeinerungen aus den eigenen Erfahrungen ab, die weit über das kritisch Erlaubte hinausgehen. „Die Förster sind lustige Leut'" denkt etwa der Zecher, der von einem vergnügten Abend im Forsthaus heimstolpert. „Die Eisenbahnen sind das größte Unglück für die Menschheit" sagt der Bauer, dem für den Eisenbahnbau Land zu schlechtem Preis enteignet wurde.

Das, was hier als Denken mit voreiligem Erkenntnisvertrauen vom sachlichen Denken graduell abgehoben wird, entspricht dem von mehreren Forschern betonten Gegensatz des „magischen“ und des „korrelativen“ Denkens, des Einzelfalls- und des statistischen Denkens (Kretschmer, Danzel, Scheidt). Der magische Mensch setzt Affektbefriedigung für sachlichen Erfolg, der korrelativ oder statistisch denkende Mensch gewinnt seine Erkenntnisse aus der kritischen Zusammenordnung seiner Erfahrungen. Wesentlich „magisch“ soll das Denken der Primitiven und Naturvolkmenschen sein.

Auch das korrelative Denken ist aber affektgetragen. Auch der in religiösen und medizinischen Dingen magische Mensch handelt in seinem Alltagsleben überwiegend sachgerecht.

So können magisches und korrelatives Denken keine eigentlichen Gegensätze, sondern nur verschiedene Stufen der Sachlichkeit und Kritik darstellen. Überall dort, wo die erkenntnistragenden Affekte besonders stark und anschaulich oder aber die korrelierende Kritik ungenügend ist, entstehen Meinungen, die von voreiligem Erkenntnisvertrauen getragen sind. So werden nebeneinander Künstler, Dummköpfe und kindliche und erwachsene erfahrungsarme Menschen die Heerscharen des „magischen Denkens“ zusammensetzen. Es ist also ein biologisch sehr ungleichartiges Aufgebot.

Ein guter Schuß „magischen Denkens“ steckt in jedem lebendigen Weltbild. Denn Sachlichkeit für sich allein gibt es nicht, sie kann nur aus kritischer Bändigung der Erkenntnisgefühle entstehen. Sind diese ärmlich, dann wird auch das Weltbild, das aus ihrer Bändigung entsteht, notwendig dürftig ausfallen.

4. Werterlebnisse und Vorziehensneigungen

Wir wagen für die vielumstrittenen Werterlebnisse folgende Annahme: Im seelischen Gesamtvorgang, im Erlebnis findet sich grundsätzlich auch eine Antriebsseite. Alle Erlebnisse setzen die Seele in Bewegung und führen zu irgendwelchen Äußerungen. *Das unmittelbare Empfinden für die Antriebsseite der Erlebnisgegenstände nennen wir Werterlebnis.*

Daß die Werterlebnisse besondere, unvergleichliche Empfindungsqualitäten haben, wie das gewöhnlich hervorgehoben wird, läßt sich leicht verstehen, wenn ihnen auch eine ganz besondere seelische Bedeutung zukommt: das Bewußtwerden der Antriebsmacht der Gegenstände.

Immer wieder stellten wir die seelischen Vorgänge als Geschehen hin, von dem jeweils einzelne Anteile bewußt werden. So ist schon deduktiv abzuleiten, daß es ein Bewußtwerden der Antriebsmacht der Gegenstände geben müsse. Dieses ist aber gleichbedeutend mit dem Erlebnis ihres „Wertes“.

Wenn in den Werterlebnissen die Antriebe den Gegenständen zugemessen werden. dann gehört das mit unter das „Prinzip der voreiligen Objektivierung“ (vgl. dort!).

Das kann man an gewissen sprachlichen Ausdrücken noch besonders klar erkennen. Wenn man ein Kunstwerk erschütternd nennt, so spricht man ein Werturteil aus, das auch sprachlich nichts anderes besagt als die Wirkung. welche in der Seele des Erlebenden entsteht, wenn er mit diesem Werk zusammentrifft. Werturteile wie atemraubend, bezaubernd, entsetzlich zeigen ihre Entstehung aus objektivierten Antriebserlebnissen nicht weniger deutlich. Auch das ästhetische Urteil häßlich heißt ursprünglich nichts anderes, als daß der Gegenstand Haß auslöst.

In anderen Fällen ist die Voreiligkeit der Objektivierung des Werturteiles nicht ganz so leicht zu entlarven. Schon der zu häßlich gegensätzliche Begriff schön läßt sprachlich nicht erkennen. daß es um eine Gemütsregung geht. Wir müssen uns aber aus dem unmittelbar vorhergehenden Abschnitt erinnern. daß alle Erlebnisqualitäten. welche die Weltauffassung aufbauen. dem Kerne nach Gemütsregungen (Affekte) sind. die Empfindung. Gefühl und Antrieb in sich vereinen. Auch die wertbezeichnenden Worte vereinen daher Empfindungsseite und Antriebsseite. „Schön“ kann daher ebenfalls beides sein — Antriebsobjektivierung und Empfindungsqualität.

Wenn ein Backfischchen wahllos ausruft: Au. schön!. dann hat die Antriebsseite die Oberhand. Spricht aber der wissenschaftliche Ästhetiker das Urteil schön aus. dann will er eine Empfindung äußern, deren Antriebsseite fast ebenso gedämpft ist wie bei einer Farb- oder Tonempfindung.

Alle Empfindungen. die merkbare Antriebswirkungen ergeben, können Werturteile veranlassen. Selbst so „rein sachliche“ Empfindungen wie schmal. klar. hell werden im gegebenen Zusammenhang zu Wertungen.

Die Antriebswirkungen der Erlebnisse sind mannigfach, so auch die Wertqualitäten. Es gibt begehrenswerte Gegenstände. ebenso aber auch Gegenstände. die zum Anbeten veranlassen. die den Trieb zur Aufopferung, zur Bewunderung. zur Unter- oder Überordnung wecken. In der Regel läuft aber der Antrieb natürlich überhaupt ab. ohne im Werterlebnis bewußt zu werden.

Die neuere deutsche „Wertphilosophie“ (S c h e l e r, Nikolai H a r t m a n n. S p r a n g e r u. a. m.) hat sich sehr bemüht. die „Objektivität der Werte“ nachzuweisen. Gemeint sind dabei die sog. höheren Werte wie Wahrheit. Schönheit. Güte. die man früher etwa sittliche Ideen genannt hätte. M. E. haben diese heute schon wieder der Vergangenheit angehörenden Denker zwar in gewisser Weise ergreifend unter Beweis gestellt, wie wichtig ihnen ein solches objektives Wertereich seelisch war. Von einem bindenden Nachweis kann man nicht sprechen. Wenn den Werterlebnissen das Bewußtwerden der Antriebsmacht der Gegenstände

zugrundeliegt, dann können die Werte nicht für sich allein (objektiv) sein, sondern erstehen aus der Begegnung von Lebewesen und Welt.

Werte sind auf zweifache Weise blut- und rassegebunden: Dadurch, daß der gleiche Gegenstand in verschiedenen Wesen ungleiche Antriebe auslöst und dadurch, daß diese Antriebe in verschiedenem Maße und auf verschiedene Weise bewußt werden.

Viele erbitterte Gegnerschaft gegen eine solche Anschauung von der Subjektivität der Werte und ihrer biologischen Bedingtheit kommt wohl daher, daß man fürchtet, die Werte seien dadurch der Willkür preisgegeben. Wir heutigen Biologen haben aber von Subjektivität eine Auffassung, die mit Willkür wahrhaftig nichts zu tun hat. Wir sehen in allen subjektiven Erlebnissen notwendige, vom freien Wollen unabhängige Beziehungen (Relationen) eines Ichs von bestimmter Veranlagung und einer Umwelt von bestimmtem Bau. So sind auch Werterlebnisse subjektiv, aber das Lebewesen kann wenig dazutun, sie sind ihm wesensartlich notwendig gegeben.

Über naturwissenschaftliche, geisteswissenschaftliche und lebensgerechte Wertung vgl. S. 245 ff.

Das Werterlebnis, welches uns der Antriebsmacht der Gegenstände auf den Willen (über dessen Wesen vgl. den nächsten Abschnitt!) innewerden läßt, nennen wir das „Sollen" oder das „Gefühl für Recht und Unrecht". Ein Sprichwort wie: Ein gutes Gewissen ist ein sanftes Ruhekissen, spricht aus, daß auch der Willensantrieb unter dem Gesetz der Spannung und Lösung, des Unbefriedigtseins und der Befriedigung steht.

Die *Bedeutung der Werterlebnisse für den Kulturlauf* ist natürlich groß. Man darf aber nicht vergessen, daß sie noch ungleich größer wäre, wenn das menschliche Verhalten vorwiegend auf „Vernunft" beruhen würde.

Denn dann wären alle Vorziehensakte Ergebnisse von Werturteilen und Wertvergleichen, die auf dem Werterlebnis beruhen müssen. Dann würde der Mensch ständig überlegen: Der Gegenstand A ist wertvoller als der Gegenstand B, infolgedessen mache ich A zum Ziel meiner Handlung. In Wirklichkeit hat der Mensch aber zumeist schon vorgezogen, gehaßt, geliebt, bevor es zu solchem sachlichen Vergleich kommen konnte. Die Antriebsmacht der Gegenstände wirkt sich größerenteils ohne Objektivierung als Wertqualität aus.

Die Kulturbiologie hat darum allen Grund, auf die Zergliederung der Vorziehensakte in Werterlebnisse und unbewußt ablaufende Antriebe nicht allzuviel Gewicht zu legen. Der objektiv verhaltenskundliche Ausdruck (vgl. S. 29) für den seelischen Gesamtvorgang, in dem Werterlebnisse eine Rolle spielen, ist die *Vorziehensneigung*. Vorziehensneigungen sind von der zufälligen Verteilung abweichendes Verhalten bei Wahlhandlungen.

Wenn am gleichen Markttag zum gleichen Preis und in gleicher Menge Johannisbeeren und Stachelbeeren vorhanden sind und 75 von 100 Hausfrauen Stachelbeeren kaufen, so ist das der Ausdruck einer Vorziehensneigung für Stachelbeeren in der Bevölkerung. Beobachtet man die gleiche Hausfrau mehrmals auf ihren Marktgängen, dann kann man auch die Vorziehensneigungen dieser einzelnen Person angeben. Bei zufälligem Verhalten würden beide Beerenarten gleichoft gekauft.

Derartige Vorziehensneigungen stehen im kulturellen Leben tatsächlich im Mittelpunkt. Man könnte *eine Lehre vom Kulturablauf geradezu eine Lehre vom Ineinanderspielen der Vorziehensneigungen nennen.*

Wenn schon das seelenkundliche Wesen des Wertens und Vorziehens noch umstritten ist, darf nicht wundernehmen, daß auch die Rolle von Erbveranlagungen, Wachstumsformung und aktueller Bestimmtheit für die hierher gehörigen Vorgänge viel weniger bekannt ist, als z. B. für die Intelligenz oder für Spezialbegabungen. Das ist für uns ein empfindlicher Mangel, denn *für die Frage Rasse und Kultur steht die Persönlichkeits- und Erbbedingtheit der Vorziehensneigungen natürlich ebenfalls im Mittelpunkt.*

5. Die Antriebe (einschließlich des Willens)

Was ein Trieb ist, muß man erlebt haben. Umschreibungen, wie z. B. Trieb sei von innen gesehene Bewegung oder Kraft u. dgl. m., helfen auch nur dem, der Triebe aus seinem Erleben kennt. Das ist aber nicht so schlimm, denn es gibt wohl keinen Menschen ohne Trieberlebnis. Von außen her erkennen wir Triebe an ihrem „Bewegungserfolg“ im weitesten Sinne und können sie dadurch objektiv-verhaltenskundlich erforschen.

Von allen Antrieben, die in unserem Leibe wirken, wird nur ein kleiner Teil bewußt. Auch die bewußtwerdenden Triebe stehen in einem verschiedenen Verhältnis zum Ichbewußtsein.

Es gibt Triebe, welche dem Ichbewußtsein wie etwas Fremdes, Nichtzugehöriges erscheinen können, Triebe in der eigenen Brust, mit denen das Ichbewußtsein ringen muß, die es geradezu als Gegner fühlt.

Von solchen Trieben führen stetige Übergänge zu immer größerer Nähe von Antrieb und Ich. Mit dem Geschlechtstrieb, mit dem Triebe Schlappzumachen muß man oft ringen. Gegen den Nahrungstrieb kämpft man nicht, man kümmert sich höchstens zeitenweise nicht um ihn. Den Trieb zum Schaffen und den Trieb zum Guthandeln betrachtet man schon ausgesprochen wohlgefällig, ja ist durchaus geneigt, mit solchen Trieben sich selbst gleichzusetzen. Anderen Antrieben gegenüber endlich ist die Ausdrucksweise „es treibt mich“ gar nicht mehr am Platze und muß — auch wieder in Übergängen — ersetzt werden durch die Ausdrucksweise

„ich treibe". Damit sind wir in das Gebiet der sogenannten Willensvorgänge gekommen.

Der Wille ist dadurch gekennzeichnet, daß er auch bei größter Bewußtseinshelle ichverschmolzen, ja geradezu ichbestimmend erlebt wird. Zum Willen rechnen die ichverschmolzen erlebten Antriebe.

Je unschärfer die Bewußtheit, desto weiter scheint das Gebiet des Ichs und der Willensvorgänge. Schon das rechtfertigt die Auffassung, daß zwischen Wille und Trieb kein grundsätzlicher Unterschied besteht. Beim Beginn der Ballnacht sagt das Mädchen: „ich tanze", im Morgengrauen entschuldigt es sich: „meine Füße wollen nicht mehr", rechnet ihr Ich also auf einmal viel enger und findet die Füße davon verschieden.

Trieb ist eine Spannung, die eine spezifische Befriedigung sucht, weil eben dieses Befriedigungsziel der Motor der Spannung ist. Je nachdem sich das denkende, wollende, wertende Ich zu diesem Antrieb stellt, kann seine Befriedigung mit Stolz, mit Lust, mit Scham, als Selbstdemütigung erlebt werden.

Triebe sind zur Erklärung lebendigen Verhaltens sehr tauglich. So nimmt nicht wunder, daß es psychologische Richtungen gibt, welche das Verhalten verständlich zu machen glauben, wenn man ihm eine entsprechende Anzahl spezifischer Triebe als Erklärung unterschiebt: Hilfstrieb, Befehlstrieb, Putztrieb usw. Man kommt so dazu, die Persönlichkeit als ein Bündel nebeneinanderstehender Triebe aufzufassen, gleichsam als ob ebensoviele verschiedene Kobolde in ihr nebeneinander hausen würden.

Eine andere Richtung der Trieblehre kommt umgekehrt zu der Ansicht, daß es gar nicht so viele verschiedene Triebkobolde seien, sondern nur ganz wenige, vielleicht nur einer, der sich aber außerordentlich geschickt verstellen, verwandeln könne. Da dieser eine Kobold aber doch nicht für identisch mit der Persönlichkeit angesehen wird, ergibt sich zwischen Kobold und Person ein Verhältnis, das ältere Mythologien als Besessenheit bezeichnet hätten, während man in der heutigen Psychoanalyse Sexualität und in der heutigen Individualpsychologie Ichideal für diesen tausendfach sich verstellenden Kobold, der die Person beherrscht, sagt.

Sowohl die Lehren von der Persönlichkeit als Triebbündel wie die von der Persönlichkeit als Heimstätte eines tausendfältig wandelbaren Triebkoboldes greifen aber über die Erfahrung weit hinaus. Erfahrbar am Triebleben sind nur das Gefühl des Antriebes und der Zielvorstellungen und die im Verhaltensversuch zutagetretenden Vorziehensneigungen. Bleiben wir bei diesen Erfahrungen, ohne sie mit Phantasmen zu be-

laden, welche über die zu fruchtbarer Erkenntnis nötigen Annahmen hinausgehen, dann ergibt sich folgendes:

Einen „Trieb“ nennen kann man die verhältnismäßig beständige Antriebsmächtigkeit von Zielvorstellungen, die durch sich selbst als wertvoll erlebt werden.

Man spricht von einem Nahrungstrieb, weil das Essen im Erlebnis als ein für sich selbst wertvolles Ziel auftritt. Von einem Trieb, in Lebensmittelgeschäfte zu gehen, würde man nur dann sprechen, wenn der betreffende Mensch ein unmittelbares Vergnügen daran findet, nicht wenn er es tut, weil ihn der Hunger treibt.

Zielvorstellungen, von denen man beständig bleibende Antriebsmächtigkeit aussagen kann, werden zumeist recht allgemeiner Natur sein: Helfen, Musikhören, Theaterspielen, Befehlen usw.

Ein Trieb ist so spezifisch wie die Gesamtheit seiner echten, als vollgültig erlebten Befriedigungen. Natürlich hat jeder Trieb neben den vollwertigen Befriedigungen auch randliche, halbgültige, ersatzmäßige, entsprechend der Tatsache, daß auch ein „spezifischer“ Trieb nur bis zu einem gewissen Grad innerhalb des Seelenlebens verselbständigt sein kann.

Mit der Annahme, daß ein Antrieb eigentlich die „Sublimierung“, die Tarnung eines anderen sei, muß man sehr vorsichtig sein. Es ist sicher nicht leicht, ein solches Tarnungsverhältnis wirklich nachzuweisen.

Wie wäre z. B. die Behauptung zu stützen, Kunsttrieb sei „eigentlich“ Sexualität? Man müßte vor allem eine deutliche negative Korrelation zwischen beiden feststellen, d. h. finden, daß der eine vermindert ist wo die andere gesteigert ist und umgekehrt.

Die Behauptung, daß dem Menschen eine konstante Menge von Triebenergie zur Verfügung stehe, ist eine oberflächliche Übertragung des physikalischen Energieprinzipes auf die Welt der Erlebnisse. Wir haben bis heute keinerlei Vorstellungen darüber, wieviel physikalische Energie beim einen und beim anderen Erlebnis umgesetzt wird.

In der Kulturbiologie werden wir nicht mit verabsolutierten Trieben, sondern nur mit der relativen Antriebsmächtigkeit der einen und der anderen Zielvorstellungen, also mit den schon besprochenen Vorziehensneigungen zu tun haben.

6. Die Handlungen

Jene Wirkungsschritte des Kulturlaufes, die wir in erster Linie auswerten können, sind die Handlungen von Menschen. Handlungen sind Auseinandersetzungen zwischen Mensch und Umwelt, an denen sämtliche Seiten des seelischen Gesamtvorganges beteiligt sind. Man kann auch sagen: Handlungen sind alle jene seelischen Vorgänge, welche Umweltänderungen zum Erfolg haben.

Handlungen werden zumeist (mit Ausnahme vorwiegend psychopathischer Fälle) mit Tätigkeitsbewußtsein erlebt. Das Bewußtsein erhellt aber nur einen Teil des Wirkungszusammenhanges der Handlung und auch nur einen Teil der Handlungsgründe.

Die Handlungsgründe sind verhaltensbeeinflussende, antriebsmächtige Erlebnisse, die als Triebe, als Wille, als Verpflichtung, als Werte empfunden werden können.

Damit eine Handlung zustandekommt, sind Empfänglichkeit (Erlebnisfähigkeit), Antriebskraft der Erlebnisse und die Fähigkeit, bestimmte Leistungen auszuführen, nötig. Antriebskräftige Erlebnisse bezeichnet man auch als Bedürfnisse.

Kulturbiologisch sehr wichtig ist, daß die Fähigkeiten allein für das Handeln eines Menschen nicht sehr viel besagen. Der Mann mit der schönsten Stimme singt vielleicht sein ganzes Leben lang nicht, weil er kein Singebedürfnis hat und er hat dieses vielleicht nur deshalb nicht, weil er keine Anregung hat oder für sie nicht empfänglich ist. Daß mit jeder Fähigkeit auch das Bedürfnis verbunden sei, sie auszuüben, ist ein weitverbreiteter Irrtum. Wir sehen in der Kulturgeschichte auf Schritt und Tritt, daß auch befähigte Völker nichts leisten, weil ihnen das Bedürfnis dazu abgeht.

Wichtig ist für uns auch die Architektonik menschlicher Handlungsgefüge. Einzelhandlungen stehen zumeist im Zusammenhang mit vielen anderen Handlungen. Grundsätzlich kann man den Lebenslauf überhaupt eine einzige, nie endende Handlung nennen.

Das wichtigste „architektonische Prinzip" der Handlungsgefüge ist das „Ausgliederungsverhältnis". Wenn ein Ziel erreicht werden soll, müssen viele Einzeltätigkeiten in der richtigen Abfolge zusammenwirken. Das Handlungsziel gliedert also viele Einzelhandlungen aus sich aus. Diese Einzelhandlungen sind selbst wieder Teilziele, zerfallen selbst wieder in viele Einzelheiten, gliedern also neuerdings untergeordnete Handlungen aus. Nun können aber Teilziele die Antriebsmacht und das Ansehen von Hauptzielen, die um ihrer selbst willen erstrebt werden, erhalten. So sind Ausgliederung von Einzelhandlungen und Verselbständigung von Teilzielen im Handlungsaufbau dauernd und gleitend zu beobachten.

Z. B. wird eine Reise unternommen und tritt als sich selbst genügendes Handlungsziel auf. Im größeren Zusammenhang ist die Sommerreise aber Teilziel im Dienste der Gesundheit, oder der Bildung oder der Anregung.

Die Reise erfordert viele Einzelhandlungen. Man muß zum Verkehrsbüro. Dieser Gang erfordert selbst viele Einzelhandlungen: Hutaufsetzen, Haustürezumachen, auf der Straße den Fahrzeugen ausweichen und was man sich noch alles ausmalen mag. Bei vielen Menschen wird der Gang zum Verkehrsbüro zum Selbstzweck. Er macht ihnen Spaß, weil man vielerlei zu hören kriegt, weil man die Vorfreude der Reise mit Genuß auskosten kann usw. Bei Kindern und kindischen Personen kann der Zusammenhang mit der Notwendigkeit der Reisevorbereitung

überhaupt abreißen, der Handlungszusammenhang zerbricht, der Spaß am Verkehrsbüro wird zum selbständigen Handlungsziel.

Die Handlungen des Erwachsenen pendeln zwischen Fremdzweckcharakter und Selbstzweckcharakter. Im Grunde erscheint jede Handlung auf diese Weise doppelt motiviert: Durch das größere Ganze, dem sie dienen soll, und durch die Freude, die man an ihr selbst empfinden kann.

Die übergreifenden Hauptziele können verschieden betont sein, sie können sich über verschiedenlange Zeit hinziehen und sehr verschieden viele Einzelhandlungen in sich einbegreifen. Es ist zu vermuten, daß diese Einzelheiten des Handlungsaufbaues individuell verschieden verlaufen und wir haben deutliche Anzeichen dafür, daß sie auch in verschiedenen Rassen und Kulturkreisen eine verschiedene Ausbildung haben.

So scheint bei vielen Tropenvölkern das das ganze Leben überspannende Handlungsgefüge des modernen Europäers nicht ausgebildet. Ihre Handlungen wirken dadurch kinderähnlich, kurzläufig, wenig weit hin erstreckt. Der Handlungsaufbau z. B. der Neger könnte, unter diesem Gesichtspunkt untersucht, in seiner geringen Architektonik dem Staatsaufbau, der Musik, der Dichtung und den anderen Kulturleistungen dieser Rasse gleichen, die allesamt dasselbe Merkmal der „Kurzläufigkeit" aufweisen.

Wir haben nun den Unterschied von nachahmendem und Eigenhandeln zu besprechen. La societé c'est l'imitation — dieser berühmte Ausspruch Tardes zeigt die Bedeutung dieser Frage für die Kulturkunde.

Auch heute ist die Meinung viel verbreitet, daß der Mensch sein Verhalten im wesentlichen durch Überlegen und Gutheißen selbst bestimme. Die Erfahrung zeigt aber, daß die Menschen viel öfter überlieferungsgemäß handeln. Aus diesem Widerspruch zwischen Meinung und Tatsachen ergab sich eine weitverbreitete Geringschätzung der stumpfen und trägen Masse, welcher die Mehrzahl der Menschen angehöre und die zu eigenem Denken und eigenem Handeln unfähig sei.

Gewohnheiten, Überlieferungen, Nachahmung gelten bei dieser Weltauffassung als „Erdenrest zu tragen peinlich", als Überbleibsel der Tierischkeit, als des Menschen unwürdig.

Ist aber nachahmendes Handeln wirklich menschenunwürdig? Was soll der unzweifelhafte Kulturschöpfer, z. B. ein Komponist, anderes tun, als auf allen außermusikalischen Lebensgebieten sich so zu benehmen, wie es als bewährt gilt, um desto mehr Zeit und Kraft für seine Musik übrig zu behalten. Nachahmung spart eigene Kraft und ermöglicht uns den Genuß der Leistungen ungezählter schaffender und erfindender Menschen.

Wenn die Nachahmung jemals erst erfunden worden ist, dann war diese Erfindung nach Tragweite und Sinn der Erfindung der Maschine ähnlich. Während aber die Maschine uns die Kraft vieler Wesen verleiht, verleiht uns die Nachahmung die Einfallsfülle vieler Menschen. In gewisser Weise sind Mensch und Tier

gerade durch die gesteigerte Nachahmungsfähigkeit des Menschen unterschieden. Man denke daran, daß die klügsten Tiere, die Affen, die begabtesten Nachahmer des Tierreiches sind! (Vgl. S. 67.)

Nachahmung ist der einzige Weg, auf dem das Individuum sich mit den Gütern, Werten und Fähigkeiten seiner Kulturgemeinschaft beladen kann. Nachahmung ist daher umgekehrt auch der einzige Weg, auf dem sich Kulturschöpfungen durchsetzen können. Die Klagen über die Trägheit der großen Masse ergeben sich bekanntlich zumeist gerade daraus, daß die Mitmenschen eine neue große Sache nicht rasch genug nachahmen und in ihr Leben aufnehmen (adoptieren) — nicht daraus, daß sie zuviel nachahmen!

Nun läßt sich aber auch leicht zeigen, daß der Zusammenhang des menschlichen Denkens und Handelns überhaupt nicht anders sein kann, als daß Kritik und Eigenhandeln auf einer breiten Grundlage von Nachahmungen aufruhen.

Ein Mensch hungert. Er hat gestern Menschen Früchte vom Baum nehmen sehen. Er hat daher ein Bedürfnis und auch ein Erinnerungsbild, wie man das Bedürfnis befriedigen kann. Daher ahmt er diese Menschen nach. Erst wenn ihm die Früchte nicht schmecken, denkt er sich etwas eigenes aus, z. B. daß man beim Essen besser vorher die Schale wegtut, weil sie bitter schmeckt. Am nächsten Tag hungert ihn wieder. In sein Erinnerungsbild ist das Ablösen der Schale nun mit aufgenommen. Wenn er nun die geschälte Frucht ißt, hat er z. T. die anderen, z. T. aber sich selbst nachgeahmt. Wie man sieht, ist ein solches Nachahmen identisch mit „aus der Erfahrung lernen". Eigenes Vorgehen bei Bedürfnisbefriedigung kann erst dort entstehen, wo die vorhandenen Erinnerungsbilder nicht befriedigen.

Die Erinnerungsbilder eigener und fremder Handlungen sind von vornherein im Gedächtnis vorhanden. Nur in Ablehnung, Unbefriedigung, Gegensatz zu ihnen kann sich ein neuartiges Handeln entwickeln.

Man kann daher festhalten: Kulturelles Geschehen ist Nachahmung, solange keine besonderen Kräfte zur Neufindung drängen. Damit gewinnt man für die Kulturkunde einen Satz von ähnlicher Bedeutung wie das Prinzip der Physik, daß jedes System seinen Zustand beibehält, solange keine abändernden Kräfte eintreten, also eine Art „kulturellen Trägheitsprinzipes".

Menschliches Handeln kann aber natürlich niemals mechanischer Abklatsch gesehenen Handelns sein. Selbst wenn die im kulturellen Trägheitsprinzip ausgedrückte Neigung zum bloßen, kräftesparendsten Wiederholen besteht, kann dieses doch nur so geschehen, wie das Lebewesen kraft seiner Auffassungsfähigkeiten den Vorgang glaubt gesehen zu haben, und wie es imstande ist, die Wiederholung durchzuführen.

Jede Übertragung einer Handlungsweise auf ein anderes nachahmendes Individuum hat daher im Sinne des eben entwickelten Träg-

heitsprinzipes die Bedeutung des Eintretens einer neuen abändernden Kraft in das System.

Der Satz, daß keine kulturelle Nachahmung bloße Kopie sein kann, führt in seiner Umkehrung noch zu einer wichtigen Ergänzung: Keine kulturelle Neubildung, keine neuartige Handlung ist ohne einen Anteil von Nachahmung; denn alle Individuen, welche neuartige Handlungen erfinden, stehen ja in einem „kulturellen Trägheitssystem" mit drinnen. So sind Nachahmung und neuartiges Handeln im Kulturleben nur durch den relativen Anteil von Wiederholung und Erfindung verschieden.

C. Zusammenfassung

Die zum Zwecke der Kulturbiologie entworfene Seelenkunde ist vorwiegend Verhaltenskunde, die sich aber von den unmittelbaren Erlebnissen in ihren Ansätzen führen läßt. Wir wollen die ganze Kulturkunde in ähnlicher Weise als menschliche Verhaltenskunde betreiben. Denn es kommt im Kulturgeschehen weniger auf die innerseelischen Vorgänge in den einzelnen Menschen an als auf das, was sich als Äußerung daraus ergibt: auf die Vorziehensneigungen und Handlungen.

An kulturellen Vorgängen sind nämlich fast immer mehrere Menschen beteiligt, das ist aber nur dann möglich, wenn es sich nicht allein um innerseelische Erscheinungen handelt. Kulturwirksam ist nur das irgendwie mitgeteilte, über den Einzelmenschen hinausgreifende Seelenleben.

Wir gingen ferner von der Einheit aller Seiten menschlichen Seins aus. Seelische Vorgänge nannten wir jene, die irgendwie im Gefolge sinnlicher Wahrnehmung („Weltabbildung") auftreten. Zu den körperlichen Vorgängen gibt es danach alle Übergänge. Von allem seelischen Geschehen ist jeweils nur ein kleiner Teil bewußt. Dieser Tatsache haben wir bei der Besprechung einzelner Seiten des seelischen Gesamtvorganges immer wieder Rechnung getragen.

Wichtige allgemeinbiologische Erscheinungen, die auch im Seelenleben voll und ganz ihre Rolle spielen, sind die aktuelle Bestimmtheit, die Wachstumsformung, die Erbveranlagung, die Lehren der Stammesgeschichte von Gehirn und Seele und der Seelenkrankheiten.

Wir haben eine ganze Reihe wichtiger Eigentümlichkeiten des menschlichen Auffassungslebens genannt, deren Kenntnis

für denjenigen, der Kulturvorgänge aus der biologischen Beschaffenheit der beteiligten Menschen verstehen will, unerläßlich ist. Es wurde davon gesprochen, daß menschliche Auffassung in der Regel vom Allgemeinen zu den Einzelheiten fortschreite (nicht umgekehrt, wie lange Zeit gemeint wurde), daß mit möglichst wenigen Unterscheidungen das Auskommen gesucht wird (Prinzip des Unterscheidungsminimums), daß der Objektivitätsgrad der Erlebnisse auf vielen Gebieten voreilig überschätzt wird, daß die Auffassung von Ganzen und Teilen die einzige Art der Auffassung ist, die überhaupt vorstellbar ist. Von großer kulturkundlicher Bedeutung ist auch die Aufgliederung der Welt in personenhafte Dinge, die als Träger von Eigenschaften gelten.

Alle Erkenntnis beruht letztlich auf gegenstandskorrelierten Affekten. Mit dieser Einsicht ist die Brücke vom Auffassungs- zum Gefühls- und Antriebsleben geschlagen, dessen kulturell wichtigste Eigentümlichkeiten wir in den anschließenden Abschnitten besprochen haben.

Das W e r t e r l e b n i s führten wir darauf zurück, daß es sich um das Bewußtwerden der Antriebswirkungen der Gegenstände handle. Wenn Werte objektiv scheinen, so entspricht das dem Prinzipe der voreiligen Objektivierung. Der Begriff des T r i e b e s hat in der Psychologie eine nicht immer glückliche Rolle gespielt. Man darf sich unter Trieben keine besonderen „Kobolde" vorstellen, die in der Seele ihr Wesen treiben: Triebe kann man die verhältnismäßig beständige Antriebswirkung (verhaltensbestimmende Wirkung) bestimmter als Selbstzwecke erlebter Zielvorstellungen nennen. W i l l e heißen uns die Antriebsvorgänge, die als ichverschmolzen erlebt werden. Der Umkreis des Willens schwankt ebenso mit dem Bewußtseinszustand, wie überhaupt der B e r e i c h d e s I c h e r l e b n i s s e s nicht völlig feststeht, sondern sich einengen und ausdehnen kann. (Sehr wichtig für die biologische Erklärung des Gemeinschaftslebens!)

Alle Seelenvorgänge, die zu Umweltänderungen führen, nennen wir H a n d l u n g e n. Sie beruhen auf Auffassungsfähigkeiten und Vorziehensneigungen. Die Handlungen eines Menschen bilden Gefüge, die von verschiedener Architektonik sein können. Hinsichtlich der Unterscheidung von Nachahmung und Eigenhandeln ist zu betonen, daß Eigenhandeln nur einsetzen kann, wo das Nachahmen nicht befriedigt. Daraus ergibt sich ein „k u l t u r e l l e s T r ä g h e i t s p r i n z i p".

Damit haben wir das Bild einer Seelenkunde umrissen, welche darauf ausgeht, e i n e L e h r e v o n d e r b i o l o g i s c h e n B e s c h a f f e n h e i t d e r M e n s c h e n z u s e i n. Solcherart ist die Seelenkunde, die wir für unsere lebensgerechte Kulturlehre nötig haben.

IV. Hauptabschnitt:

Kulturkunde

A. Das Wesen der Kultur

1. Verbesserung, Bedürfnisbefriedigung, aktive Anpassung

Es kann gar nicht in voller Schärfe möglich sein, die kulturellen Lebensvorgänge von den übrigen abzugrenzen. Das Kulturleben steht innerhalb des gesamten Seelenlebens wie das Seelenleben innerhalb des gesamten menschlichen Lebens, ohne daß sich ein ganz eindeutiger Grenzstrich ziehen ließe.

In gewisser Weise ist Kulturkunde im Rahmen menschlicher Lebenskunde mehr ein Gesichtspunkt als ein Sachgebiet.

Ein wesentliches Kennzeichen kulturellen Lebens ist jedenfalls, daß „Werke" in ihm eine Rolle spielen, in seinen Ablauf eingeschaltet sind: die Kulturgüter.

Kulturgüter kommen zustande, indem Menschen mit den Mitteln ihrer Umwelt und kraft ihrer Fähigkeiten Gefüge schaffen, die ihnen das Leben in irgendeinem Sinne zu verbessern scheinen und daß andere Menschen diese Gefüge übernehmen und ihren eigenen Verbesserungswünschen entsprechend verwenden. Kulturgüter sind also (subjektiv gemeinte) Verbesserungen, sind vorgeformte Mittel zur Bedürfnisbefriedigung oder aktiv angepaßte Stücke der Umwelt (Scheidt).

Alle drei Ausdrucksweisen meinen im Kerne das gleiche. Verbesserung meint die Erwünschtheit des Zieles, Bedürfnisbefriedigung stellt das Ungenügen, die Spannung des gegenwärtigen Zustandes in den Vordergrund. Der Begriff der aktiven Anpassung ist psychologisch der neutralste und allgemeinste. Er hat ferner den Vorzug, das Kulturgeschehen unter den Begriff der Anpassung zu stellen, der auch sonst in der Biologie eine so große Rolle spielt.

Vielleicht gehört eine gewisse Umstellung des Denkens dazu, um an allen Kulturvorgängen die aktive Umweltsanpassung, die Bedürfnisbefriedigung, die erlebte Verbesserung als wesentlich zu empfinden. Für viele widerstrebt eine solche Vorstellung vom Wesen der Kultur vielleicht zu sehr den vertrauten Denkgewohnheiten. Daß diese Begriffsbestimmungen für die Gerätekultur nicht schlecht passen, wird man zwar wahrscheinlich ohne weiteres zugeben. Inwieferne ist aber eine sittliche Idee oder

eine Gottesvorstellung aktive Umweltanpassung oder Bedürfnisbefriedigung?

Hier macht offensichtlich dreierlei Schwierigkeit: Erstens die Vorstellung von einem objektiven An-sich-sein der „Werte“; zweitens die Gleichsetzung von Bedürfnisbefriedigung mit Egoismus und Lustgewinn; drittens ein zu enger Aktivitätsbegriff.

Daß wir ein objektives Ansichsein der Werte oder sittlichen Ideen nicht gelten lassen können, wurde schon S. 53 ausgeführt. Wer die sittliche Idee erlebt und errungen hat, der muß sie ohne Zweifel irgendwie als Verbesserung seines Lebens und als Bedürfnisbefriedigung empfinden, woher käme sonst der Antrieb zum sittlichen Ringen? Der Mensch kann höchst unegoistisch und aufopferungsvoll handeln, aber er kann nicht das geringste tun, wozu ihn n i c h t s treibt oder veranlaßt. Hat aber jemand eine sittliche Idee sich errungen, dann hat er damit auch seine seelische Welt einem „höheren Leben“ angepaßt.

Mit der Gottesvorstellung steht es ähnlich. So oft in der Weltgeschichte ein neuer Gott verkündet wurde, fühlten seine Bekenner ihre Welt um so viel besser, um so viel mehr der Vollkommenheit angepaßt, daß sie auf die Ungläubigen mit Mitleid oder mit Verachtung herabschauten.

Den hohen geistigen Gütern gegenüber scheint es zweitens nicht angemessen, von Bedürfnisbefriedigung zu sprechen. Diese Scheu wird aber sogleich verschwinden, wenn „Bedürfnis“ allgemein genug gefaßt wird und sich damit von der Vorstellung egoistischen Handelns und lustgewinnenden Handelns loslöst. Bedürfnis ist die spezifische Spannung jedes Antriebes, Befriedigung die spezifische Lösung jedes Bedürfnisses.

Drittens scheint die menschliche Aktivität nicht den ganzen Umkreis menschlichen Handelns zu umfassen. Das Bemerken, die Schau, der Einfall scheinen nicht der Tätigkeit, sondern der „Gnade“ zu verdanken. K l a g e s z. B. zerrt in umständlicher Beweisführung den Unterschied von Tätigkeit und Einfall in einen polaren Gegensatz von Geist und Seele auseinander. S c h e i d t will den Begriff der aktiven Umweltanpassung aber ohne Zweifel nicht auf das Bewußtsein, sondern auf das menschliche Gesamtwesen beziehen. Denn er stellt mit dieser Begriffsbestimmung die Kulturgeschichte als die aktive Anpassungsgeschichte des Menschen in Gegensatz zur Rassengeschichte als der passiven Anpassungsgeschichte.

Im Vergleich zum rassischen Gezüchtetwerden ist auch Schau, Bemerken, Einfall aktiv, nämlich Äußerung in der Persönlichkeit selbst steckender Antriebe und Fähigkeiten. Kein biologisch denkender Mensch wird sich z. B. vorstellen, daß ein „begnadeter“ Musiker seine Einfälle z u f ä l l i g besonders reichlich vom Himmel geschenkt bekommt. Sie sind natürlich Lebensäußerungen seiner Persönlichkeit und insoferne aktive Leistungen, obwohl sie als Geschenke ohne Mühe erlebt werden.

Von Kulturgütern als aktiven Umweltanpassungen zu sprechen, hat aber auch deshalb keine Bedenken, weil auch „begnadete“ Menschen sich sehr eifrig mühen müssen, „soll das Werk den Meister loben“. Es gibt daher kaum je ein Kulturgeschehen, an dem nicht Aktivität im Sinne erlebter Bemühung *auch* ihren Teil hätte. Da umgekehrt selbst an der härtesten Willensmühe die Gesamtpersönlichkeit beteiligt ist, gibt es vielmehr eine aktive Anpassung als reine Willensleistung gar nicht.

2. Das „Prinzip der Organablösung“

Alle uns irgendwie bekannten Menschengruppen hatten oder haben „Kultur“, keine Tiergruppe hat es darin weiter als zu ganz schwachen Anfängen gebracht. *Kultur ist augenscheinlich als erbgegebenes Vermögen dem Menschen arteigen.* Schon der Sinanthropus, ein Vertreter der ältesten uns bekannten Menschenstufe, die in die vorletzte Eiszeit zurückreicht, hat uns eine recht entwickelte Kultur aus verschiedenen Steinwerkzeugen hinterlassen.

Die aktiven Umweltanpassungen des Menschen kommen durch eine Mensch und Tier fast völlig unterscheidende Erscheinung zustande, welche das wesentliche zur Kultur führende Prinzip ist: durch „Organablösung“.

Der Mensch stattet sich mit Organen (Wirkteilen) aus, die von seinem Körper losgelöst sind, während das Tier an seine körpereigenen Wirkungsmöglichkeiten fast völlig gebunden bleibt. Auch Tiere benutzen hie und da Werkzeuge, sie bauen sich Nester, sie benutzen Steine als Waffen, aber das sind doch nur ganz schwache Andeutungen und Vorahnungen der Wichtigkeit, welche die vom Körper losgelösten Wirkteile für den Menschen bekommen.

Wenn an ein Tier eine neue Umweltforderung herantritt, dann muß es seinen Körper dieser Forderung anpassen. Der Mensch stellt ihr ein neues Werkzeug, ein neues Kulturgut entgegen, ohne auf Umbildungen und Neubildungen an seinem Körper selbst angewiesen zu sein.

Die Möglichkeit dieses neuen Prinzipes der losgelösten Wirkteile sind so ungeheuere, daß der Mensch zeitweilig sogar darauf vergessen konnte, schließlich doch auch ein Tier zu sein.

Man kann *alle* Kulturgüter unter diesem Gesichtspunkt verstehen. Für die Werkzeuge im weitesten Sinne ist das ohne weiteres klar. Der Hammer ersetzt die Faust, die Zange die Zähne, der Löffel die Hohlhand, die Kleidung das Haarkleid, das Schwert die Pranke usw. Aber auch die „geistigen“ Kulturgüter sind solche losgelöste Organfunktionen. Bücher und Schriften sind losgelöste Erinnerungen, Wahrnehmungen, Erzählungen, Kunstwerke sind losgelöste Gefühlsabläufe oder losgelöste Im-

poniermittel, religiöse Glaubenssätze sind losgelöste Verzückungen oder Eingebungen, Gesetze losgelöste Befehle usw.

Dieses Prinzip der Organloslösung führt zu zwei auf den ersten Blick einander widersprechenden Erscheinungen: Es verfestigt die Organleistungen und macht sie doch auch ungleich abänderbarer.

Die Verfestigung geschieht durch Vergegenständlichung. Die Funktionen werden zu Geräten von theoretisch unbegrenzter materieller Dauer. Lebensabläufe werden durch die Kulturgüterschöpfung zu Objekten. bzw. sie nehmen zu ihrer Stützung entsprechend gestaltete Objekte in Anspruch.

Diese „Objektivierung“ (Verdinglichung) ist von bedeutenden Kulturphilosophen einem Objektivwerden in erkenntnistheoretischem Sinne gleichgestellt worden. Sie hat damit aber nichts zu tun, denn auch die verfestigten, gegenständlichen Güter bleiben durchaus subjektbezogen. erhalten ihren Sinn von den sie nutzenden Menschen.

Diese Verwechslung liegt der Lehre von der Kultur als objektivem Geist zugrunde, welche als ein Stützungsversuch für eine überkommene Art und Weise der Kulturforschung betrachtet werden muß, die dadurch gekennzeichnet ist, daß sie nicht von Lebenszusammenhängen handelt, sondern die Verbindung der verdinglichten Güter mit den Menschen überhaupt abkappt und sie behandelt, als wären sie durch sich selber entstanden.

Gerade die durch Verdinglichung verfestigten Organfunktionen sind aber auch besonders abänderbar. Das Gefüge der einem Menschen oder einer Menschengruppe zur Verfügung stehenden derartigen Organablösungen kann sich gerade wegen der nur lockeren Verbundenheit sehr rasch wandeln. Dadurch kommt in die Geschichte des Menschen ein Tempo, eine Beschleunigung, der nichts in der Geschichte der Tierarten gleichkommen kann. Der Ablauf der Änderungen ist um so beschleunigter, je typisch menschlicher, d. h. schöpferisch und bewußter eine Menschengruppe eingestellt ist — zwischen Primitivmenschen und Großstädtern dürfte hierin ein Abstand bestehen. der dem des Tieres vom Menschen nicht ganz unähnlich ist.

Ganz besonders stark wirkt es auf die Geschichte der Organablösungen (der Kulturgüter) ein, daß die Fähigkeit solche zu ersinnen individuell und rassisch so sehr verschieden ist und daß zudem die Fähigkeit, schon ersonnene Organablösungen zu übernehmen um ein Vielfaches größer ist als die zum Ersinnen selber. Diese ungleiche Fähigkeit zum Ersinnen und Anwenden ist es wesentlich. welche die Spannungen in die Kulturgeschichte bringt. deren Ausgleich und unausgesetzte Neubildung das eigentlich-menschliche an der Geschichte ausmacht.

Man stelle sich einmal vor, daß alle Menschen sich etwa die gleichen Lebensinhalte und Güter ersinnen könnten: Dann wäre das menschliche Gemeinschaftsleben wohl vielleicht quantitativ reicher. aber seinem Wesen

nach doch dem tierischen Zusammensein ähnlich. Wenn Ideen miteinander ringen, wenn Kulturgüter sich verbreiten, wenn Menschen umfangreiche Gemeinschaften aus Führern und Geführten bilden, so beruht das alles darauf, daß die Menschen vieles sehr viel leichter aufnehmen, wenn es ihnen von Mitmenschen dargeboten wird, als wenn sie es selbst erfinden sollten.

Die Fähigkeit, auf der dieses leichtere Übernehmen beruht, haben wir als Nachahmungsfähigkeit schon beschrieben. Sie ist neben dem Prinzip der Organablösung die grundlegendste Fähigkeit, welche zur Kultur führt.

Durch Organablösung und Nachahmung verwendet jeder Mensch sehr viel mehr Güter, als er nach Art und Ausmaß seiner eigenen Kräfte sich selbst verschaffen könnte. Dadurch wird aber die auf diesen beiden Prinzipien beruhende Lebensform in einem Maße gemeinschaftsabhängig, wie das beim Tier auch wieder kaum vorkommen kann.

Das Tier, insbesondere nicht gesellschaftsbildender Arten, ist daher in viel höherem Maße ein von seinen Artgenossen unabhängiges selbständiges Einzelwesen, denn es lernt ja sein Verhalten viel weniger von seinen Artgenossen als der Mensch.

Wenn man den Weg des Menschen vielfach als den zur Entfaltung der Individualität hin ansieht, so muß betont werden, daß gerade die Organablösung, welche diese Individualisierung ermöglicht, auch eine neuartige Abhängigkeit mit sich bringt.

3. „Geistige“ und „materielle“, sach- und seelenbezogene Güter

Güter nennen wir Umweltteile, die in einem Lebewesen Gefühle und Antriebe auslösen. Güter sind gewertete Umweltstücke (Scheidt).

Es ist nun in der Kulturlehre vielfach üblich, materielle und geistige Güter zu unterscheiden. Auch ohne Eingehen auf die Metaphysik von Materie und Geist läßt sich aber leicht zeigen, daß diese Teilung höchstens ganz groben praktischen Bedürfnissen entsprechen kann.

Alle Kulturgüter sind materiell, denn nur Materie macht Gütergemeinschaft verschiedener Menschen möglich. Nur mittels der Materie kann sich der Mensch anderen Menschen mitteilen. So sind schließlich die sprachlichen Begriffe und jede beliebige andere kulturelle (von anderen Menschen vorgeformte) Vorstellung uns nur materiell, als eine bestimmte stoffliche Anordnung zugänglich. Die geordneten Luftschwingungen der Sprache, die geordneten Linienzüge der Schrift, die geordneten Gestaltungen sämtlicher Kunstgattungen sind nichts anderes als physikalischer Stoff. Alle Mannigfaltigkeit des Verstehens und alle Mannigfaltigkeit des kulturellen Erlebens werden daher durch ebenso-

große Mannigfaltigkeiten in der Anordnung der physikalischen Materie vermittelt.

Auf der anderen Seite sind alle Kulturgüter schon dadurch „geistig", daß erst ihre Wirkungen auf Vorstellungen und Antriebe der beteiligten Menschen sie aus Dingen zu Gütern machen. Auch der einfachste Hammer oder Nagel ist kulturell „das, was man damit machen kann" und was sich sein Benutzer darunter vorstellt.

Ein für die Kulturbiologie wirklich sehr wesentlicher Unterschied ergibt sich aber, wenn man die Güter nicht danach einteilt, woraus sie bestehen, sondern danach, worauf sie wirken sollen. Dann lassen sich nämlich Güter, die auf Materie einwirken sollen, recht deutlich von denen abheben, die vorwiegend zu seelenunmittelbarer Wirkung bestimmt sind: sach- und seelenbezogene Kulturgüter. Zur ersten Art gehören alle technischen Güter, zur zweiten sind z. B. alle künstlerischen Güter zu rechnen.

4. Kultur und Bevölkerung

Ein für den Kulturbegriff wesentliches Merkmal wurde noch nicht genannt: Wenn man von „einer Kultur" spricht, meint man irgendwie den Inbegriff der Kulturgüter einer Vielheit von Menschen.

Die hier in Betracht kommenden Vielheiten kann man als „Bevölkerungen" bezeichnen. Bevölkerung im biologischen Sinne ist die Gesamtheit der einer bestimmten Umwelt zugeordneten Lebewesen der gleichen Art (vgl. S. 19).

Je nach der Art der gemeinten Umwelt schwankt auch Umfang und Differenzierung der zugehörigen Bevölkerung. Man spricht von der Bevölkerung eines Landes, einer Stadt, einer Klimazone, einer Landschaftsform. Aber auch kulturelle Gebilde können zur Abgrenzung von Bevölkerungen dienen, soferne sie eine kennzeichnende Umwelt abgeben: so kann man von der Bevölkerung der Mietskasernen, der Hafenviertel sprechen, aber auch von der Bevölkerung eines Standes, eines Volkstumes oder sonstiger Gemeinschaftsgebilde. Auch Gemeinschaftsgebilde sind ja kennzeichnende und ihre Glieder stark beeinflussende Umwelten.

Man sieht: Was eine Bevölkerung sein soll, hängt vom Gesichtspunkt der jeweiligen Begriffsabgrenzung ab. Wenn man zuerst von einer norddeutschen Bevölkerung spricht, kann man später Insel-, Marsch-, Geest- und Stadtbevölkerungen darunter unterscheiden, kann weiter die Stände und Berufe mit ihren Sonderbevölkerungen auseinanderhalten und letztlich jeder einzelnen Wohnung eine Familie als ihre „Bevölkerung" zuschreiben. Ja schließlich lebt jeder Mensch in einer einmaligen Umwelt, deren „Bevölkerung" er darstellt.

Dieser gleitende Begriff der Bevölkerung ist auch für kulturkundliche Zwecke durchaus nicht unangemessen. Letztlich hat jeder einzelne Mensch seinen einmaligen „Inbegriff von Kulturgütern", daraus baut sich mit ab-

nehmender Gemeinsamkeit die Kultur der Familie, des Berufsstandes, der Stadt, des Landes und des Volkes auf.

So wird man gleich darauf hingewiesen, daß das Verhältnis von Bevölkerung und Kultur in einer wissenschaftlichen Kulturkunde nicht von unbestimmter Allgemeinheit bleiben darf. Wenn man z. B. von der deutschen Kultur spricht, ist das sicher eine sehr generalisierte Ausdrucksweise. Innerhalb der deutschen Kultur können noch unzählig viele speziellere Kulturwelten unterschieden werden, äußerstenfalles soviele wie es deutsche Menschen gibt.

Was soll man dann überhaupt zur Kultur einer Bevölkerung zählen? Es gibt wohl folgende Hauptmöglichkeiten:

1. Man rechnet z. B. zur norddeutschen Kultur alles, was überhaupt an Gütern im Leben norddeutscher Menschen je vorkommt. Die Folge wäre, daß man fast alle Kulturgüter der Menschheit in dieser norddeutschen Kultur wiederfände. Denn es gibt bei dem regen Reise- und Überseeverkehr der Norddeutschen wohl kaum ein Kulturgut, das nicht gelegentlich im Leben eines norddeutschen Menschen auftaucht.

2. Um dieser Schwierigkeit zu entgehen, rechnet man zur norddeutschen Kultur nur das, was Norddeutsche selbst erfunden haben. Nun haben aber, ebenso wie einzelne Menschen so auch ganze Völker im allgemeinen die Mehrzahl der Güter, mit denen sie umgehen, nicht selbst erfunden. Die Folge solcher Abgrenzung wäre, daß in dieser norddeutschen Kultur fast nichts von dem vorkäme, was norddeutsches Leben wirklich bestimmt. Dafür würde alles, was ein norddeutscher Hanswurst, oder Literatengeck oder Weltverbesserungsnarr ausgeheckt haben, zur norddeutschen Kultur rechnen, auch wenn es nie Anklang fand. So geht es also auch nicht!

3. Zur Kultur der Bevölkerung werden jene Güter gezählt, mit denen die Mehrzahl der Norddeutschen wirkend verbunden ist. Solche Begriffsfassung nimmt vom wirklichen Leben ihren Maßstab. Aber sie zeigt auch schonungslos auf, daß die Mehrzahl der Leistungen norddeutscher Denker und Täter insoferne nicht norddeutsche Kultur ist, als sie der Lebenshaltung der Mehrzahl ferne und fremd geblieben sind. Auch lassen sich auf diese Weise nur jene Güter norddeutsche Kultur nennen, von denen man überhaupt erwarten kann, daß sich die Mehrzahl der Norddeutschen ihrer bedient. Schon die Frauenkleidung gehört dann nicht dazu, und die Zimmermannstracht erst recht nicht.

4. Nun wollen wir noch einen anderen Versuch machen: Zur Kultur einer Bevölkerung rechne all das, was „durchgedrungen“ ist, was „sich durchgesetzt“ hat, also was mit großer Wahrscheinlichkeit eingesetzt wird, wo die dem betreffenden Gut entsprechende Leistungsforderung erfüllt werden soll. Das hat allerdings wieder den Nachteil, daß nicht nur

die Güter, sondern auch die Leistungsforderungen kulturgebunden sind. Wenn man z. B. die Zugehörigkeit der Zimmermannstracht zur norddeutschen Kultur danach bemißt, ob sie von der Mehrzahl der Zimmerleute getragen wird, hat man davon abgesehen, daß der Bestand eines Zimmermannshandwerkes selbst ein Stück norddeutscher Kultur ist.

5. Wenn man nun noch davon ausgehen will, all das norddeutsche Kultur zu nennen, was der Mehrzahl der Norddeutschen nicht fremd ist, oder was sie als volkstumszugehörig empfindet, so verdient auch das Beachtung; aber es ist doch recht schwanker Boden, wenn die augenblickliche Volksmeinung anstatt gemessen zu werden selbst zum Maßstab genommen wird.

Dieses zu keinem Abschluß gekommene Spiel begrifflicher Möglichkeiten wurde hauptsächlich vorgeführt, um zu zeigen, *wie wenig selbstverständlich der Zusammenhang von Bevölkerung und Kultur ist.* Es ist nicht nötig, daß eine universell passende Definition ausgearbeitet wird; ganz besonders nötig ist aber, daß jedesmal, wenn man einer Bevölkerung ein Kulturgut zurechnet, man sich klar ist, in welchem Sinne das gemeint sein soll. Dafür läßt sich eine allgemeine Regel geben: *Es müssen immer die Einzelmenschen ersichtlich sein, deren Leistung oder Besitz das betreffende Kulturgut ist* (für die es einen Teil der angepaßten Umwelt ausmacht).

Wie wichtig das ist, wird sich später noch zeigen. Hier scheiden sich die schöngeistig-bildhafte und die lebensgesetzlich erkennende Kulturbetrachtung!

5. Einige Grundzüge des Kulturgeschehens

Subjektiv gemeinte Verbesserungen sind die allgemeinste Triebfeder jeder aktiven Umweltanpassung. Verwirklichte solche Umweltanpassungen nennen wir Werke, Schöpfungen, Kulturgüter.

Ob die Güter auch objektiv gut sind, ob sie etwas taugen, etwas wert sind, sich als lebensfähig erweisen, das zeigt sich an passiven Anpassungsvorgängen, denen sie großenteils erst nach ihrer Verwirklichung unterworfen sind. Diese Ausmerze des Unpassenden und dieses „Survival of the fittest“ unter den Kulturgütern geht etwa in den folgenden Formen vor sich:

1. Die Vorstellungen und Meinungen, welche der Schöpfer selbst von den Bedingungen der passiven Anpassung seines Werkes hat, beeinflussen schon das Entstehen sehr stark. Auf allen Stufen des Werdens, vom Gedankenkeim bis zum vollendeten Modell, werden jene Ideen ausgemerzt, von denen sich ihr Schöpfer selbst „nichts verspricht“. Ein wesentlicher

Teil der schöpferischen Leistung ist daher selbst schon Einpassung in die gegebenen Verhältnisse.

Eine solche Anpassung der Kulturgüter an die besonderen Umweltverhältnisse, unter denen sie zu wirken haben, entspricht durchaus dem Wesen des Kulturgutes. Die Einstellung, solche Rücksichtnahme sei eines Schöpfers unwürdig und eine Sklaverei für ihn, ist lebensfremd und verkehrt die wirklichen Verhältnisse. Auch der Künstler wohnt nicht auf dem Mond und lebt ein menschliches Schicksal. Alles menschliche Schicksal bedeutet aber aus seinem tiefsten Sinn heraus Kampf und bewährende Umweltanpassung.

2. Das Erhaltenbleiben des verwirklichten Gutes hängt sehr davon ab, wieweit es „sich verbreiten" kann, d. h. aber, von wievielen anderen Menschen es als Gut, als gewertetes Umweltstück aufgenommen wird. Da in solchem Falle diese Menschen die Leistungen des einen Schöpfers „an Stelle eigener geistiger Kinder" aufnehmen, bezeichnet Scheidt diesen Vorgang als Adoption.

Adoption ist der Schöpfung nicht so unähnlich, wie scheinen könnte, wenn man das eine für aktive Erzeugung, das andere für passive Übernahme hält. Adoption steht ebenso wie Eigenschöpfung unter dem Gesetze subjektiv gemeinter Verbesserung. Sie bedeutet eine Veränderung und Bereicherung der eigenen Umwelt, die zwar vorgeformte Mittel benutzt, aber doch ein Ausdruck eigener Aktivität ist. Daher wirkt sich die Wesensart der Menschen auch in der Art der Adoptionen, welche sie vollziehen, aus.

Der Gang der Adoptionen wird dadurch ein zumindest ebenso interessanter kulturbiologischer Forschungsgegenstand wie die Kulturgutschöpfung.

3. Auch die objektive Auswirkung der Adoption muß sich erst im weiteren Verlaufe erweisen. Jede einzelne Adoption eines Gutes verändert, vermehrt oder vermindert die weiteren Adoptionsmöglichkeiten — wieviel bedeutet z. B. für das gesamte Leben eines Menschen die Schriftübernahme oder heute der Ankauf eines Autos! Sozialer Auf- oder Abstieg, Kulturbereicherung oder -verarmung, neuerschlossene oder vernichtete Möglichkeiten erweisen schließlich, ob das aufgenommene „Gut" für den Menschen wirklich ein Segen war.

4. Das letzte Urteil über die lebensförderliche oder lebensschädigende Wirkung einer Adoption ist aber erst gesprochen, wenn sich ihre rassenzüchterischen Wirkungen ermessen lassen.

Diese verlaufen auf mehreren Wegen. Der Mann mit dem Auto wandert in eine Schichte mit anderer Fortpflanzungswahrscheinlichkeit auf als der Mann ohne Auto. Der Mann mit dem Auto hat schon wegen dieses Aufstieges die Wahrscheinlichkeit, eine andere Frau zu bekommen als in der anderen Schichte (Paarungssiebung!). Auch innerhalb der Schichte hat er besondere Aussicht auf eine Frau, die auf ein Auto besonderen Wert legt — was dem Wertlegen auf Mutterschaft eher umgekehrt proportional sein mag. Männer mit Autoneigung werden also eher aussterben. Wenn sie aber seltener werden, dann geht auch die Zahl der begei-

sterten Autofahrer und -käufer zurück, es entsteht daher eine Kultur, in der das Auto eine geringere Rolle spielt, letztlich könnten leidenschaftliche Autobenutzer überhaupt aussterben.

Beim Auto tritt diese letzte Möglichkeit natürlich nicht so leicht ein, weil ein zu großer Teil aller Menschen Autoneigung hat. Eine Liebhaberei oder Kunstform, die von vorneherein nur der Neigung weniger Menschen entspricht, kann sich auf diesem Wege aber rasch selbst ausmerzen. Die Seltenheit echter Kunstbegeisterung in fast allen Völkern kann man ohne weiteres auf die fast immer rassenzüchterisch ungünstige Stellung des Künstlers zurückführen. Von allen populären und weitverbreiteten Lebensinhalten kann man hingegen von vorneherein das Gegenteil vermuten: Sie haben nicht deshalb diesen Vorsprung, weil der Mensch an sich dazu neigt, sondern weil die ihnen entsprechenden Menschen rassenzüchterisch den größten Vorteil haben. (Vgl. auch den rassenbiologischen Hauptabschnitt!)

So zeigen sich Kultur- und Rassenbiologie als höhere Einheit. *Rassenumbildende Wirkung zu haben, gehört zu den typischen Schicksalen der kulturellen Umweltstücke.*

Die aktiven Umweltanpassungen, die das Wesen der Kultur ausmachen, umfassen, wie besprochen, die beiden Hauptformen der *Neuschöpfung* und der *Adoption*. Beides geht entsprechend den Fähigkeiten und Bedürfnissen der betreffenden Menschen vor sich, *ist also psychologisch aufschlußreich für sie.*

Aus ineinandergreifenden Neuschöpfungen und Adoptionen webt sich die Kulturgeschichte jeder Bevölkerung. Alle Einzelschritte des Kulturlaufes werden von bestimmten Einzelmenschen getan, die aber den Eindrücken ihrer jeweiligen Umwelt entsprechend handeln.

Diese Handlungen sind in der Regel zielstrebig und plangemäß (vgl. S. 30). Da aber die Planhandlungen der einzelnen Menschen großenteils unabhängig von denen der anderen Menschen sind, ist das ungeordnete und zufällige Aufeinanderwirken vieler einzelner im Kulturleben trotzdem der an sich wahrscheinlichste Zustand.

Man denke etwa an das Durcheinanderschießen der Menschen in den Geschäftsstraßen einer Großstadt. Obwohl die meisten von diesen jeweils im einzelnen etwas ganz bestimmtes zielstrebig und plangerecht verfolgen, ist der Eindruck für einen außenstehenden Betrachter doch der gleiche, wie ihn das Durcheinanderschießen der Moleküle in einem Gase bei entsprechender Vergrößerung wohl machen mag.

Ebenso wie aber das Verhalten der Gasmoleküle nicht völlig ohne Regel ist, sondern bei entsprechender Bearbeitung sehr aufschlußreiche Gasgesetze gefunden werden können, ist auch ein „atomistisches Aggregat" von Menschen schon durch die in ihrer biologischen Beschaffenheit ruhenden Verhaltensneigungen von vornherein nicht ohne Regel. Diese Regelhaftigkeit wird durch die im letzten Abschnitt besprochenen Vorgänge der passiven Anpassung der Kulturgüter, welche nur das im Rah-

men des Ganzen Sinnvolle überleben lassen, gesteigert. Das Verhalten der Bevölkerung wird dadurch vereinheitlicht, typisiert.

Außerdem gibt es aber Pläne einzelner Menschen, welche unmittelbar auf Ordnung des Zusammenlebens abzielen. Diese drei Mächte: die Ähnlichkeit der biologischen Beschaffenheit der Menschen, das vorwiegende Überleben der im Rahmen des Ganzen zweckmäßigen Verhaltensformen und unmittelbar auf Ordnung abzielende Pläne bewirken, daß die Kultur einer Bevölkerung zu einem Teil ein in sich zusammenhängendes und sinnvolles Gefüge wird, welches das ungeordnet-zufällige Verhalten der Einzelnen sich einzubeziehen strebt. Die Wege und Grenzen solcher Gefügebildung aufzuzeigen, gehört allerdings zu den schwierigsten Aufgaben einer wissenschaftlichen Kulturlehre (vgl. S. 180ff.).

Vielleicht wird das Gesagte anschaulicher, wenn wir es in ein physikalisches Gleichnis einzufangen streben. Natürlich darf man aber kein Gleichnis überspitzen, irgendwo hinkt jeder Vergleich.

Wir wollen beim Kulturverlauf an ein physikalisches Kraftfeld denken, also an ein Gebiet, in dem in mannigfaltiger Verteilung, aber doch so, daß alles voneinander abhängt, Bewegungen sich vollziehen und Bewegungsträger (Stoffteilchen) angeordnet sind — also an ein magnetisches oder ein elektrisches Feld.

Damit kennzeichnen wir den Kulturverlauf als ein Geschehen, von dem man zwar nicht im einzelnen nachweisen kann, daß eindeutige Gesetzlichkeit herrscht — wie man das bekanntlich für atomare Strukturen auch in der Physik nicht kann —, das aber den in ihm selbst ruhenden Veränderungswahrscheinlichkeiten folgt, sodaß Gruppen ähnlicher Fälle eine verläßliche Wahrscheinlichkeitsangabe erlauben (vgl. S. 15).

Die einzelnen Stoffteilchen sind Träger aller Bewegungen, aller Veränderungen im gleichen Sinn, wie wir die Einzelmenschen mehrfach als die einzigen Wirkungsträger des Kulturlaufes bezeichnet haben.

Die außerhalb des Feldes feinverteilter Stoffteilchen liegenden, auf alle Teilchen gemeinsam (aber nicht gleich stark!) einwirkenden Apparate des physikalischen Feldes wie Magnete, Induktionsspulen, Stromführungen usw. versinnbildlichen uns die allgemeinen Lebensbedingungen wie Boden, Klima, die ja auch auf alle Menschen ähnlich, aber nicht gleich stark einwirken. Der Magnet ist ebenso physisch wie die bewegten Stoffteilchen: aufs Kulturelle übertragen — auch diese Allgemeinkräfte sind natürlicher, nicht metaphysischer Art.

Die Stoffteilchen sind einander nicht gleich und sind in ihren Wirkungswahrscheinlichkeiten weitgehend verschieden zu denken — so verschieden, wie die individuelle Veranlagung der Menschen verschieden ist.

Die Stoffteilchen treten nicht in Ruhe, sondern schon außerordentlich komplizierte Bewegungssysteme bildend in das Kraftfeld ein. Jedes von ihnen bildet eine weitgehend geordnete Welt für sich — so etwa, wie die Atome der Niels Bohrschen Vorstellung. Auf das Kulturelle übertragen heißt das, daß die Bewegtheit der Einzelmenschen nicht aus der allgemeinen Umwelt — von den Magneten, Spulen, alias den Kräften von Boden und Klima her — stammt, daß sie auch nicht durch das kulturelle Gefüge erzeugt wird, sondern unabhängig von den kulturellen Umweltbedingungen aus den Erbanlagen stammt, die mit der

Zeugung festgelegt sind. Die kulturellen Einwirkungen können nur die schon lange vor dem Eintritt ins Kulturleben vorhandene Veränderungswahrscheinlichkeit (Bewegtheit) abändern und überlagern, können aber nicht Beliebiges selbst hervorrufen.

Sobald das sich in planetensystemhafter Eigenbewegung seiner Elektronen und Protonen befindliche Stoffteilchen in den Kulturlauf eintritt, wird es grundsätzlich von allen anderen Stoffteilchen beeinflußt und beeinflußt auch seinerseits grundsätzlich alle anderen Teilchen — „Gefügenatur der Kulturzustände". Doch sind diese Beeinflussungen immerhin so ungleich dicht, daß man zum Zwecke der besseren Erkenntnis vielfach je zwei Stoffteilchen oder sonstige kleine Gruppen von Stoffteilchen so ansehen kann, als würden nur sie aufeinander wirken und die anderen gar nicht da sein. Das entspricht der weitgehenden Unabhängigkeit kultureller Abläufe (z. B. der Schicksale verschiedener Kulturgüter) voneinander trotz grundsätzlicher Gesamtgefüge-Natur der Kultur.

Unter den Stoffteilchen sind solche, in denen von Zeit zu Zeit infolge der im einzelnen fast unerkennbaren Eigenheiten ihres inneren Planetensystemes neue Bewegungsformen auftreten, die einen recht hohen Grad von Beständigkeit erlangen können — etwa so, wie ein Kreisel seine Eigenbewegungen mit Zähigkeit festhält. Diese Bewegungsformen haben die Fähigkeit, auf andere Stoffteilchen überzugehen, wobei sie je nach deren augenblicklichem Gesamtzustand rasch oder langsam, und unverändert oder mit starken Veränderungen nachgeahmt werden. Es handelt sich um die K u l t u r g ü t e r, die von einzelnen Menschen kraft ihrer inneren Beschaffenheit in bestimmten Situationen geschaffen werden und welche die auf Besserung abzielende Bewegtheit der anderen Einzelmenschen zu beeinflussen vermögen.

Durch die Aufnahme solcher in fremden Stoffteilchen entstandener Bewegungsformen wird die Bewegung der Teilchen von ihrer selbständigen Form immer stärker abgelenkt. Sie wird durch solche Vorgänge in vielen Stoffteilchen ähnlicher als sie zuerst war. Freilich darf man nicht vergessen, daß auch infolge der inneren Veranlagung die Bewegtheit aller Teilchen schon von Anfang an eine nicht geringe Ähnlichkeit aufwies.

Durch die gegenseitige Beeinflussung nähern sich die einzelnen Stoffteilchen bestimmten anderen an, entfernen sich von wieder anderen. Allmählich ergibt sich eine bestimmte Anordnung der Teilchen im Felde, so daß dieses im ganzen so etwas wie ein seine Ordnung festhaltendes Planetensystem aus bewegten Teilchen zu werden strebt, so wie jedes Teilchen ein Planetensystem aus Elektronen und Protonen ist. Das Kulturganze nähert sich einer ähnlichen organischen Ordnung an, wie sie innerhalb des Leibes der Einzelmenschen besteht.

Die Gleichschaltung durch Annahme der gleichen Kulturgüter trägt zum Werden solcher sozialer Ordnung wesentlich bei. Insbesondere wirken dabei aber auch Kulturgüter mit, die selbst Rezepte für Geordnetheit sind. Man spricht von „Plänen", von „Gesetzen". Solche Rezepte für Geordnetheit gehen wie alles andere von einzelnen Stoffteilchen aus. Sie wirken unter allen anderen Arten der gegenseitigen Beeinflussung der Bewegungsformen mit, ohne sich in ihrer Wirkungsweise grundsätzlich von diesen zu unterscheiden. Sie haben zumeist nur die Macht, kleinste, kleine oder kleinere Teile des Gesamtfeldes zu ordnen. Denn kein Einzelstoffteilchen ist so mächtig, daß es für die ganze Bewegtheit des Feldes einen alle anderen Stoffteilchen völlig zwingenden Gesamtplan entwerfen könnte, und erst recht nicht so mächtig, daß es ihn durchsetzen kann.

So verbleibt das Kraftfeld in dauernder Unruhe und erreicht nur eine teilweise und verhältnismäßige Ordnung. Jedes neu auftauchende Stoffteilchen — jeder neugeborene Mensch kann in seiner veranlagungsgemäßen Bewegtheit völlig neue Formen entwickeln — ein neuartiges Genie sein, sodaß die erreichte Ordnung von innen heraus wieder zu einem Ungleichgewicht wird, das sich einen neuen Ausgleich suchen muß. „Der Mensch sinnt immer Verbesserung.“

Zu solcher dauernd aus dem Inneren neu aufspringenden Unruhe kommt, daß die Annäherung anderer ähnlicher kultureller Kraftfelder verspürbar werden und auch dadurch völlige Verschiebung aller Kräfteverhältnisse und weitgehende Neuordnungen sich ergeben können — Berührung mit anderen Gemeinschaften, Völkern und Rassen.

Endlich kann sich auch an den verhältnismäßig dauernden Naturkräften, die wir durch Magnete und Spulen versinnbildlicht hatten, etwas ändern — auch die natürlichen Bedingungen des Heimatraumes bleiben nicht die gleichen.

Wir wollen das Bild nicht noch weiter treiben. Es ist ja nicht mehr als ein Bild, das dazu helfen kann, zum menschlichen Kulturgeschehen jene abständige innere Einstellung zu gewinnen, die der Mutterboden wissenschaftlicher Untersuchung ist.

6. Das Vorgehen kulturbiologischer Untersuchungen

Die lebensgesetzliche Erforschung eines Kulturvorganges strebt danach, die für seinen Ablauf wichtigen Momente möglichst getreu nach ihrem richtigen Gewicht zu erfassen. Dazu braucht sie viel umfangreicheren und vollständigeren Untersuchungsstoff, als in der geschichtlichen und geisteswissenschaftlichen Kulturkunde zumeist für nötig gilt. Das zeigt sich vor allem in zwei Richtungen:

1. Die Kulturgeschichte wählt aus dem kulturellen Gesamtvorgang dasjenige einseitig aus, was ihr als interessant und bemerkenswert erscheint. So sammeln sich in jedem Kulturmuseum handwerkliche und künstlerische Spitzenleistungen in außerordentlicher Häufung an, während Mittelmäßigkeit der Leistung und Alltag der Arbeitsmühe im Kulturmuseum ein sehr viel geringeres Gewicht haben, als im wirklichen Leben der dargestellten Völker. Dasselbe zeigt jedes Geschichtsbuch, nur in der Form der Erzählung anstatt der Konservierung. Von Kriegstaten und außergewöhnlichen Leistungen ist im Geschichtsbuch viel öfter, vom täglichen Leben viel seltener die Rede, als es in der geschilderten Wirklichkeit der Fall war. Wir wollen weder gegen Kulturmuseen noch gegen Geschichtsbücher etwas sagen, die Kulturbiologie muß aber jedenfalls von Material ausgehen, welches den „Kräftehaushalt“ der beteiligten Menschen richtig abbildet. Sie braucht daher statistische Zählungen und repräsentative (maßstabrichtige) Stichproben. Die Kulturbiologie muß ebenso im wesentlichen als eine besondere Art von Statistik betrieben werden, wie die moderne Rassenbiologie wesentlich eine besondere Art von Statistik ist.

2. Ein zweiter Grundsatz der Kulturbiologie ist, daß Kulturgüter niemals isoliert behandelt werden dürfen. sondern nur im Zusammenhang mit den Menschen, die sie schufen oder verwendeten. einen sinnvollen Untersuchungsstoff abgeben. Die Kulturgüter werden immer als Umweltstücke der beteiligten Menschen betrachtet. Daher sind nicht die Kulturgüter als solche. sondern die kulturellen Mensch-Umweltbeziehungen die Elemente kulturbiologischer Forschung.

Damit ist auch schon gesagt. daß die kulturellen Lebensvorgänge. also jene Lebensvorgänge, in denen von Menschen vorgeformte Werke eine Rolle spielen. nicht aus dem Sinn- und Kräftezusammenhang der seelischen Gesamtlage der betreffenden Menschen gerissen werden dürfen. Alle Kulturgüter sind ja schließlich nicht mehr als Lebenshilfen, deren Einsatz von der Gesamtlage der beteiligten Menschen abhängt.

Die kulturellen Mensch-Umweltbeziehungen umfassen in der Hauptsache einerseits die Beziehungen zur Menschenumwelt. andererseits die Beziehungen zur Kulturgüterumwelt. Als Kulturgüter können dabei ebensogut bestimmte Dinge. als auch bestimmte Vorstellungen und Vorstellungszusammenhänge in Betracht kommen. Die Beziehungen der Menschen zu den Kulturgütern folgen den Eigentümlichkeiten menschlicher Weltauffassung. menschlicher Wertungsweise und menschlicher Aktivität. die wir im dritten Hauptabschnitt über Seelenkunde beschrieben haben.

Wir werden im nächsten Hauptabschnitt den „Menschen in seiner kulturellen Umwelt“ beschreiben. Damit wird auch der Ausgangsstoff für das lebensgerechte Verständnis kultureller Abläufe gewonnen.

B. Der Mensch in seiner kulturellen Umwelt

(Die kulturellen Mensch-Umweltbeziehungen)

Nicht auf die isolierten Kulturgüter. sondern auf die lebendigen Beziehungen bestimmter Menschen zu bestimmten Gütern kommt es einer biologischen Kulturkunde an. Das gilt insbesondere auch für die Erb- und Rassenfrage in der Kultur.

Wenn Vererbung und Kultur etwas miteinander zu tun haben, dann werden Menschen verschiedener erblicher Beschaffenheit sich auch ungleiche kulturelle Umwelten aufbauen. Wenn Rasse und Kultur etwas miteinander zu schaffen haben. dann wird sich die Kultur verschiedener menschlicher Rassen, auch abgesehen von historischen und geographischen Bedingungen. durch die in ihr lebendig vorkommenden Mensch-Umweltbeziehungen unterscheiden.

Was bildet nun die „aktiv angepaßte Umwelt" des Menschen? — In erster Linie ohne Zweifel seine Mitmenschen. Er begibt sich ja aus freien Stücken in ihre Gesellschaft und verbleibt in ihr. Die Mitmenschen greifen als Freunde wie als Feinde in sein Schicksal so einschneidend mit ein, daß er zeitlebens gezwungen ist, nach einem richtigen Verhältnis, nach der bestmöglichen Beziehung zu ihnen zu streben.

Wie er das macht: Das ist vom ersten bis zum letzten Lebenstag einer der wesentlichsten Prüfsteine für seine Art, seine Neigungen, Bedürfnisse und Fähigkeiten. „Sage mir, mit wem Du umgehst, und ich sage Dir, wer du bist" — so drückt das Sprichwort den gemeinten Weg, aus den Beziehungen zur Menschenumwelt seelenkundlichen Aufschluß über einen Menschen zu bekommen, aus.

In zweiter Linie kommt die dingliche Umwelt in Betracht, in welcher sich die Menschen bewegen. Wiederum ist diese nicht etwa nur in verschiedenen Kulturen, sondern für jeden von uns, die wir in der gleichen Kultur und vielleicht in der gleichen Stadt leben, verschieden. So können wieder Neigungen und Eigentümlichkeiten der Individuen und und der Völker sich in ihrem sachlichen Kulturbesitz spiegeln.

Natürlich ist die dingliche Welt, in der sich die Menschen bewegen, nicht durchaus als Ausdruck ihrer höchsten und innersten Wünsche zu werten. Vor allem muß man, wenn man eine Wahl trifft, oft vieles mitnehmen, woran einem sehr wenig gelegen ist, die Hausfrau beim Schlächter die Knochen, der Pensionist, der in die Stadt zieht, den Straßenlärm.

Aber auch in der Art, wie sich die Menschen bescheiden, in der Weise, wie sie ein allgemeines Schema persönlich abzuwandeln verstehen, weiß der tiefer dringende seelenkundliche Blick den Charakter zu lesen. Wie geht denn der Dichter, der Romanschreiber vor, wenn er uns in wenigen Strichen seine Personen bekannt und vertraut machen will? Er beginnt etwa mit einigen Worten über ihre Gesichtszüge. Dann führt er uns aber auch in ihr Wohnzimmer oder läßt uns sie bei einem Gang zu ihrer Arbeitsstätte begleiten, erzählt, daß auf dem Nachttisch immer Blumen stehen oder daß die Werkzeuge wie durch einen Vulkanausbruch verstreut um den arbeitenden Meister liegen, oder daß an den Kleidern der Heldin immer und überall kleine weiße Fältchen sich fänden. Solche Schilderungen erwecken mit wenigen Worten nicht weniger lebhaft ein Charakterbild in uns, als die Worte über den Gesichtsausdruck es tun konnten.

Es wird nun darauf ankommen, das, was der Dichter und der Schriftsteller uns seit je vorgemacht haben, in den Rahmen einer schematisch wiederholbaren und zählbaren wissenschaftlichen Frage- und Schilderungsweise zu bannen.

Wir werden also nach Mitteln und Wegen zu sinnen haben, um die Beziehungen der Menschen zu ihrer menschlichen und dinglichen Umwelt in ihren lebenskundlich wichtigen Zügen zu erfassen. Damit sollte es uns gelingen, Menschen nach allen ihren sozial bedeutsamen seelischen Eigenheiten zu kennzeichnen. Seien diese nun erbbedingt oder seien sie nur der Ausdruck mehr minder tiefgreifender Wachstumsformung (vgl. S. 33), jedenfalls wird uns solche Aufgliederung in der biologischen Psychologie auf eine objektive und sichere Weise weiterhelfen.

Auf Menschen verschiedener Rassen bezogen, ist sie die von uns gesuchte „Kulturbilanz der Menschenrassen". Diese muß ja Lebens-Gesamtbilanz sein, wenn sie lebensgesetzlich gedeutet werden soll.

Natürlich wird man sich immer sehr genau zu fragen haben, wieweit und auf welche Weise man aus den kulturellen Umweltbeziehungen eines Menschen wirklich seelenkundliche Schlüsse ziehen kann. Das soll uns noch beschäftigen.

Auch muß man den Kulturzustand einer Bevölkerung im ganzen überblicken, damit man das Verhalten der Individuen überhaupt richtig deuten kann. Aber umgekehrt bilden die individuellen Mensch-Umweltbeziehungen auch die Grundlage aller wirklichen Kenntnis kultureller Zustände. Vorgänge wie Neuschöpfung, Übernahme oder Ablehnung von Kulturgütern durch eine Bevölkerung sind ja nichts anderes als Gesamtwirkungen der in den kulturellen Mensch-Umweltbeziehungen steckenden Kräfte der Beharrung oder Veränderung.

So wird der Teil der lebensgerechten Kulturlehre, der von kulturellen Abläufen handelt, sich auf den vorliegenden Teil unmittelbar aufbauen.

1. Allgemeines zur Psychologie der kulturellen Mensch-Umweltbeziehungen

Kulturgeformte Beziehung zur Umwelt — das ist ein so weitgespannter Begriff, daß er nur mit weitesten seelenkundlichen Begriffen umfaßt werden kann.

Jeder Kulturgutbesitz und -gebrauch ist ebenso wie jede Kulturgutablehnung oder -aufgabe ein natürliches Verhaltensexperiment, in dem sich eine Vorziehensneigung äußert (vgl. S. 29 und 55). Auf diese Grundeinsicht läßt sich alle rassenbiologische Deutung von Kulturbilanzen zurückführen.

Vorziehensneigungen, die sich im Verhalten äußern, enthalten Auffassen, Werten und Handlung, also alle Hauptseiten, in welche man den seelischen Gesamtvorgang aufgliedern kann.

Hier sei nicht weiter ins einzelne gegangen, sondern die Besprechung zweier bedeutsamer allgemeiner Eigentümlichkeiten der Stellung des Menschen zu seiner kulturellen Umwelt angeschlossen.

1. Alle Mensch-Umweltbeziehungen seelischer Art sind einseitiges Geschehen.

Während bei der Berührung toter Körper weitgehende Gegenseitigkeit bestehen mag, weil die Reaktionsweisen beider Gebilde einander ähnlich sind, ist schon die Berührung toter Gegenstände mit lebenden Leibern ein nicht reziprokes Geschehen. Der Gegenstand wirkt auf den Körper wesentlich anders ein als der Körper auf den Gegenstand. Die Beziehung ist also „asymmetrisch". Auch wenn zwei lebendige Leiber, seien es auch artgleiche Menschenleiber, sich körperlich berühren, ist Gleichartigkeit der Reaktionsweise nur in seltenen Ausnahmen vorhanden. Das gilt nun erst recht für die seelischen, d. h. im Gefolge von Wahrnehmungen auftretenden Menschumweltbeziehungen.

Für die Beziehungen des Menschen zu dinglichen Kulturgütern ist die Nicht-Wechselseitigkeit ohne weiteres zu sehen. Für die zwischenmenschlichen Beziehungen muß aber darauf hingewiesen werden, daß auch die engsten seelischen Bande „asymmetrisch" sind, und daß man sich nur außerordentlich schwer ein auch nur einigermaßen „symmetrisches" Verhältnis zwischen Menschen ausdenken kann. Man kann seelisch nur mit Vorstellungen über seine Mitmenschen in Verbindung stehen. Diese Vorstellungen sind in der Regel auch bei den Partnern engster Gemeinschaften verschieden nach Auffassungsweise und Antriebsmacht. Auch wenn Menschen „ineinander aufgehen" bedeutet das, abgesehen von der vielen idealisierenden Einbildung, die dabei mit unterläuft, nur ein Parallelgehen und ein Vorausahnenkönnen des Partnerverhaltens auf sehr beschränktem Gebiete. Bei genauerem Zusehen kommt man aber auch darauf, daß der Mensch selbst in der brennendsten Liebe doch nur ein Aufgehen in recht beschränktem Umfange wünscht. Lustvoll erlebte Seelenverwandtschaft betrifft nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Seelenleben.

2. Bei den meisten kulturellen Umweltbeziehungen ist es zweckmäßig, zwei Schichten, zwei Dichtigkeitsgrade, zu unterscheiden: das bloße Kennen und das wirkende Verbundensein.

Der Umkreis dessen, was ein Mensch unwillkürlich aufnimmt und bemerkt, geht oft weit über den Umkreis dessen hinaus, was er lebendig wertet, sei es positiv oder negativ. So können z. B. die Bauern eines Dorfes kaum umhin, Automobile, Eisenbahnen, behördliche Anordnungen, städtische Menschen usw. zu kennen. Kulturbiologisch charakteristisch ist aber hauptsächlich, was sie aus dieser Kenntnis in Nacheiferung oder Ablehnung zu machen wissen.

Von wirkendem Verbundensein ist dort zu sprechen, wo das Fehlen der betreffenden Kulturgutbeziehung

das Verhalten der betreffenden Menschen wesentlich ändern würde.

Natürlich ist der Unterschied von Kenntnis und wirkender Verbundenheit gradhaft und durch Übergänge verbunden. Die Abbilder der Güter, die wir „Kenntnis“ nennen, sind in den einzelnen Köpfen, in den einzelnen Vorstellungswelten selbst verschieden getreu und tiefgehend.

Die ersten Bauern, die eine Dreschmaschine kannten, hielten sie für ein gefährliches Ungeheuer. heutige Bauern verstehen sie, auch wenn sie nicht damit umgehen, so genau wie ihre Großväter die Dreschflegel. Beides ist „Kenntnis“, der Übergang zur „wirkenden Verbundenheit“ liegt aber auf der Hand.

Vielleicht hat so ein technisch heller Kleinbauer, der sich eine Dreschmaschine nicht halten kann, sie doch schon einmal ausprobieren können. Ausprobieren ist erst recht ein Übergang zur wirkenden Verbundenheit. Das wissen die Firmenvertreter recht wohl, die gerne bereit sind, Geräte zum Ausprobieren einige Tage auf dem Hofe zu lassen.

Jedenfalls wird man, wo von Kultur einer Bevölkerung die Rede ist, zu unterscheiden haben, wieweit das Kennen der Güter und wieweit wirkende Verbundenheit gemeint sein soll.

2. Die Menschen der Umwelt

a) Fragestellung und Merkmalsliste

Wir versetzen uns in eine kleine deutsche Universitätsstadt vor 1933. Da laufen viele junge Leute in Band und Mütze herum, andere sind aber auch Studenten, ohne sich in Farben zu zeigen. Wie sehen aber die einen und die anderen aus? Unter den Farbenmützen sieht man starke, gedrungene Burschen und junge Leute, die schon jetzt zu reichlichem Leibesfett neigen. Die Nichtbemützten sind viel öfter hager, schlank, auch fein oder kraftlos im Gesicht. So der unmittelbare Eindruck. Was ergibt die wissenschaftliche Zählung?

Für diese werden die jungen Männer der beschriebenen Typen als Athletiker, Pykniker und Leptosome unterschieden. Von den gedrungenen, kräftigen Athletikern, die überhaupt an der Universität studieren, tragen nun 72%, von den dicklichen Pyknikern gar 91% Farben, während von den schmalgebauten „Leptosomen“ nicht mehr als 36% inkorporiert sind! (Nach Zerbe zit. bei Kretschmer u. Enke 1936.)

Von den körperbaulich verschiedenen jungen Männern der betreffenden deutschen Universität haben also die einen Typen zwei- bis dreimal so oft Korporationen zu ihrer menschlichen Umwelt gemacht, als die anderen!

Die studentischen Korporationen waren also nicht eigentlich ein deutsches Kulturgut schlechthin, sondern ganz besonders ein Kulturgut bestimmter körperlich-seelischer Typen unter den jungen Deutschen.

Nun ist es eine bekannte Tatsache, daß sich Korporationen nach Art der deutschen nur in einem Teile der außerdeutschen Länder entwickeln

konnten. Z. B. hat bekanntlich auch das englische Studentenleben wesentlich andere Formen. Gleichzeitig ist der Hundertsatz der Leptosomen, Athletiker und Pykniker unter den englischen Studenten den rassischen Verhältnissen des englischen Volkes entsprechend stark zugunsten der Leptosomen und zu Ungunsten der Pykniker verschoben.

Liegt es da nicht nahe, daß der Unterschied im Studentenleben der beiden Länder tiefer begründet ist als im historischen Zufall? Wenn in England der Versuch mit einer Korporation nach deutschem Muster gemacht wurde — es entzieht sich meiner Kenntnis, ob er nicht tatsächlich gemacht worden ist —, so wäre das Samenkorn dieses „kulturellen Gedankens" sehr viel wahrscheinlicher auf schlechten biologischen Boden gefallen als in Deutschland. Nehmen wir an, in England würde der Versuch einer Korporationsgründung dadurch dreimal so oft mißlingen als in Deutschland; die Folge davon wäre, daß diese Geselligkeitsform sich in Deutschland immer weiter ausbreiten, in England aber schnell wieder von anderen Formen studentischen Zusammenlebens verdrängt würde.

Dies sei ein erstes Beispiel dafür, wie weitgehende Schlüsse aus der aktiv gewählten Menschenumwelt auf die biologische Beschaffenheit der Einzelmenschen und auch auf den Zusammenhang von Rasse und Kultur gezogen werden können.

Ein anderes Beispiel, das ebenfalls von Zerbe untersucht ist, betrifft den Zusammenhang von Körperbau und Schachspielen. Unter den Leptosomen betreiben 74%, unter den Pyknikern nur 33% dieses Spiel!

Wenn man eine geographische Karte über die Verbreitung des Schachspielens (z. B. über die Zahl der Schachvereinsmitglieder) neben eine Rassenkarte über die Verbreitung der Körperbautypen halten würde, dann ergäben sich wohl überall, wo die Menschen schmäler gebaut sind, auch mehr Schachvereine, mehr Turniere, höherer Absatz von Spieleinrichtungen, und was es sonst an kulturellen Auswirkungen erhöhter Neigung zum Schachspielen geben mag. Dies wäre ein weiteres Beispiel für den Zusammenhang von Rasse und Kultur.

Damit sind für den Gedankengang, der unseren Bemühungen zugrundeliegt, einige Beispiele gegeben, und wir gehen zu einer **Aufzählung der Merkmale der Beziehung des Menschen zu seiner Menschen-Umwelt** über. Gehe jeder Leser von seiner eigenen Erinnerung aus und überlege er, wie er seine Beziehungen zu anderen Menschen unter Weglassen der seelenkundlich unerheblichen Einzelheiten möglichst kurz und allgemeingültig beschreiben könnte!

Bei solchen Versuchen findet man bald, daß gar nicht immer einzelne Individuen in der Vorstellung und Erinnerung auftauchen. Gewiß, man hat seine Eltern, Geschwister und Freunde als Personen im Bewußtsein. Wenn man sich aber der Klassenkameraden erinnert, dann hat man eine Gesamtvorstellung von ihnen, die nicht ganz in ihre Einzelheiten aufgelöst wird (Prinzip des Unterscheidungsminimums S. 41 f.). Andere Vorstellun-

gen von der Menschenumwelt können schlechterdings nicht in die einzelnen Personen aufgelöst werden, weil man diese gar nicht kennt. In dieser Weise sieht man oder denkt man an das Gewühle des Marktes, an die Mitgäste einer Gaststätte, an die Uniformierten eines Aufmarsches.

Wir wollen alle einigermaßen bestimmt sich abhebenden (isolierbaren) Vorstellungen bzw. Anschauungsbilder von Menschen unseres Lebensumkreises „Elemente“ unserer Menschenumwelt nennen.

Solche Elemente der Menschenumwelt können Einzelpersönlichkeiten sein (wie die Eltern), können vorwiegend mit dem Ton der Zugehörigkeit zu einer bestimmten Menschenvielheit erlebt werden (ein Klassenkamerad) oder unindividualisiert bzw. kaum individualisiert sein wie Marktgewühl oder Aufmarschglieder.

Das Auffassungsbild einer bekannten Person enthält vieles, was nicht in der augenblicklichen Anschauung sichtbar ist. Es ist nicht gleich dem Netzhautbild im Auge, sondern irgendwie klingt alles darin mit, was man aus früheren Erlebnissen über die Person weiß. Auch im Auffassungsbild von nicht individualisierten Menschenvielheiten schwingt solches über den Netzhauteindruck hinausgehendes Wissen mit. Menschenvielheiten werden als „Sozialgebilde“ aufgefaßt (vgl. S. 44). Sozialgebilde sind geordnete Wirkungszusammenhänge, die über die augenblickliche Anschauung ebensoweit hinausgehen wie die Einzelperson.

Mit dem Begriffe „Sozialgebilde“ kommen wir an eine der umstrittensten Stellen der Gesellschaftslehre heran. Haben soziale Gebilde subjektive oder objektive Wirklichkeit? Man kann ihnen beides nicht wohl absprechen.

In einem ausgereiften Sozialgebilde sind die Verhaltensweisen der Einzelmenschen objektiv als im Sinne des Ganzen geordnet zu bezeichnen. Wer mit diesen Einzelmenschen in Berührung kommt, muß mit dieser Geordnetheit rechnen wie mit irgendwelchen physikalischen Naturgesetzen. Der Gendarm locht ihn ein, wenn er stiehlt, die Leute geraten in Begeisterung, wenn er die Landesfahne grüßt usw. Das Gemeinschaftsleben läuft so geregelt ab wie eine wohlgebaute Maschine oder wie die Funktionen eines Lebewesens von bestimmtem Bau.

Ebenso muß die subjektive Wirklichkeit überindividuellen sozialen Seins als seelenkundliche Tatsache hingenommen werden. Der Mensch ist so veranlagt, daß er nicht nur Persönlichkeitsgefühl für sein engeres Ich hat, sondern auch seine Gemeinschaft als ich-ähnlich erlebt (vgl. S. 36).

Das subjektive Gefühl der Gemeinschaftsverbundenheit kann natürlich ein bloßer Wunschtraum sein und braucht keiner objektiv vorhandenen Verhaltensordnung zu entsprechen. Erlebnis und objektive Geordnetheit stehen sogar zumeist in unerfüllter Spannung zueinander. Oft sind die Gemeinschaftserlebnisse erst der Anstoß zur Verwirklichung z. B. einer Volkwerdung.

Jedenfalls gehen Gemeinschaftserlebnisse ebenso wie die Verwirklichung der Ordnung immer von einzelnen Menschen aus.

Für uns kommt hier weniger der objektive Ordnungszustand der sozialen Gebilde in Betracht als die Art und Weise, wie sich dieser in den Verhaltensweisen der Menschen spiegelt. Denn jede Gemeinschaft lebt

durch das, was von ihr in den Seelen der Menschen als Bild und Antrieb vorhanden ist.

Aus der gesellschaftskundlichen Systematik wollen wir nur die Haupttypen hier herausgreifen.

Wenn eine an Köpfen noch übersehbare Anzahl einander fremder Menschen zusammenkommt, ergibt sich bald, auch ohne Überlegung und Absicht, eine Gliederung in Redner und Schweiger, Nehmende und Gebende, Führende und Geführte. Die Unterschiede der Neigungen und Fähigkeiten drängen auf eine solche Gliederung notwendig hin. Nicht die gleichheitliche, sondern die gegliederte Gesellschaft ist dem Menschen natürlich.

Im Gegensatz zu vielen Soziologen beschreibe ich den Menschenkreis, nicht die Masse als die einfachste Form sozialer Gebilde. Im Ausgehen von der Masse scheint mir noch die unglückliche Lehre vom Contrat social nachzuwirken, welche die Gesellschaftsordnung aus einer ursprünglichen Gleichheit der Glieder ableiten will. In Wirklichkeit ist es sogar bei angestrengtem Nachdenken unmöglich, sich ein Zusammenleben von Menschen theoretisch zu konstruieren, in dem das soziale Erleben und das soziale Wirken mehrerer Menschen das gleiche ist (vgl. S. 79). Die einfachsten Sozialgebilde wie das Mutter—Kindverhältnis, oder das Paarverhältnis sind von solcher Gleichheit weit entfernt. Freundesbeziehungen entsprechen ihr auch nur bei oberflächlicher Betrachtung. Ja selbst die Beziehung zwischen zusammen aufwachsenden eineiigen Zwillingen pflegt sich im Sinne von Führung und Geführtwerden zu differenzieren.

Die Masse wird wohl nur deshalb soziologisch so wichtig genommen, weil wir zufällig in einem Zeitalter leben, für das Massen kennzeichnend sind. Massen, also anschauliches Zusammensein unübersehbar vieler Menschen, sind vorwiegend eine Erscheinungsform, die zum Abstrakten Kollektiv gehört. Nur Ideen und Gedanken können unübersehbare Menschenmengen sozial zusammenhalten. Schon das zeigt, daß die Massen nicht als Ausgangspunkt der Gesellschaftsentwickelung genommen werden dürfen.

Lebt ein solcher „Menschenkreis“ längere Zeit zusammen, dann tritt fast immer ein Bedürfnis nach dauerhafter Ordnung auf. Unter modern-europäischen Umständen würde dann etwa ein Verein, eine Genossenschaft, eine Partei „konstituiert“. Dieses Sozialgebilde wird subjektiv als ein über den einzelnen stehendes Etwas gefühlt. Es erhält seinen Sprecher, seinen Kassenwart, entwickelt Ansätze einer Rangordnung, eine Gerichtsbarkeit u. dgl. m.

Außerhalb Europas sind die Namen natürlich etwas anders, aber nirgends fehlen derartige Gebilde. Solche dauerhafte Ordnungen des Zusammenlebens müssen einem fast allen Menschen anlagemäßig eigenen Bedürfnis entsprechen. Nicht nur die Bürger, auch die Anti-Bürger, die Anarchisten und Verbrecher kommen meist zu solchen dauerhaften Ordnungen. Schon kleine Kinder bilden in spielerischen Anfängen derartige Gemeinschaftsformen. Dieser starke Trieb zur Bildung von „Gruppen“ — so heißen solche Zusammenschlüsse gesellschaftskundlich — entspricht der gewaltigen Macht- und Sicherheitssteigerung, die den Menschen dadurch zufällt.

Natürlich ist der Übergang vom absichtslos zusammengekommenen „Menschenkreis“ zur „Gruppe“ fließend. Ebenso fließend ist aber auch die Weiterbildung von der Gruppe zum „Abstrakten Kollektiv“ (L. v. Wiese). Dieser erfolgt, wenn die Gruppe so zahlreich wird, daß sich nicht mehr alle Glieder als Persönlichkeiten kennen können, wenn die Gruppe soweit verbreitet ist, daß ein

konkretes Zusammenleben unmöglich wird oder wenn die Gruppe eine über das Menschenleben hinausreichende Dauer gewinnt. Durch alle diese Momente einer natürlichen Ausdehnung und Umfangserweiterung treten Gedanken und Ideen anstelle des lebendigen Zusammenseins, unpersönliche Vorschriften an die Stelle des Spieles der persönlichen Kräfte. So wird allenthalben Konkretes durch Abstraktes ersetzt.

Jedes einzelne „Element", aus dem die Menschenumwelt besteht, kann nun durch eine Reihe allgemeiner Merkmale näher beschrieben werden. Wir greifen folgendes heraus:

1. Einzelmensch oder Menschenvielheit? Der Einzelmensch kann vorwiegend als Persönlichkeit oder vorwiegend als Vertreter einer Menschenvielheit empfunden werden. Die Menschenvielheit kann für das Empfinden wesentlich die Merkmale eines Menschenkreises, einer Gruppe, eines abstrakten Kollektives, einer Masse haben.

2. Individuenzahl. Die Zahl der bekannten Menschen ist in verschiedenen Kulturen sehr ungleich, auch suchen sich verschiedene Menschen einen ungleich großen Bekanntenkreis. Auch im Verlaufe der Entwicklung des Einzelmenschen wird die Individuenzahl der erlebten Menschenumwelt immer größer. Das Kleinkind hat zuerst nur mit einer Person Kontakt, auf einer späteren Stufe mit drei usw. Die obere Grenze der Gruppen, welche Kinder bilden und zusammenhalten können, steigt mit dem Alter. Das ist rassenpsychologisch wichtig, weil auch bestimmte Rassen über Gruppen von geringer Individuenzahl nicht hinauskommen (Rassenzwerge!).

3. Konkrete und abstrakte Kenntnis. Insbesondere von den unindividualisierten Teilen der Menschenumwelt kennt man nur einen Teil der Menschen aus eigener Anschauung und Begegnung. Um diesen konkret bekannten Menschenkreis legen sich bei steigender Kultur immer breitere Ringe von Menschen, die man nur abstrakt, nur vom Hörensagen her kennt. Nur abstrakt wissen wir, daß die Gesamtbevölkerung der Erde zwei Milliarden nahekommt, nur abstrakt kennen wir aber auch die meisten Volksgenossen. Unsere ganze Menschenumwelt ist voll solcher aus keiner wirklichen Begegnung bekannter Anteile.

4. Begegnungszeit. Steht einem das betreffende „Element der Menschenumwelt", der betreffende Mensch oder die betreffende Menschenvielheit fast immer, regelmäßig, selten, ausnahmsweise, einmalig konkret gegenüber? Das läßt sich leicht und sicher beantworten und kann für die Art der betreffenden Beziehung sehr aufschlußreich sein.

5. Beachtungszeit. Denkt man fast immer, regelmäßig, selten, ausnahmsweise daran? An die Straßengänger denkt man selten, auch wenn man ihnen begegnet. An die Geliebte denkt man fast immer, auch wenn man nicht mit ihr zusammen ist. Ob die Beachtung über die Be-

gegnung hinausschießt oder hinter ihr zurückbleibt, ist wieder ein wichtiger Prüfstein für die lebendige Bedeutung einer Menschenbeziehung.

6. Umweltgemeinschaft. Empfindet man, daß die Menschen, um die es sich handelt, in ungefähr der gleichen Welt leben wie man selbst, daß sie kennen was man kennt, daß ihnen fremd ist was einem fremd ist — oder drängt sich die Verschiedenheit der Welten für die Empfindung in den Vordergrund? Umweltgleichheit billigt man Heimats- und Standesgenossen zu, Mangel an Umweltgleichheit empfand z. B. vor dem Weltkrieg der Aristokrat dem Bürger, der Bürger dem Proletarier gegenüber. Besonders der letztere war dem Bürger wie dem Adeligen von damals „ein Loch im Weltbewußtsein". Aus empfundener Umweltungleichheit ergeben sich die wichtigen sozialen Mächte „Reiz des Exotischen" und Fremdenfeindschaft".

7. Freund-Feindverhältnis. Weiß man sich mit, gegen, oder ohne den Menschen oder die Menschenvielheit gehen, um die es sich handelt? Das „Mit ihm" kann man noch unterscheiden nach gefühlsbetontem und sachlichkeitsbetontem Freundverhältnis, nach Liebe und Verpflichtung. Die Zahl der gleichgültigen Verhältnisse „Ohne ihn" nimmt bei sich komplizierender Kultur zu (vgl. Abb. S. 91). Umweltgleichheit begünstigt wohl ebenso Freundschaft und Miteinander, wie Umweltungleichheit die Feindschaft und das Gegeneinander. Aber auch Feinden kann Umweltgleichheit zugestanden werden, bzw. auch mit Umweltgleichen kann man sich verfeinden — Mietshäusergezänke, Parlamentsparteien, Bürgerkrieg.

8. Wertordnung. Das Grundgefühl der Unter- oder Überlegenheit gehört zu den folgenreichsten Eigentümlichkeiten der menschlichen Weltauffassung. Es objektiviert sich als Überwertigkeit, Gleichwertigkeit oder Unterwertigkeit. Alle Erfahrungen mit einem bestimmten Menschen bzw. einer Menschengruppe, welche einen Wertvergleich beinhalten, neigen dazu, in eine Dauereinstellung diesen Menschen gegenüber zu verschmelzen. So werden alle Handlungen dem Menschen A gegenüber von Unsicherheit, Scheu, Achtung, alle Handlungen dem Menschen B gegenüber aber ebenso von Frechheit, Sicherheit und Verachtung getragen.

9. Rangordnung. Wenn sich solche Wertordnung zwischen den Menschen als soziale Einrichtung verfestigt und vergegenständlicht, dann spricht man von Rangordnung. Diese kann ganz von Wertgefühlen getragen sein, wie z. B. die indische Kastenordnung, in der jeder Brahmane von vornherein Grund zu haben glaubt, jeden Paria zu verachten, als hätte sich diese Einstellung aus den persönlichen Erfahrungen und der menschlichen Beziehung zueinander ergeben. Rangordnung kann sich von erlebter Wertordnung aber auch fast ganz trennen, und auf sachlicher Ordnungseinsicht beruhen, so wie das zwischen jüngeren

und älteren, rangniedrigeren und ranghöheren Offizieren der Fall ist, die einander menschlich als gleichwertig gelten.

10. Symmetrieverhältnis. Kennt man selbst die betreffenden Mitmenschen besser als man ihnen bekannt ist — wie das meist bei berühmten Persönlichkeiten der Fall ist, oder ist man selbst vielen bekannt, die man kaum kennt — wie der Arzt, der Pfarrer auf dem Dorfe, oder endlich, beruht die Bekanntschaft auf Gegenseitigkeit, ist sie „symmetrisch“ und beiderseits gleich dicht?

11. Vertrautheit. Die Nähe oder Dichte der Bekanntschaft kann als „bloße Begegnung“, „Bekanntheit“, „Vertrautheit“ und „enge Vertrautheit“ unterschieden werden.

12. Wahlverhältnis. Würde man bei gegebener Möglichkeit freier Wahl die betreffenden Menschen aufsuchen, würde man sie meiden oder stünde man ihnen gleichgültig gegenüber? Dies ist zum Schluß noch einmal eine besonders einfache, klare, aber aufschlußreiche Verhaltensfrage.

Die in dieser Liste zusammengestellten „Merkmale“ der Beziehungen eines Menschen zu seiner menschlichen Umwelt sind völlig allgemein und weichen jedem Eingehen auf bestimmte kulturelle und geschichtiche Verhältnisse aus. Gerade deshalb können sie für jeden beliebigen Menschen von der frühesten Steinzeit bis ins Maschinenzeitalter gefragt und angegeben werden. Sie treffen, zumindest zu einem Teil, jenes „Allgemeinmenschliche“ am Zusammenleben der Menschen, das über Raum und Zeit, Geschichte und Kultur erhaben, überall seine Rolle spielt, gespielt hat und immer spielen wird.

Wir suchen in der „Kulturbilanz der Menschenrassen“ nun nicht das gemeinmenschliche, das allen Vertretern des homo sapiens zukommt und arteigen ist, aber wir suchen das seelisch gemeinsame, das bestimmten Rassen dieses homo sapiens zukommt. Dieses rassisch Gemeinsame müssen wir aus dem Zufallsspiel der kulturgeschichtlichen Einzeltatsachen herausheben. Wir müssen von den „aktuellen Bestimmtheiten“ zu den „Wachstumsformungen“ und noch darüber hinaus zu den rassischen Erbveranlagungen vordringen (vgl. S. 32ff.). Dazu soll uns diese Frageweise helfen.

Die gegebene Merkmalsliste enthält Eigentümlichkeiten, die allen Menschen der Art homo sapiens gemeinsam sind. Sollte nun nicht die spezielle Ausprägungsweise dieser Merkmale dasjenige mit umfassen, was den Menschen einer bestimmten Rasse des homo sapiens gemeinsam ist? Wenn die Beziehungen zu den Mitmenschen überhaupt rassenkennzeichnend verschieden sind, muß sich das bei unserer Art der Fragestellung doch wohl herausstellen.

Wenn man z. B. jeden Menschen nach seinen Freunden und Feinden fragen kann, so ist es vielleicht für eine bestimmte Rasse typisch, daß sie zu freundlichen Beziehungen besonders hinneigt (so wahrscheinlich die Rassenzwerge!), während andere Völker und Rassen wesensartlich von verbissener Feindlichkeit sind (Chiwaroindianer in Peru!).

Wenn man jeden Menschen nach seinem „Wahlverhältnis" zur Menschenumwelt fragen kann, so dürfte es für alle Papuas kennzeichnend sein, daß sie dichte Beziehungen zu ihren Mitmenschen suchen, während die benachbarten Australier einer Erweiterung ihrer Menschenumwelt teilnahmslos und ablehnend gegenüberstehen.

Wenn man jeden Menschen nach den konkreten und den abstrakten Anteilen seiner erlebten Menschenumwelt fragen kann, findet man im einzelnen, daß bestimmte Menschentypen, Völker und Rassen es zu reicher Entwickelung abstrakter Beziehungen bringen, während andere in dieser Hinsicht versagen (vgl. Abb. S. 91). So ist auch bei modernen Großstadtfrauen die in Fühlen und Streben beachtete Menschenumwelt stärker auf die anschaulich-konkreten „Lieben" beschränkt als beim Mann.

In allen solchen Fällen muß man natürlich erst entscheiden, wieweit Erbanlagen und wieweit Wachstumsformung an den gefundenen Besonderheiten beteiligt ist, wieweit es sich also „nur" um Volkscharakter oder „auch" um Rasseneigenart handelt (vgl. S. 267 f.). Jedenfalls führt solche Frageweise, die vom Menschen in seiner kulturellen Umwelt ausgeht, ohne Zweifel an das „innere Gesicht", an den „lebendigen Sinn" der Kulturen und Kulturunterschiede heran.

Wenn Kulturen und Gemeinschaftsformen zu verschiedenen Erlebnissen in den genannten Richtungen Anlaß geben, sind sie lebensgesetzlich verschieden zu werten.

Wenn Menschen sich in den genannten Richtungen verschieden verhalten, sind sie lebensgesetzlich verschieden beschaffen.

„Namen sind Schall und Rauch" — auf allgemeine Eigentümlichkeiten der genannten Art kommt es einer lebensgerechten Kulturbetrachtung an.

Daß sie von Menschen ähnlicher Art bewohnt werden und zu ähnlichen Erlebnissen der Menschenumwelt Anlaß geben, läßt alle Bauerndörfer, alle Großstädte und alle Hoflager der Welt irgendwie gleich erscheinen. Solche bislang vor allem dem Dichter bekannte Gleichheit unter der vielfältigen Oberfläche wird durch Fragen der hier gestellten Art dem Lebensforscher zum wissenschaftlichen Gegenstand.

b) Zwei Menschenumwelten in tabellarisch-statistischer Darstellung: Ein Hamburger Studienrat und ein australischer Eingeborener

Wir wollen hier keine Anweisungen über einzelne Forschungsverfahren geben. Die Überführung der Tatsachen in eine zählbare Form ist

Tab. 1. Die Menschenumwelt eines Hamburger Studienrates und eines Australiers
(Abkürzungsschlüssel vergl. S. 90)

Elemente der Menschenumwelt	Einzelmensch oder Menschenvielheit	Anzahl	Abstrakte Kenntn.	Begegnungszeit	Beachtungszeit	Umweltgemeinsch.	Freund-Feind-verhältnis	Wertordnung	Rangordnung	Symmetrieverhltn.	Vertrautheit	Wahlverhältnis
Ein australischer Eingeborener												
Stammesgenossen	P(G)	100	0	i	i	++	⩾	=,+, —	0	=	bk v	+
Häuptling, Zauberer	P	w	g	s.o.	s.o.	+	⩾	+	=+	=	bk	±
Frauen	P(G)	100	0	i	i	+	⩾><	—	0	=	bk v	+, —
Gattin	P	1	0	i	i	++	⩾	=	0	=	s.v.	+
Kinder	P	3	0	i	i	+	⩾	=	—	+	s.v.	+
Genossen bei Jagd, Rat, Tanz	P	15	0	s.o.	s.o.	+	⩾	=,+, —	0	=	v	+
Totemgenossen	P	20	0	i	i	++	⩾	=,+. —	0	=	v	±
Angehörige fremder Stämme	UG	s.v.	g	g	g	—	0⩾ ><	—	0	=	bg	±
Europäer	U	s.v.	0	g	g	=	><	—	0	=	bg	—
Ein Hamburger Studienrat												
Eltern	P	1	0	g	0+	+	⩾	+	=	=	s.v.	+
Geschwister	P	1	0	0	0=	+	⩾ ><	—	=	=	s.v.	—
Sonstige Verwandte	P	w	w	g	g+	+	⩾ ><	=,+, —	=	=	v	±
Frau	P	1	0	i	i	++	⩾	+	=	=	s.v.	+
Kinder	P	3	0	i	i	++	⩾	=	—	+	s.v.	+
Uniformträger	UG	w	0	g	g	+	⩾ 0	=	0	=	bg bk	±
Ämter (Beamte)	G	w	0	g	g	+	⩾ ><	=	=	=	bg	—
Straßenhändler	G	w	1	g	A	u	0 ><	—	—	=	bg	—
Geschäftsleute	GP	Gr	1	0	0	+	0 ><	=	—	—, =	bg bk	±
Ausländer	GP	w	s.o.	A	g+	—	⩾	+	0	=	bg	+
Berühmte Leute	P	Gr	s.o.	A	0	+,—	⩾, 0 ><	+	+	+	bg v	+
Menschl. Wirkungsfeld:												
Zuhörer	UG P	Gr	0	0	i	0 +	⩾	—	±	—	bg v	++
Leser		0										
Anhänger		0										
Käufer	P	w	0	A	A	0	><	0	=	=	bg	—

nach den hauptsächlichsten Elementen und ihren typischen Merkmalen dargestellt.

Elemente der Menschenumwelt	Einzelmensch oder Menschenvielheit	Anzahl	Abstrakte Kenntn.	Begegnungszeit	Beachtungszeit	Umweltgemeinsch.	Freund-Feind-verhältnis	Wertordnung	Rangordnung	Symmetrieverhltn.	Vertrautheit	Wahlverhältnis
Mitbenutzer:												
Straße	U	mg	s.	s.o.	g^-	(+)	0	0	0	=	bg	±
Gaststätte	U	s.v.	s.	o.	g^-	+	0	0	0	=	bg	+
Mietshaus	G	v	o.	g	g^-	+	0 ><	0	0	=	bg	—
Theater	U	s.v.	s.	g	g^-	+	0	0	0	=	bg	±
Kino	U	s.v.	s.	ss.	g^-	+	0	0	0	=	bg	+
Sportveranstaltung.	U	s.v.	s.	g	g	+	0	0	0	=	bg	±
Zweckverein	G	s.v.	s.o.	A	A^-	+	0⩾	0	0	=	bg	±
Leihbücherei	G	v	i	A	A	+	0	0	0	=	bg	±
Miterlebende:												
Massenversammlung.	U	uz	0	0	o^-	+	⩾	—	0	=	bg	+
Festgemeinde	U(G)	s.v.	0	g	g	+	⩾	—	+	— =	bg bk	+
Kirchengemeinde	UGP	v	0	A	A	+	0	0	0	=	bg	—
Mitbürger	U	uz	i	s.o.	s.	+	0	=	0	=	bg	±
Parteigenosse	UGP	uz	s.o.	o.	o.	+	⩾	+ =	=	=	bg bk	+
Heimatgenosse	UGP	uz	i	g	g+	+	0	0	0	=	bk v	+
Volksgenosse	UGP	uz	i	s.o.	s.o.	+	⩾	0	=	=	bg bk	±
Mannschaftskamerad.	UGP	s.v.	i	A	A+	+	⩾	+, — =	+,=, —	— =	bg bk	+
Sportkameraden	GP	v	0	0	0	+	⩾ ><	+, — =	=	— =	bk	+
Geselligkeitspartner	GP	Gr	0	g	g	+	0⩾	+, — =	0	=	bk	+
Schulkameraden	(G)P	w	0	A	A+	+	⩾	+, — =	0	=	v	+
Freunde	P	2	0	s.o.	+ s.o.	+	⩾	+, —	0	=	v	+
Standesgenossen	UGP	s.v.	s.o.	s.o.	$\bar{s.o.}$	+	⩾ ><	=	+,=, —	=	bg bk	±
Vorgesetzte	G(P)	1	0	0	0	+	⩾ ><	+	—	=	bk	—
Kollegen	GP	Gr	0	s.o.	s.o.	+	3⩾ 1>< 14 0	5 + 10 = 14 0	=	=	bk 3v	± —
Untergebene	G	1	0	s.o.	s.o.	+	><	+	+	=	bk	—
Schüler	GP	30	0	s.o.	$\bar{s.o.}$	+	⩾ ><	+	+	+	bk	+
Hochgestellte	G	w	s.o.	A	A+	—	0,><	+	—	+	bg	—
Bedienende (Kellner, Verkäufer, Dienstmädch.)	UG (P)	w	w	0	0=	—	0	+	+	=	bg	+

aber eine zu wichtige Aufgabe der Kulturbiologie, als daß ganz daran vorbeigegangen werden könnte.

Wir haben in der Wissenschaftslehre schon erörtert, warum der naturwissenschaftliche Denkansatz des voraussagenden Erfahrungsnutzens ohne Zählung nicht auskommen kann (während es durchaus irrig wäre, Naturwissenschaft und Messung einander gleichzusetzen!).

Wenn ein „Kräftehaushalt“ erfaßt, wenn ein „Zusammenspiel von Verhaltenswahrscheinlichkeiten“ erkannt werden soll, dann muß man eben zählen, sobald die Verhältnisse für die bloße „gefühlsmäßige“ Abschätzung zu unübersichtlich werden.

Wir wollen uns einmal die Mühe machen, die Menschenumwelt eines großstädtischen Akademikers aus dem heutigen Deutschen Reich in einer Tabelle aufzustellen, und wollen daneben halten, wie wohl die Menschenumwelt eines australischen Eingeborenen aussieht. Das mag eine Art „Gewissenserforschung“ über die Zusammensetzung und den Kräftehaushalt unserer eigenen Menschenumwelt abgeben, zumal wir in dieser so tief drinnen stecken, daß wir sie ohne besondere Hilfsmittel bestimmt nicht unverzerrt überblicken. (Vgl. Tab. 1 S. 88/89.)

Abkürzungen für die tabellarische Darstellung von Menschenumwelten

(zu Tab. 1 S. 88/89 und Abb. 2 S. 91)

1. Einzelmensch oder Menschenvielheit: U = unindividualisiert, G = mit typischem Gruppenton, P = mit vorwiegendem Persönlichkeitston.
2. Anzahl: uz = unzählbar, sv = sehr viele, v = viele, Gr = eine übersehbare Gruppe, w = wenige, oder Zahlennennung.
3. Abstrakte Kenntnis: = ebenso bezeichnet wie Begegnungszeit.
4. Begegnungszeit: i = fast immer, s. o. = sehr oft, o. = oft, g = gelegentlich, A = Ausnahmefälle, O = nie.
5. Beachtungszeit: ebenso wie Begegnungszeit +, = und — gibt an, ob länger, gleich oder kürzer als Begegnungszeit.
6. Umweltgemeinschaft: + Gefühlston wesentlicher Gleichheit — Gefühlston wesentlicher Ungleichheit, n = neutral.
7. Freund-Feindverhältnis: O=ohne (gleichgültig)» = mit,)(=gegen.
8. Wertordnung: = gleichwertig, + überwertig, — unterwertig, O = wertgleichgültig.
9. Rangordnung: ebenso wie Wertordnung.
10. Symmetrieverhältnis: = = symmetrisch, += aktiv assym. (Man kennt ihn besser), —= passiv assym. (Man ist ihm besser bekannt).
11. Vertrautheit s. v. = sehr vertraut, v. = vertraut, bk. = bekannt, bg. = bloß begegnet.
12. Wahlverhältnis + = wird aufgesucht, ± = wird hingenommen, — = wird gemieden.

Unser großstädtischer Freund ist ein dem Verfasser bekannter Hamburger Studienrat. Wir schreiben zunächst einmal alles untereinander, was sich an „Elementen der Menschenumwelt" in der Vorstellungswelt

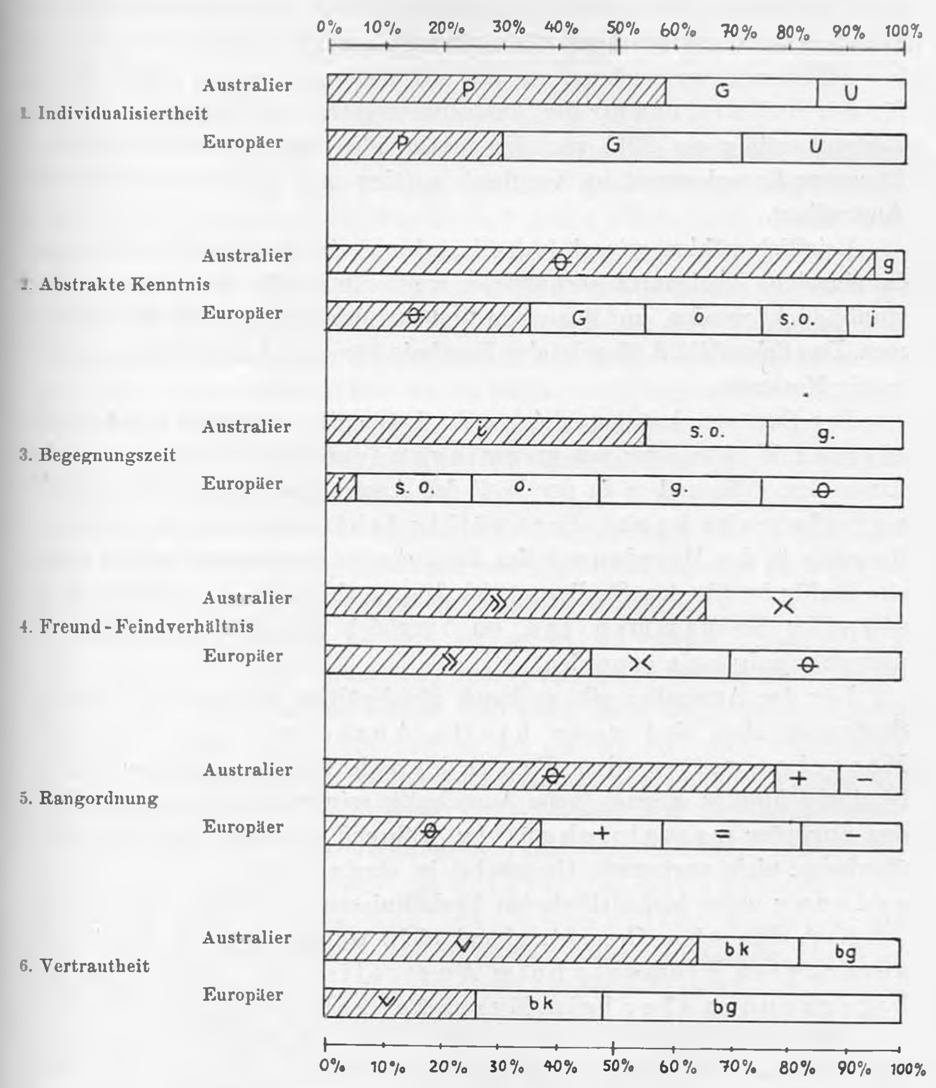


Abb. 2. 6 allgemeine Merkmale, deren einzelne Ausprägungen bei den Elementen der Menschenumwelt eines Australiers und eines Europäers (Hamburger Studienrates) prozentuell ungleich häufig sind (vgl. Text und Tabelle S. 88/89).

dieses Mannes einigermaßen selbständig abhebt. Die Tabelle S. 88/89 zählt 42 solche „Elemente" auf, ist damit aber natürlich noch lange nicht bis an die Grenzen des Möglichen gegangen. Für den Australier aber lassen sich

nur 9 solche Elemente auffinden! So zeigt sich schon in der Elementenzahl die tiefgreifende Verschiedenheit der beiden Menschenwelten an.

Und nun beschreiben wir die herausgelösten Elemente nach den soeben gegebenen „Merkmalen der Beziehung zur Menschenumwelt". Wir benutzen dazu Abkürzungen, die S. 90 zusammengestellt sind.

Blickt man vergleichend auf die Tabellen, die sich auf solche Weise für den Studienrat und für den Australier ergeben, dann erhält man schon eindrucksmäßig ein Bild von der machtvollen Differenziertheit unserer Europäer-Menschenwelt im Vergleich zu der enge umgrenzten Welt des Australiers.

Letztlich zählen wir einfach einmal aus, in welchen Hundertsätzen die einzelnen Merkmalsausprägungen, welche durch die Abkürzungen versinnbildlicht werden, auf der einen und auf der anderen Tabelle vorkommen. Das Schaubild S. 91 zeigt das Ergebnis für sechs besonders kennzeichnende Merkmale.

Der Europäer kennt ungleich mehr Leute nur in unindividualisierter Weise oder mit vorwiegendem Gruppenton als der Australier. Während es in der Welt des Australiers an Menschen, die er nur abstrakt kennt, fast völlig fehlt, nimmt solche abstrakte Kenntnis in der Menschenwelt des Studienrates einen ganz breiten Raum ein. Dafür ist für den Studienrat der Menschenkreis, mit dem er ständig beisammen ist, im Vergleich zur gesamten Menschenumwelt winzig klein geworden.

Für den Australier gibt es kaum gleichgültige Mitmenschen, für den Studienrat aber sind ganz breite Ausschnitte aus seiner Menschenwelt weder Freund noch Feind, sondern fast erlebnisgleichgültig. Ebenso breite Ausschnitte seiner Menschenwelt sind für den Europäer wertgleichgültig, während so etwas beim Australier überhaupt nicht vorkommt. Umgekehrt ist eine schematische Rangordnung unter hochzivilisierten Verhältnissen viel häufiger entwickelt.

Nach dem schon Gesagten nimmt nicht wunder, daß die Anzahl der vertrauten Elemente beim Australier, die Anzahl der bloß begegnenden aber beim Europäer relativ viel größer ist.

Diese Verschiebungen spiegeln aufs deutlichste den Unterschied im ganzen Geisteszustand der beiden Menschen. Erweiterter Umfang und damit das Hervortreten abstrakterer und menschlich gleichgültigerer Elemente würde sich in der Technik, in der Sprache, im Wissensstand und in der Handlungsweise ebenso als allgemeinster Unterschied zwischen Europäer und Australier zeigen, wie in der Menschenumwelt.

So müssen Menschen, die einerseits zur europäischen, andererseits zur australischen Kultur „passen", tiefgreifend verschieden beschaffen sein!

Ohne Zweifel gibt es genug Europäer, die in eine australische Menschenmitwelt eigentlich besser passen würden, und ohne Zweifel gibt es vereinzelte Australier, deren soziale Lebensleistung anlagemäßig an die eines Europäers herankommt. In der Mehrzahl der Fälle aber werden europäide Menschen zur europäischen, australide Menschen aber zur australischen Kultur besser passen als umgekehrt. Darin liegt der „Zusammenhang von Kultur und Rasse“.

Wenn es in Europa nicht mehr genug Menschen gäbe, die auch für die abstrakten, wenig individualisierten und menschlich gleichgültigeren Menschenbeziehungen genug Antrieb und innere Wärme aufbringen, dann wäre es nicht anders möglich, als daß dieses Riesengebäude „europäische Menschenwelt“ in einigen Geschlechterfolgen verdorren und dahinsinken müßte. Und wenn umgekehrt in australiden Menschen die Seelenfunktionen, die nach Weite, nach allgemeinem Denken und nach Großzügigkeit gierig verlangen, ebenso lebhaft wären wie in vielen europäischen Männern, dann wäre nicht einzusehen, warum in den Jahrzehntausenden australischen Eingeborenenlebens eine der europäischen ähnliche Menschenwelt niemals zustandegekommen sein sollte.

So helfen uns nüchterne tabellarische Überlegungen des „Kräftehaushaltes der Menschenbeziehungen“ auf jene Eigentümlichkeiten zu kommen, die den Volks- und Rassencharakter im Kerne bestimmen.

Wir könnten nun des weiteren zeigen, wie an solchen Tabellen auch die ganze persönliche Verschiedenheit der einzelnen Hamburger Studienräte sichtbar würde. Man kann Zeile für Zeile durchlesen und wird immer auf Dinge stoßen, die nicht bei allen Hamburger Studienräten gleich liegen: So das Verhältnis der Verwandten zueinander, die Einstellung zu Uniformierten und Ämtern, das Benehmen gegen Straßenhändler, das Wahlverhältnis zu Ausländern usf. usf.

Und wir sollten vielleicht die Vergleiche mit anderen kulturellen und rassischen Menschenwelten fortsetzen, um noch deutlicher zu machen, wie Kulturbeschreibung aussieht, die vom „Menschen in seiner kulturellen Umwelt“ ausgeht. Aber alles das würde viel zu weit führen, so müssen wir es den späteren speziellen Kulturbeschreibungen und Kulturdeutungen überlassen, soweit es nicht überhaupt zunächst noch in wissenschaftliche Spezialarbeiten verwiesen werden muß.

3. Die Kulturgüterumwelt

a) Fragestellung und Merkmalsliste

Leider ist es nicht möglich, von Menschen als von Gütern zu sprechen. Sonst wäre der enge Anschluß der Beziehungen zu Dingen und Vor-

stellungen als Gütern an die Beziehungen zu Menschen als Gütern noch besser ersichtlich.

Wenn beides getrennt behandelt wird, so nur wegen des großen erscheinungsmäßigen (phänomenalen) Unterschiedes zwischen lebendigen Menschen und toten Dingen.

Auch auf dem Wege über die Kulturgüterumwelt läßt sich Charakterkunde treiben. Wenn ein Mann seinen Bücherschrank aufschließt, erwartet man mit Recht, ein gut Teil seines Herzens und seines Geistes aufgeschlossen zu bekommen. Die mondäne Frau hat ihre Kuschelecke, die häusliche ihre Nähmaschine. Die Einrichtung des Protzen zeigt mehr her, die des „geistigen Menschen" weniger als dahintersteckt. Der Stil der Tapete, der Zustand der Bücherrücken, die Stelle im Zimmer, wo das Klavier steht, die Farbe der Blumen, die Zahl der Handarbeiten — all dies sind für den, der zu lesen versteht, „graphologische Dokumente", seelenkundliche Hinweise, die den Vorzug haben, versachlicht und objektiv dazustehen.

Auch die Dinggüterumwelt ist in der Vorstellung g r u n d s ä t z l i c h e i n G a n z e s, a u s d e m s i c h E l e m e n t e v o n r e l a t i v e r S e l b s t ä n d i g k e i t h e r a u s h e b e n. Auch hier wirken die in den Abschnitten über das Auffassungsleben herausgearbeiteten Prinzipien des Unterscheidungsminimums, der gleitenden Umweltzerlegung in Ganze und Teile, in Dinge und Eigenschaften (vgl. S. 40ff.).

Die typische auffassungspsychologische Zerlegung der Kulturgüter in Dinge geht dem stofflichen Zusammmenhang und der „handelsüblichen Bezeichnung" zu einem großen Teil parallel. Ein Pflug z. B. wird typisch, d. h. in der Mehrzahl der Fälle mit allen seinen Teilen eben als ein einheitliches Gerät aufgefaßt und von dem Gesamt der übrigen Ackerbaugeräte zumindest bei der Anwendung recht deutlich geschieden. Diese gute Deckung von Auffassungspsychologie und üblicher Dinggliederung kommt natürlich daher, daß die Geräteerfindung wie die sprachliche Gerätbenennung s e l b s t v o n d e n E i g e n t ü m l i c h k e i t e n m e n s c h l i c h e n W e l t e r f a s s e n s b e s t i m m t w e r d e n.

Die Zusammenfassung zu Dingeinheiten, die über den stofflichen Zusammenhang hinaus gehen, spielt z. B. bei „der" Möbeleinrichtung eines Zimmers, bei den Einzelstücken eines Tafelgeschirres oder bei den Einzelhäusern eines Gehöftes eine größere Rolle, man kann also sagen, überall dort, wo die Sprache für eine Mehrheit von Dingen einen gemeinsamen Namen geprägt hat (Möbeleinrichtung, Geschirr, Gehöft). Das Bedürfnis zu solcher höherer Zusammenfassung ergibt sich entweder aus der überdurchschnittlichen Ähnlichkeit der stofflich getrennten Stücke wie bei den Tellerserien des Tafelgeschirres oder aus dem Erfassen eines Wirkungszusammenhanges, wie ihn sowohl Tafelgeschirr wie Möbeleinrichtung und Gehöft darstellen.

Jedes häufig oder normalerweise als ein selbständiges Glied der Kulturgüterumwelt erlebtes Ding oder Dinggesamt ist wieder als ein „Element“ dieser Kulturgüterumwelt zu bezeichnen.

Wir gehen gleich daran, wieder eine Liste der allgemeinen Merkmale der Beziehungen von Menschen zu ihren Kulturgütern zusammenzustellen:

1. Die Anzahl der Elemente. Bei Dingen muß man zwischen der Stückzahl und der Zahl wesentlich verschiedener Kulturgüter unterscheiden (ob z. B. zwei Pflüge vom gleichen Fabrikat oder ein zwei- und ein dreischariger Pflug vorhanden ist). Die Zahl wesentlich verschiedener Stücke heiße „Elementezahl“. Natürlich gleichen auch die Einzelstücke des gleichen „Elementes“ einander nicht völlig, das kommt schon von der Ungleichheit der Herstellung und Abnutzung. Maßstab für wesentliche Verschiedenheit zweier Güter ist jedenfalls, ob die zugehörigen Menschen darauf wesentlich verschieden reagieren oder ob ein Austausch der beiden Güter keine kennzeichnende Verhaltensänderung zur Folge hätte.

In einem sozial einheitlichen Geestbauerndorf zwischen Elbe und Weser fanden wir, daß die Stückzahl der Landwirtschaftsgeräte eines Hofes zwischen 50 und 317 schwankt, in einem thüringischen Dorf ergaben sich 168 und 387 als äußerste Zahlen.

Die Anzahl wesentlich verschiedener Geräte eines Hofes (Elementezahl) liegt im Geestdorf zwischen 27 und 107, im Thüringer Dorf zwischen 79 und 155. Aus diesen Zählungen ergibt sich, um wieviel ärmlicher das Geestbauerndorf in seiner kulturellen Ausstattung ist. Obwohl dem äußeren Eindruck nach die sozialen Verhältnisse viel einheitlicher sind als in dem thüringischen Dorf mit seiner deutlichen Scheidung von Kleinbauern und grundbesitzerhaften Großbauern, ist doch der Umfang der Geräteausstattung auf der Geest von Hof zu Hof viel verschiedener. (Eigene Zählungen nach Material, das Klenck und Bescherer nach dem Verfahren und unter der Leitung von Scheidt gesammelt haben.)

Der Unterschied zwischen modern-zivilisiertem und primitivem Landbau tritt sehr deutlich hervor, wenn man den eben genannten Zahlen entgegenhält, daß z. B. von den Admiralitätsinseln in Melanesien nach eingehender ethnologischer Untersuchung nur 7 wesentlich verschiedene Landbaugeräte gemeldet werden (Nevermann). In unserem Geestdorf gibt es 150, im Thüringer Dorf gar 180 mindestens ebenso sehr verschiedene Geräte!

Recht charakteristisch für den Kulturunterschied zwischen Admiralitätsinseln und Neukaledonien ist, daß es auf den ersteren 34, in Neukaledonien hingegen nur 20 verschiedene Küchengeräte gibt, während die Zahl der Fischereigeräte und der Kriegswaffen beiderseits fast gleich ist. Gerade die „kulinarische Kultur“ der Neukaledonier ist also einseitig unterentwickelt, ohne daß es einen historisch-zufälligen Grund dafür gäbe.

Nach den Angaben eines und desselben Forschers (Tessmann) kann man die Elementenzahl der Kultur der westafrikanischen Mbum-Neger und der peruanischen Tschayahuita-Indianer auszählen. Man kommt auf 111 und 91 Elemente. Beides sind Kulturen tropischer Bodenbauer. Diejenige der

Neger ist zumindest nicht ärmer als diejenige der Indianer. Wenn sich dieses Verhältnis beim Vergleiche vieler Negerstämme mit vielen Indianerstämmen in der Regel wiederholt, dann ist das für die Beurteilung der Kulturfähigkeit der beiden Rassen recht belangreich.

Diese Beispiele zeigen, daß schon die Elementenzahlen der Kulturgüter für die Kulturbilanz der Rassen wichtige Aufschlüsse geben können.

Für jedes einzelne Kulturelement kommen nun etwa die folgenden Angaben in Betracht:

2. Erfinder. In den meisten Fällen wird der ursprüngliche Erfinder unbekannt oder doch zumindestens erlebnisgleichgültig sein. Schon daraus erhellt, daß man in der Kulturkunde der Herkunft der Dinge kein zu großes Gewicht beimessen soll (vgl. S. 69). Die Stellung, welche Kulturgüter in einer Gemeinschaft einnehmen, hängt nur verhältnismäßig selten damit zusammen, wer ihr Erfinder ist, oder auch nur wo das erfindende Volk lebt und wo ihre Heimat ist.

Drei Hauptstücke der Lebenshaltung der ärmeren großstädtischen Schichten Europas stammen ursprünglich aus Amerika: die Kartoffel als Nahrung, der Tabak als Genußmittel, der Gummiball als Sportgerät. Kulturkundlich hat das nicht viel zu besagen. Viel wichtiger ist die tiefverankerte Beliebtheit dieser aus der Fremde gekommenen Güter.

Natürlich gibt es aber auch Fälle, wo es für die Einstellung zu einem Gut sogar sehr wesentlich ist, wer es erfunden hat. Das kommt dann vor, wenn man zu dem Erfinder in engeren menschlichen Beziehungen steht, oder wenn irgendwie der Gemeinschaftsstolz der Familie, des Standes, des Volkes (u. U. auch des Geschlechtes!) betroffen ist. Wir werden die Rolle des „Menschenzusammenhanges der Güter“ später noch besprechen.

3. Hersteller. Die differenzierte moderne Kultur bringt es mit sich, daß ähnlich wie der Erfinder auch der Hersteller für die meisten Stücke unserer dinglichen Umwelt in nebelhaftem Dunkel verbleibt. Aus den von J. Bescherer im Sinne W. Scheidts angelegten Karteien über die gesamten dinglichen Kulturgüter, die es in dem schon genannten Thüringer Dorf gibt (vgl. S. 95), kann man entnehmen, daß der Hersteller in neun von zehn Fällen eine menschlich unbekannte und belanglose Größe ist, eine Fabrik, die weder aus der Anschauung bekannt, noch durch ihren Namen berühmt ist.

Der Gang der wirtschaftlichen Entwickelung drängt bekanntlich die Selbstherstellung immer weiter zurück und läßt zwischen Hersteller und Benutzer immer mehr Zwischenglieder aufkommen.

Aus unseren statistischen Aufzeichnungen geht aber immerhin hervor, daß Selbstherstellung sich eine bescheidene Restrolle im deutschen Kulturleben hat erhalten können. In Bauerndörfern werden Zäune, Gatter, Wäschestützen, Leinenwickler, Reisigbesen, Hühnerställe, Trittleitern, Gardinen, Spielzeug nicht selten noch selbst angefertigt.

Eine größere Zahl Hamburger Studenten und Studentinnen haben uns nach der vorliegenden Merkmalsliste Beschreibungen ihrer Wohnzimmer geliefert, in denen selbstgefertigte Bücherborde. Bilderrahmen, Bilder, Decken, ja auch Stühle und Tische erstaunlich oft vorkommen.

Man macht sich über die Bedeutung der Selbstherstellung auf verschiedenen Stufen der Kulturgeschichte leicht falsche Vorstellungen. Getreue Angaben hierüber sind gar nicht so leicht zu finden.

Gut bekannt ist, daß schon „mittlere“ Naturvölker vieles von ihren Kulturgütern von außerhalb des Dorfes beziehen. So stammen z. B. alle Tonwaren, die es in den Neuen Hebriden überhaupt gibt, aus den beiden Dörfchen Wus und Pespia (F. Speiser). In Borneo hat jedes Dayakendorf seine handwerkliche Spezialität. Sogar die nomadischen Punan Borneos sind speziell Flechter und Blasrohrhersteller.

Weniger bekannt ist aber die Arbeitsteilung innerhalb des Dorfes selbst. Wieviel Prozent aller Güter verfertigt wohl ein nilotischer Neger, ein kalifornischer Indianer, ein Eskimo selbst?

Wahrscheinlich haben kaum die Menschen der allereinfachsten Kulturen das Erlebnis. selbst Erzeuger der Mehrzahl ihrer Güter zu sein. Die meisten Naturvölkerkulturen schränken dieses Selbstschöpfergefühl schon wesentlich ein. Der große Unterschied zu unserer Hochkultur besteht dann aber noch immer darin, daß der Hersteller menschlich bekannt ist.

4. Bezugsquelle. Besondere Bezugsquellen schalten sich erst in differenzierten Kulturen zwischen Hersteller und Benutzer. In unseren Verhältnissen verkörpert im Dorfe vorwiegend der Kaufmann als Bezugsquelle die menschlichen Triebkräfte, die hinter den Gütern stehen. Er vertritt den Erfinder und den Hersteller, welche dem Käufer höchstens schemenhaft sichtbar werden.

Unsere Karteien zeigen, daß die überwiegende Mehrzahl der Güter den Weg über den Kaufmann des Dorfes oder der nächsten größeren Siedlung nahmen. Bezug vom Hersteller (Dorfhandwerker!) wie Bezug aus der Großstadt selbst sind daneben in deutschen Bauerndörfern der Gegenwart unbedeutend.

5. Beschaffer. Bei sehr vielen Landwirtschaftsgeräten hat der Benutzer nicht selbst den Kauf gemacht, so daß sich Beschaffer und Benutzer nochmals differenzieren. Familienglieder und Dienstleute benutzen nicht ihre Geräte, sondern vorwiegend diejenigen, die der Bauer für sie ausgesucht hat.

6. Besitzform. Die rechtlichen Unterscheidungen des Eigentumes, Besitzes. Erbes, des Geschenkes, der Miete, der Nutzung von Familiengut oder von Eigentum des Arbeitgebers beeinflussen auch die seelische Einstellung und das Verhalten zu den Dingen der Güterumwelt.

Eigentum bedeutet eine besondere Art der Verschmelzung mit dem Ichgefühl. Meine Brille steht mir in mancher Weise sogar näher als meine Zehe. Das gibt dem Eigentum seine ganz besondere kulturkundliche Stellung. Sehr deutlich zeigt

sich in den Mietzimmern unserer Studenten der Drang, durch einige Gegenstände persönlichen Eigentumes von dem Raum wenigstens symbolisch Besitz zu ergreifen.

Familiennutzung und Betriebsgüternutzung hat in ähnlicher Weise die Gefühlstönung des Wir-Erlebnisses.

Geschenke sind durch ihren besonderen Menschenzusammenhang gekennzeichnet. Der Geschenkbrauch ist bei den Thüringer Bauern und bei den Hamburger Studenten recht verschieden. In der Kartei der Bauernhausrate trifft der Vermerk „Geschenk" gewöhnlich mit dem Vermerk „unbenutzt" zusammen. Der Geschenkbrauch der Studenten ist zweckmäßiger. Sie schenken sich gegenseitig die Dinge, welche einen typischen Schönheitszweck haben, steigern also deren Gefühlston noch durch den freundschaftlichen oder verliebten „Menschenzusammenhang".

7. Besitzdauer. Je länger ein Gut im Besitz ist, desto mehr reichert sich die Vorstellung davon mit Erlebnisspuren an. Dieses „Verwachsen" mit dem Gegenstand ist eine kulturkundlich sehr bemerkenswerte Erscheinung, die allerdings noch ihrer empirischen Untersuchung harrt. Die kulturkundliche Bedeutung der Besitzdauer ist jedenfalls schon damit dargetan, daß sie mit diesem „Verwachsen" zu tun hat.

Die Festigkeit des Verwachsens wurde von romantischen Kulturkundlern sehr hoch eingeschätzt. Auch in der Völkerkunde spielt die Vorstellung eine große Rolle, daß die primitiven Völker aus gefühlsmäßiger Neigung und Gewohnheit so konservativ seien. Die Völkerkundler rechnen also in unserer Ausdrucksweise mit sehr dauerhafter Wachstumsgeformtheit der Mensch—Kulturgutbeziehung. Für unsere rassenpsychologischen Zwecke ist die Nachprüfung dieser Dinge besonders wichtig, weil wir eher der Annahme zuneigen, daß zähes Festhalten an bestimmten Gütern auf einer rassenmäßigen Adoptionsneigung beruht.

Bei den Rassenzwergen z. B., welche trotz der Nähe von Hochkulturen zu den kulturärmsten Menschengruppen gehören, die es gibt, fehlt es nicht an der Neigung, aus den höheren Kulturen zu nehmen, was ihnen wertvoll erscheint. Die Weddas auf Ceylon wie die Negrito der Philippinen, die melanesischen Kleinwüchsigen wie die Kongozwerge leben zwar äußerst ärmlich, aber keineswegs in einer Ur-Kultur, die sie bis in die Gegenwart festgehalten hätten, weil sie mit ihr geschichtlich verwachsen wären. Sie haben vielmehr von den Singhalesen und Malaien, von den Papuas und Negern so viel übernommen, wie der halbnomadischen Lebensform entspricht, zu der sie rassenhaft neigen. (Genaue Ausführung im II. Band!)

Bekanntlich ging in der modernen Kulturentwickelung eine wesentliche Verkürzung der Besitzdauer vor sich. Generationen überdauernder Besitz ist zur großen Ausnahme, Besitz, der das ganze Leben lang dauert, zu einer Seltenheit geworden.

Während in Siebenbürgen die Ausstattung eines Mädchens so kostspielig ist, daß durch die Anschaffung der Tracht die Familie wirtschaftlich in Gefahr kommt (Gottschick), sind seit dem Aufkommen einer ständig wechselnden Mode Frauenkleider halb so teuer wie Männerkleider und wechseln mindestens doppelt so oft.

Wahrscheinlich wird aber die durchschnittliche Besitzdauer unter Verhältnissen moderner Zivilisation unterschätzt, während sie für frühere Zeiten überschätzt wird.

Abb. 3 zeigt nach Aufzeichnungen Klencks die Zeit der Anschaffung der 1934 vorhandenen Landwirtschaftsgeräte von 30 Geestbauernhöfen. Vor den Weltkrieg reicht der Kauf erstaunlich oft zurück. Für sehr viele Bauern ist

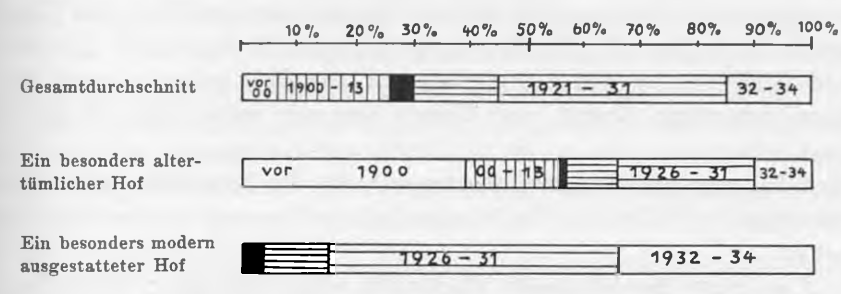


Abb. 3. Die Anschaffungszeiten der 1934 vorhandenen Landwirtschaftsgeräte eines niedersächsischen Geestdorfes. ■ = Kriegszeit, ≣ = 1920—25.

das die Wirtschaftszeit ihrer Eltern. Wenig ist allerdings von dem erhalten, was vor 1900 gekauft wurde.

Alle diejenigen Geräte, die bei ihrer Anschaffung als Ersatz für Gleichartiges dienten, waren als Typen, als Kulturelemente schon bei ihrer Beschaffung durch ihre Vorgänger mit den Menschen „verwachsen".

Auf der anderen Seite wird die Besitzdauer früherer Zeiten leicht überschätzt, weil man eben nur die erhaltenen Stücke kennen lernt, und weil unter dem allgemeinen Gefühl der durch die Zivilisation verkürzten Besitzdauer der Kontrast übertrieben wird.

Das Studium der Besitzdauer hat noch von einer ganz anderen Seite her wissenschaftliches Interesse: Die Volkswirtschaftslehre muß die Lebensdauer der Güter in viele ihrer Überlegungen mit einsetzen, wenn anders sie wirklich eine Lehre vom Wirtschaften des Volkes sein will. Heute ist sie allerdings vorwiegend eine einseitige Lehre vom Verkaufen der Waren.

8. Benutzungszeit. Die Dichte der wirkenden Verbundenheit mit einem Kulturgut ergibt sich u. a. daraus, wie lange und wie oft es das Verhalten des Menschen beeinflußt. Natürlich genügt es, nach dauernder, sehr häufiger, regelmäßiger, seltener und ausnahmsweiser Benutzung zu unterscheiden (vgl. Begegnungs- und Beachtungszeit S. 84).

9. Benutzungsart. Dem Erfinder und Hersteller eines Kulturgutes schwebte recht genau vor, wozu es dienen, was man damit anfangen solle. Wir verwenden aber nur einen Teil unserer Güter im Sinne der vollen ihnen zukommenden Zweckbestimmung. Mit fast jedem Ding kann man eben Verschiedenes anfangen. Man kann mit einem

Aschenbecher Nägel einschlagen, mit einem Handtuch sich die Nase putzen, auf einem Teewagen sitzen und einen Tisch als Liegestatt verwenden.

Gerade in solchen Abweichungen von der typischen Zweckbestimmung können sich besondere Eigenarten und Einfälle des Benutzers äußern. Es kann sich dann um Teilbenutzung handeln, so, wenn Bücher nicht zum Lesen, sondern nur zum Ausfüllen des Bücherschrankes benutzt werden, oder wenn Neger das Gewehr nur als Mittel zum Krachmachen begreifen. Solche Teilbenutzung kann übergehen in Zweckverschiebung: Ein Kinderwagen, in dem Holz befördert wird, dient einem neuartigen Zweck, sein Zweck hat sich verschoben, ebenso der eines Autoreifens, der an einem Pferdewagen angebracht wird, und der eines Wagenrades, das wagrecht angebracht als Eimerbörd dient (Verwendungsarten, die sich in Norddeutschland gerade gegenwärtig ausbreiten!).

Das letzte Beispiel stellt gleichzeitig einen Übergang zur „Restnutzung" dar, welcher die meisten abgebrauchten Güter unter schrittweiser Wertminderung anheimfallen. Restnutzung ist es, wenn ein Stuhl von der guten Stube in die Wohnstube, von da in die Gesindestube und von dort endlich als Melkschemel in den Stall wandert, oder wenn aus sämtlichen Kleidern letztlich Putzlappen werden.

Von großer kulturkundlicher Bedeutung ist Restnutzung nicht der Exemplare, sondern der überholten Kulturgüter. (Vgl. S. 165 unter Ausscheiden.)

10. Behandlungsweise. Man kann mit seinen Sachen achtsam, derbe, pedantisch, gleichgültig, feierlich umgehen, kann sittliche Verpflichtung gegen sie fühlen und sie gleichsam als lebendige Wesen betrachten.

Achtsamkeit und Unachtsamkeit läßt sittliche Qualitäten erkennen. Die „personalide" Behandlungsweise der Sachgüter ergibt sich daraus, daß der Dingbegriff im Kerne überhaupt dem Persönlichkeitsbewußtsein nachgebildet ist. (Vgl. S. 46 f.)

Alles was sehr kompliziert, unüberschaubar, unberechenbar in seinen Reaktionen erscheint, gewinnt einen ähnlichen Gefühlston, wie er sich im Verhältnis des Menschen zu lebendigen Wesen ergibt. So benimmt sich die Stenotypistin der Schreibmaschine, der Kraftfahrer seinem Wagen gegenüber. Mit eigentlicher Verstandestäuschung, mit Verwechselung der Maschinen mit Lebewesen hat das wenig zu tun.

Sicherlich tritt personalides Verhalten zu Sachgütern in primitiven Kulturen stärker hervor. Aber man müßte die Reichweite dieser Einstellung erst einmal genau vergleichend prüfen. Sicher gibt es die gleichen seelischen Erscheinungen auch noch inmitten unserer Zivilisation, wo man sie am wenigsten vermuten sollte.

11. Erlebte Kostbarkeit. Auch in Kulturen, in denen Geld und Preis voll entwickelt sind, ist das Gefühl für kostbar und wertlos nicht einfach gleich dem Handelswert. Wenn wir für die Straßenbahn

5 Pfennige mehr ausgeben sollen als wir dachten, ist das manchmal schmerzlicher, als für einen Anzug 5 Mark mehr auszugeben. Die psychischen Vorgänge beim Geldausgeben folgen nicht einfach dem Handelspreis.

Besitztümer, die für besonders kostbar gehalten werden, sind keineswegs immer die teuersten gewesen. Ein Teppich ist subjektiv geringwertig, wenn er mehrfach soviel kostet wie eine „kostbare" Vase.

So ist es durchaus eine psychologisch begründete Frage, was in der Welt dieser und jener Menschen als im Geldsinne kostbar betrachtet wird.

Jeder Mensch und jeder Stand legt sich gefühlsmäßig Standard-Preishöhen für seine üblichen Kaufbedürfnisse fest. Wer von diesem allgemeinen Standard zu sehr abweicht, gilt seinen Standesgenossen als Verschwender oder als knickerig. Überlege jeder Leser sich selbst diesen seinen Preishöhenstandard, ich scheue mich, den meinen zu verraten!

Wenn sich ein Mensch für diese oder jene Sache einen relativ zu anderem hohen Preisstandard „genehmigt", dann ist das ein besonders eindeutiger Hinweis auf seine besondere Vorziehensneigung (vgl. S. 55). Im Roman werden gerne Leute behandelt, die jahrelang sparen, um sich einmal im Leben ein Luxushotel zu leisten: sobald man aber einmal auf diese Erscheinung aufmerksam geworden ist, merkt man an sich und an seinen Freunden andauernd ähnliche relative Abweichungen vom Allgemeinstandard der Standesgenossen, die sich aus entsprechenden Neigungen erklären. Auch dieser Allgemeinstandard ist aber natürlich nichts anderes als eine durch Erfahrung, Nachahmung und Normierung zustandegekommene Gesamtresultante aus den durchschnittlichen Vorziehensneigungen der betreffenden Menschengruppe.

12. Zweckmäßigkeitswertung. Wie erfüllt das Gerät nach Meinung seines Besitzers seinen Leistungszweck?

Für unsere Studenten stand im allgemeinen der Zweckmäßigkeitsgesichtspunkt bei der Bewertung ihrer Zimmereinrichtung stark zurück. Wahrscheinlich liegt es in vielen anderen Fällen ähnlich. Selbst bei technischen Käufen macht vielen Käufern die besondere Zweckmäßigkeit einer Maschine nicht so viel Eindruck, wie manche Äußerlichkeit. Der nüchterne Verstandesrechner ist eben ein Grenzfall des Menschen. Es gehört sowohl Nüchternheit, wie Verstand dazu — das sagt alles.

Die Stellung der Zweckmäßigkeitseinsicht im Kulturverlauf gehört aber wieder zu den Fragen, über welche Kulturkundler notwendig eine Meinung haben müßten, weil sie immer wieder auftauchen — und die doch noch nicht empirisch untersucht worden sind.

Jedenfalls ist der typische Mensch ebenso wenig wie nüchterner Verstandesrechner etwa Romantiker. Am häufigsten ist wohl Zweckabsicht ohne zureichenden Zweckverstand, und daher mit gefühlsbedingtem voreiligem Erkenntnisvertrauen (vgl. S. 51).

So dürften die Dinge jedenfalls bei mitteleuropäischen Bauern stehen. Wie sich Primitive in diesem Punkte verhalten, wird durch die theoretische Primitivenpsychologie eher verschleiert als aufgehellt. Wenn man z. B. den Vorgang der

Übernahme europäischer Kulturgüter durch Naturvölker in dieser Hinsicht verfolgt, gewinnt man durchaus den Eindruck, daß vernünftige Zweckabsicht und Zweckeinsicht dabei eine große Rolle spielen. So ist Eisen für metallose Völker allenthalben auf der Erde als das dringlichste Bedürfnis eingesehen, von den Andamanennegrito ebenso wie in der Torresstraße, in Neukaledonien, in Peru, bei den Weddazwergen usw.

13. Lust-Unlustwertung. Die unmittelbar erfreuliche oder herabstimmende Wirkung der Gegenstände ist enge mit der Tätigkeit verbunden, die sich an sie knüpft.

Das gilt für die Hausfrau, der eine schöne Küche Freude macht, für den Jäger, der seine Büchse, für den Musiker, der sein Instrument liebt. Aber auch die unmittelbare Lust und Freude an einem bequemen Sitzmöbel ist Lust am bequemen Sitzen.

Für die von uns untersuchten Studenten sind die meisten Gegenstände ihres Zimmers in dieser Hinsicht neutral, die unmittelbare Lust oder Unlust verdichtet sich auf einiges weniges (Sitzmöbel, Lampe, Bilder).

Ich wage die Verallgemeinerung, daß ganz allgemein nur jeweils wenige Güter Träger eindringlicher Lust- oder Unlusterlebnisse sind. Die Mehrzahl der Kulturgüter ist typischerweise so neutral in dieser Hinsicht, daß neuerlich klar wird, wie wenig Erklärungswert ein generelles Lust-Unlustprinzip für das Kulturleben hätte.

14. Ästhetische Wertung. Schönheit und Ausdrucksstärke hängt mit Lust und Unlust natürlich zusammen, ist aber stärker objektiviert, mehr Gegenstandsempfindung als Affekt (vgl. S. 53). Auch die Schönheitswertung konzentriert sich bei den meisten Menschen auf gewisse Gegenstände, die üblicherweise unter diesem Gesichtswinkel angesehen werden. Ein großer Teil der dinglichen Kulturgüterwelt bleibt in dieser Hinsicht unbetont.

Wieder müßte eine Geschichte der Lebensbedeutung ästhetischer Wertungen in verschiedenen Ständen, Völkern, Rassen und Kulturen erst noch geschrieben werden.

Vielfach meint man, das objektivierend-empfindungshafte Schönheitserlebnis löse sich überhaupt nur in gewissen Zuständen hoher Kultur von der leibhaftigeren und massiveren Lust-Unlustempfindung los. Vielleicht verschiebt sich aber weniger die Reichweite und Kraft, als der Gegenstand der ästhetischen Erlebnisse im Ablauf der Kulturgeschichte. Vielleicht sind zu allen Zeiten gleich wenige eigentliche Künstlernaturen führende Träger der ästhetischen Ausgestaltung des Lebens gewesen.

Jedenfalls gibt es ein ganz kunstloses Volk ebensowenig wie ein geräteloses oder ein religionsloses Volk. Nur die ganz verkümmerte Lebenshaltung der letzten Weddas auf Ost-Ceylon z. B. hat fast gar nichts, was einfach schön sein, einfach zwecklos genossen werden soll. Es läßt sich hier auf diese Fragen nicht

näher eingehen. wir werden später noch vom biologischen Wesen des künstlerischen Gestaltens und Erlebens zu sprechen haben.

15. Erinnerungsladung. Für die gefühlsmäßige Einstellung zu einem Gegenstand sind die Erinnerungen, die ihn umschweben. die jeder Gedanke an ihn „sphärisch" anklingen läßt, von großer Bedeutung.

Sphäre nennt man in der neueren medizinischen Psychologie (Schilder, Kretschmer) den Umkreis von assoziativen, aber gefühlshaft unbestimmten Gedanken, die eine bestimmte Vorstellung umschweben und ihr den eigentümlichen seelischen Klang geben. So wurde im Wettbewerb um die Umbenennung eines Hamburger Vergnügungspalastes auch das Wort „Trumbula" vorgeschlagen. Es ist sinnlos, hat aber reiche „Sphäre". Trommel, Traum, Trompete, Tombola, Tralala, Allotria. Buhlen, Ball usw. — die verschiedensten Dinge klingen darin an, die zu einem Vergnügungspalast gehören, insoferne ist es eine glänzende „Wortdichtung", ein auf ein paar Buchstaben zusammengedrängtes Kunstwerk.

Die „Sphäre" der Gütervorstellungen ist ein sehr wichtiges Moment ihrer kulturbiologischen Wirkung. Die Erinnerungsladung ist nur eine unter ihren „sphärischen" Seiten.

Je nach der Art des Besitzers, nach dem Grade seiner „Sentimentalität", wird die Erinnerungsladung bei wenigen oder vielen Gütern eine Rolle spielen und das Verhältnis zu ihnen schwach oder stark beeinflussen.

Je nach der Art der Kultur werden sich erinnerungsgeladene Gegenstände häufen oder fehlen. In einem Raubritterschloß lebt es sich auch für den nüchternsten Mann anders als in einem Dessauer Bauhäuschen.

Von unseren Studenten gab etwa ein Drittel keinen besonders erinnerungsgeladenen Gegenstand in ihrem Wohnzimmer an. Im Höchstfall wurde die Hälfte aller Gegenstände als erinnerungsgeladen bezeichnet.

16. Menschenzusammenhang. Die Menschen, mit denen ein bestimmtes Gut irgendwie verknüpft ist, umgeben die Vorstellung daran ebenfalls in klarer oder in sphärischer Weise. Oft ist der Menschenzusammenhang für das kulturelle Schicksal eines Gutes entscheidend. Vielfach wird nicht das adoptiert, was gut ist, sondern das, was dieser Nachbar hat oder jener Geldprotz noch nicht hat.

So kaufen die Bauern manchen Dorfes eine neue Maschine nur dann, wenn sie der Bauer A. schon probiert hat. Was der ständige Kaufmann führt, könnte viel leichter auf Erfolg rechnen, als was sich im Menschenzusammenhang der leidigen Vertreter ins Dorf wagen muß. Nur die ungleich geringere Rührigkeit des ortsansässigen Mannes an der typischen Bezugsquelle zwingt die Firmen dazu, sich mit direktem Kundenbesuch Unkosten zu machen.

Bei einem großen Teil aller für den oberflächlichen Betrachter auf Dinge gerichteten Handlungen der Menschen, sind eben doch die Menschen eigentlich gemeint, die mit den Dingen zu tun haben.

17. Gegenstandszusammenhang. Man darf ein Einzelelement der Dinggüterwelt eines Menschen wohl zur wissenschaftlichen Behandlung einmal getrennt betrachten, aber man muß es im Zusammenhang der anderen Gegenstände, die in dieser Welt vorkommen, belassen, wenn man seine Lebensbedeutung ermessen will.

Die Welt der Dinggüter kann so verschieden nach Ganzen und Teilen gegliedert werden, an den einzelnen Dingen kann man so viele spezielle und allgemeine Eigenschaften nennen, die es jedesmal mit anderen Dingen gemein hat, daß jedem dinglichen Kulturgut im Kopf des Besitzers ein vielverflochtenes Netz von Vorstellungen entspricht.

Ein bestimmter Lehnstuhl wird angeschafft, weil er in ein schon vorhandenes Zimmer schön paßt. Ein grünes Vogelbauer wird gekauft, weil auch die Fensterläden grün sind, ein rotes Kleid aber, weil noch keine Bekannte eines hat, ein Chromarganschöpflöffel, weil sich ein Chromarganbratenwender bewährt hat.

Alle diese assoziativen Verknüpfungen und Gegenstandszusammenhänge muß man auch in Rechnung stellen, wenn man sich etwa fragt, warum der eine Indianerstamm Glasperlen oder Streichhölzer übernommen hat und der andere nicht. Je nach der schon vorhandenen Gesamtkultur ist das Bedürfnis nach dem neuen Gut verschieden groß und ebenso hängt das Verständnis dafür von dem ab, was schon bekannt ist.

Glasperlen nehmen jene Indianerstämme, die Samen oder Muschelchen, also ähnliche kleine Teilchen, für ihren Schmuck schon kannten; Streichhölzer bevorzugen gerade jene Naturvölker, die noch gar kein technisch höherstehendes Mittel zur Feuererzeugung kannten, die also ein besonders großes Bedürfnis nach diesem wichtigen Werkzeug hatten.

18. Bedeutungsgeladenheit. Manche Gegenstände verkörpern eine Idee oder lassen sie anklingen. Sie haben dann nicht nur ein sachliches Sein, sondern sind auch Brücke, Schlüssel oder Hinweis auf ein wichtiges Gut der Vorstellungsumwelt, auf einen Gott, einen Heros, ein Sittengesetz.

Das Bedürfnis nach solchen anschaulichen Bedeutungsträgern ist in der süddeutschen Dorfkultur sehr deutlich. Der Kirchturm überhöht die Häuser, der Herrgottswinkel weiht die Stube, das Marterl mahnt an plötzlichen Tod, die Kapelle sagt, daß die Feldflur in der Hand des Herrn steht.

In den Zimmern unserer Hamburger Studenten fehlen religiöse Bedeutungsträger völlig. Einige Male kommen gestickte Sprüche vor, sind dann aber den Vermietern zuzurechnen. Irgendwelcher bedeutungsgeladener Gegenstand steht aber doch in der Hälfte der Studentenzimmer (Führerbild, Studentenwaffe — nur einmal! —, Bamberger Reiter, Heimatlandschaft).

19. Wirkung auf andere. Der natürlichste und häufigste Fall ist, daß man den Gütern die gleiche Wirkung auf andere zuschreibt, die

man selbst von ihnen ausgehen fühlt. Oft wird aber beides mehr oder weniger bewußt getrennt.

Das Natürlichste und Häufigste ist ferner, daß die Wirkung auf andere nicht absichtlich gesucht wird, sondern mehr nebenzu abfällt. Es gibt aber Menschen von bestimmter Wesensart, ja auch ganze Berufe, die ein Gut von vornherein nach dem Eindruck werten, den sie bei anderen Menschen damit machen (Künstler, Politiker). Das Gut wird dabei im gleichen Maße zweckmäßig gefunden, wie es auf die Menschen in der gewünschten Weise wirkt, so wie eine Maschine entsprechend ihrer gewünschten Wirkung auf einen bestimmten Stoff höher oder niedriger geschätzt wird. Wir sprechen darum von „menschenbezogener Zweckmäßigkeit".

Nebenbei, und oft nur halb bewußt, spielt dieser Wertgesichtspunkt fast bei allem menschlichen Tun eine Rolle, denn alle Menschen wollen ja auch auf Menschen wirken. Hierher gehört bei unseren Bauern ebenso das Auftrumpfen mit dicken Silbermünzen, wie die Scheu vor dem Gerede der Leute.

20. Trennungsfall. Es ist nicht leicht, den Einzelheiten der Beziehungen von Menschen zu ihren Gütern methodisch nahezukommen. Wie das überhaupt zu machen sei, davon kann hier, wo nur die Merkmale angegeben werden, die zu kennen kulturbiologisch wichtig wäre, nicht gesprochen werden. Jedenfalls muß dazu das vorziehende Verhalten in möglichst konkreten Lebenslagen erkundet werden.

Ein solcher für alle Kulturgüter vorstellbarer Fall ist der „Trennungsfall": Würde der Besitzer sich leicht oder schwer von dem Gut trennen? Würde er es zum Handelspreis, erst zu einem Mehrpreis oder schon zu einem Minderpreis abzugeben bereit sein, oder wäre es ihm „um keinen Preis feil"?

Mit solcher Frage kann man jedenfalls häufig recht schnell und deutlich erkunden, wie enge die Bande zwischen Mensch und Gut sind.

21. Ersatzfall. Eine andere aufschlußreiche Verhaltensfrage lautet: Würde der Mensch, wenn er in die Lage käme, das Gut ersetzen zu müssen, sich möglichst das gleiche anschaffen? Oder wonach stünde sein Sinn? Würde er einfach Abwechslung haben wollen, oder möchte er das Gerät zweckmäßiger, größer, kostbarer, schöner haben?

Aus solchen Fragen könnte man eine Übersicht der wirklichen volkstümlichen Verbesserungswünsche gewinnen, die kulturkundlich, volkswirtschaftlich und rassenpsychologisch gleich wichtig wäre.

Der Kaufmann könnte sehen, worauf die Wünsche seiner Kunden wirklich abzielen, während er heute neue Erzeugnisse großenteils ins Unbekannte hinein wagt, soweit er sich nicht ein „Fingerspitzengefühl" erworben hat, das solche wissenschaftliche Kenntnis ersetzen kann. Auch der Kulturpolitiker muß wissen,

wo das Volk wirklich der Schuh drückt. Gewöhnlich drückt er nämlich ganz wo anders als ein Außenstehender denkt.

Der Kulturkundler entnimmt aus solchen Angaben die in einer Bevölkerung steckenden Adoptionswünsche und kulturellen Triebkräfte, dem Rassenpsychologen sind die geäußerten Wünsche und Sehnsüchte Beiträge zur Charakterkunde.

Ein Beispiel der hier gemeinten „Wunschforschung" sind die in letzter Zeit mehrfach erschienenen, bevölkerungspolitisch so wichtigen Arbeiten über den Wunsch nach Kindern und die Einstellung zum Kinde (Valentiner, Kaltenpoth, Hetzer 1936)*).

Damit sei unsere Merkmalsliste der Beziehungen von Menschen zu ihren dinglichen Kulturgütern abgeschlossen. Jedes einzelne dieser Merkmale sollte erst noch nach Ausprägung und Bedeutung durch die Räume und Zeiten der Kulturgeschichte verfolgt werden. Ihrer aller Geschichte zusammen ergäbe einen wesentlichen Teil einer lebensgerechten Weltgeschichte der Kultur.

Hier wurden zu jedem Merkmal nur einige Andeutungen hinzugesetzt, in welche Richtung seine Behandlung führen könnte. Wie sich Kulturbeschreibung und biologische Kulturbewertung aus ihnen aufbaut, werden die speziellen Teile dieses Werkes noch vielfältig zeigen.

Wenn Kulturen nach solchen Merkmalen beschrieben werden, dann werden hinter dem buntschillernden Vorhang der zufälligen Einzelheiten die allgemeinen Güterwünsche und Befriedigungsformen sichtbar, die im Wesen des Menschen schlechthin und im Wesen der einzelnen Menschenrassen anlagemäßig beschlossen sind. Damit treten auch die für das menschliche Dasein wirklich wesentlichen Entwickelungsrichtungen und Gefügeänderungen menschlichen Güterbesitzes und die damit zusammenhängenden Lebensspannungen klarer hervor.

Soweit die seelische Beschaffenheit der Menschen in der Fähigkeit zu bestimmten Lebensleistungen und im Bedürfnis nach bestimmten daseinssteigernden Gütern besteht, muß sie aus solchem Studium des Verhaltens der Menschen im „wirklichen Leben" auch abgelesen werden können. Kulturbiologie bedeutet eine dem Laboratorium entronnene „Freilichtpsychologie".

Am Schluß dieser Besprechung der lebenswichtigen Merkmale der Kulturgüterumwelt ist nochmals darauf hinzuweisen: Wir haben hier vorwiegend die Beziehungen der Menschen zu ihren sachlich und stofflich verfestigten Gütern im Auge gehabt, die gleichen Merkmale müssen

*) Auf kaufmännischem Gebiete ist solche Wunschforschung, wie ich Zeitungsnachrichten entnehme, nunmehr durch das „Institut für Wirtschaftsbeobachtung der deutschen Fertigware" Nürnberg, Leiter Prof. Wilhelm Vershofen, begonnen worden. Große Reihen von Käufern werden von Beauftragten des Institutes in individuellen Gesprächen nach ihrer Einstellung zur erstandenen oder verschmähten Ware befragt. (Anm. b. d. Korrektur.)

sich aber auch in der Beziehung von Menschen zu Vorstellungs- und Ideengütern erkennen lassen. Denn auch die Vorstellungsgüter sind in der Regel irgendwie stofflich gefestigt und auch die stofflichen Güter sind kulturwirksam nur durch das, was sie in der Seele der zugehörigen Menschen darstellen. Es gibt eben, wie schon weiter oben ausgeführt, gar nicht auf der einen Seite stoffliche und auf der anderen Seite geistige Kulturgüter — alle Kulturgüter sind gleichzeitig stofflich und geistig (vgl. S. 67).

Wir haben den Begriff der kulturellen Mensch-Umweltbeziehung und die Verfahren zu deren Darstellung hier aus unseren weitgehenden wissenschaftlichen Absichten heraus entwickelt. Wenn man aber auch von allgemeiner Kulturtheorie und von der Frage Rasse und Kultur ganz absieht, ist schon die bloße schlichte Kulturbeschreibung nach den hier besprochenen lebensmäßig wirklich wichtigen Eigentümlichkeiten, menschliche und völkische Aufgabe genug. Wie außerordentlich unbestimmte Vorstellungen haben wir alle von dem Lebensgesamt, in dem sich die verschiedenen Gruppen unseres weitverzweigten Volkes befinden. Wie mager und dürftig, oder aber wie verzerrt und ins Romantische verbogen, ist das meiste, was wir über diesen und jenen Lebenskreis deutscher Menschen wissen. Wer kennt Weltbild, Wunschbild und Triebkräfte etwa der ostpreußischen Fischer und der Frankfurter Kleinhändler, der bayrischen Holzfäller, der höheren Offiziere und der Marschenbauern, der Betriebsführer und der Marktweiber? So kommt es, daß wir immer dankbar sein müssen, wenn wenigstens ein Dichter das Lebensbild dieses oder jenes Menschenkreises in unserem Volke gestaltet, von dem wir vorher noch kaum etwas wußten. Trifft der Dichter aber auch wirklich das Richtige? Ist Dichtung ohne romantische Verzerrung und verschönende Abrundung überhaupt denkbar? Ist Tatsachenbericht überhaupt Aufgabe der Dichtung?

Die Kenntnis von Weltbild, Wunschbild und Triebkräften der Menschen unseres Volkes ist für die lebensgerechte Volksführung ohne Zweifel so wichtig, daß wir unbedingt sachliche, daß wir peinlich maßstabgetreue und unverzerrte Abbilder und Nachrichten darüber brauchen. Die Kulturbeschreibung nach den Mensch-Gegenstandsbeziehungen könnte sich, einmal eingeführt, als ebenso unentbehrlich herausstellen, wie z. B. das Statistische Jahrbuch des Deutschen Reiches oder die Monatsberichte der Institute für Konjunkturforschung. Es gab einmal Staatsführungen und Volkswirtschaften, die über keinerlei solche sachlich zählende Hilfsmittel verfügten. Das scheint uns heute „vorsintflutlich". Über Wunschbild, Weltbild und Triebkräfte aber, also über die wichtigsten im Menschen

liegenden Momente der Volkspolitik, gibt es heute noch ebensowenig sachlich zählende Feststellungen.

Selbstverständlich zeigt das, was in diesem Buche dargestellt wird, nicht mehr als den grundsätzlichen Ansatz zu solcher „volksseelenkundlicher Konjunkturforschung". Man darf auch nicht von heute auf morgen erwarten, daß die kulturbiologische Wissenschaft praktisch anwendbare Formen annimmt, denn es handelt sich ja vorderhand erst um einen Entwurf, um einen Beginn und einen Ansatz. Wohl aber ist es nicht sinnlos, wenn schon heute darauf hingewiesen wird, was aus solcher lebensgerechten Kulturlehre in praktischer Hinsicht einmal wird werden können. Richtig betriebene Kulturkunde ist ihrem Wesen nach um nichts weniger anwendbar, als richtig betriebene Physik, Chemie, Wetterkunde oder Seelenkunde.

Der Ausgangspunkt solcher Kulturkunde können nicht „die sozialen Tatsachen" oder „die Kulturzustände" sein, denn soziale Tatsachen und Kulturzustände sind Abstraktionen, das Wirken aber und damit die Wirklichkeit des Kulturgeschehens liegt in den biologisch bestimmt beschaffenen Menschen, die jeweils in ihrer Umwelt stehen.

b) W. Scheidts System einer Kartei dinglicher Güter und Entwurf einer Bewertungskarte nach Keiter.

Einzelne zählende Angaben wurden schon in die Merkmalsliste eingearbeitet, so daß auf Bedeutung und Art der statistischen Behandlung solcher Fragen nicht wieder eingegangen zu werden braucht. W. Scheidt hat als erster vollständige Kenntnis der sämtlichen Güter einer Bevölkerung und ihrer Verteilung auf die Menschen als Grundlage für wissenschaftliche Kulturkunde verlangt. Er hat auch entsprechende Karteikarten entworfen und Zählungen durchführen lassen. Diese bezwecken ein möglichst vollständiges Erfassen der sachlichen Eigenschaften der Güter und der Bewertung der Güter durch ihre Besitzer (vgl. Scheidt 1929, 1930, 1934). Wir geben ein ausgefülltes Beispiel.

Natürlich brauchen keineswegs bei allen kulturbiologischen Untersuchungen alle vorgesehenen Angaben ausgefüllt zu werden. Wesentlich ist nur, daß eine wichtige und klar ausgesprochene Fragestellung mit den knappsten Mitteln zählend (oder vielleicht auch nur Zahlenverhältnisse abschätzend) entschieden wird. Wir werden in diesem Buch auf die Scheidtschen Karteien über Bauerngerät von der Geest und aus Thüringen immer wieder eingehen, da sie uns als wichtiger Stoff für die Behandlung der verschiedensten allgemein-kulturkundlichen Fragen dienen werden (vgl. S. 95 u. v. a.). Damit werden auch mannigfaltige Beispiele für die fruchtbare Verwendung solchen Stoffes gegeben.

Dat. d. Erstaufn.: *12. 12. 32*	Landschaft: *Altenburger Land*	Ort: *Modelwitz*	Haus Nr.: *8*	*Nr. 2392*

Bezeichnung: *Nähpodest*	Erhaltungszustand: <u>sauber</u> — unsauber — neu — abgenutzt — geflickt — beschädigt — unvollständig — <u>benutzbar</u> — wiederherstellbar
Zweck: *Standort für den Nähtisch*	Aufbewahrungsort: *Speisezimmer* *(Große Stube)*

Material: *Podest: Fichtenholz, Geländer: Eichenholz*	Größe: Geländer 90 cm *hoch, 115 br., 225 lg.*	Preis: *350 Mk.*	Farbe: *braun, matt*

Form, Bearbeitung: *Podest mit Geländer, Zeichnung*	Verzierung: —
Hersteller: *Gustav Kühn, Altenburg*	Bezugsquelle: *Derselbe*
Bemerkungen:	

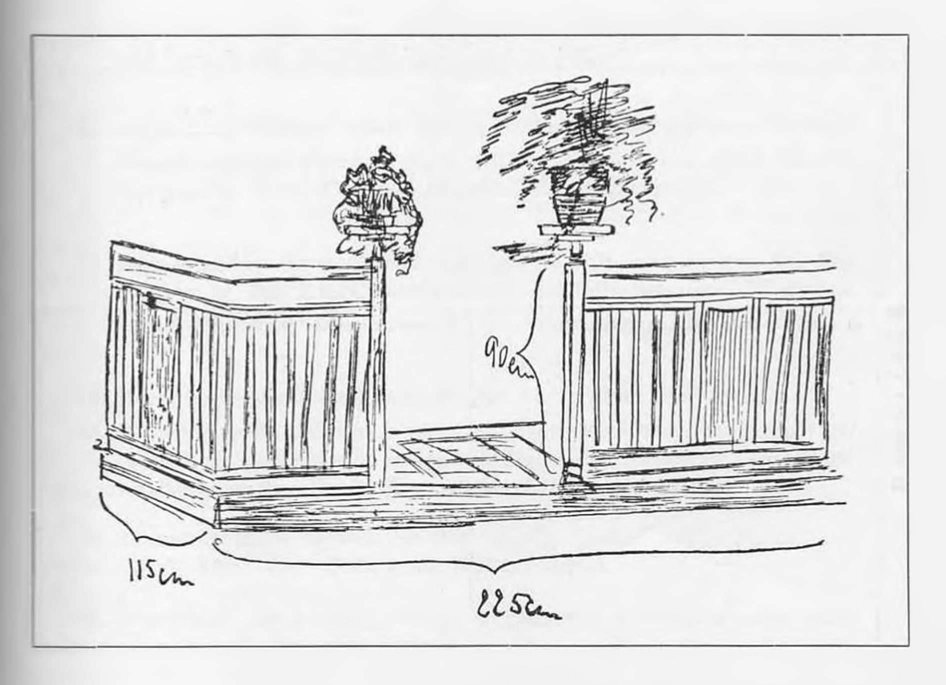


Abb. 4. Beschreibungskarte nach Scheidt für die Aufnahme dinglicher Kulturgüter. Vorder- und Rückseite (aus „Lebensgeschichte eines Volkes" 1934).

Dat. d. Aufn.:	Landschaft:	Ort:	Haus Nr.:	*Nr.*

Personen des Haushalts (Nr.):

Stückzahl:	Käufer: / Zeit des Kaufes:	Eigentümer:	Benützer:	Erhaltungszustand: sauber — unsauber — neu — abgenutzt — geflickt — beschädigt — unvollständig — benutzbar — wiederherstellbar

Hersteller:	Bezugsquelle:
Motiv der Beschaffung:	Zur Kenntnis gekommen wo — durch wen?

Bewertung

a) wirtschaftliche (preiskritische):

b) technische (herstellungskritische):

c) praktische (zweckkritische):

Bewertung

d) ästhetische (schönheitskritische):

Nr.:

e) aktive soziale (wirkungskritische):

f) passive soziale (wirkungskritische):

Abb. 5. Bewertungskarte nach Scheidt für die Aufnahme dinglicher Kulturgüter.

Gegenstand: **Beschreibung Karte Nr.:**

2. **Erfinder:**
3. **Hersteller:**
4. **Bezugsquelle:**
5. **Beschaffer:**
6. **Besitzdauer** (Anschaffungsjahr):
7. **Besitzform:** Eigentum, Miete, Leihe, Geschenk, Familiennutzung, Betriebsnutzung
8. **Benutzungszeit:** dauernd, häufig, regelmäßig, selten, ausnahmsweise.
9. **Benutzungsart:** Voll-, Teil-, Restnutzung, Zweckverschiebung (genauer beschreiben!).
10. **Behandlungsweise:** achtsam, gleichgültig, derbe, fürsorglich (quasisittlich), personenartig.
11. **Kostbarkeit:** sehr kostbar, wertvoll, mittel, billig, nichts wert.
12. **Zweckmäßigkeit:** sehr gut, entsprechend, mangelhaft, sehr schlecht (begründen!).
13. **Lust — Unlust:** bequem, bringt Freude, Spaß, vertreibt die Zeit, ist gesund, entzückt, ärgert, ist eine Last, man muß sich fürchten, ekeln, ist gleichgültig.
14. **Schönheit:** schön, zart, ausdrucksreich, ebenmäßig, apart, wuchtig und jeweils das Gegenteil (genauere Angaben!)
15. **Erinnerungsladung:** stark, mittel, schwach.
16. **Menschenzusammenhang:** stark, mittel, schwach. Ich, Frau, Kinder, Verwandte, Orts-, Vereins-, Standes-, Volksgenossen.
17. **Gegenstandszusammenhang:** Angaben über Besonderheiten der Einfügung in das Kulturgütergesamt; Ähnlichkeits- und Wirkungszusammenhang mit?
18. **Bedeutungsgeladenheit:** Angabe der Vorstellung oder Idee.
19. **Wirkung auf andere:** Achtungs-, schreckeneinflößend, empörend, lächerlich, beschämend, liebenswürdig, einschmeichelnd, auffallend, unscheinbar, der Erwartung entsprechend, gleichgültig.
20. **Trennungsfall:** Schwer, mittel, leicht, gerne weggegeben; zum Norm-, Über- oder Unterpreis verkaufsbereit.
21. **Ersatzfall:** das gleiche, teuereres, größeres, zweckmäßigeres, schöneres, bequemeres gewünscht.

Abb. 6. Bewertungskarte für kulturbiologische Güteraufnahme nach Keiter.

Das System der „Bewertungsfragen“ im Sinne von Scheidt wurde in der eben gegebenen „Merkmalsliste“ der Beziehungen von Menschen zu ihren Gütern viel weiter ausgebaut als durch Scheidt selbst, darum wird auch der Entwurf einer eigenen Bewertungskarte nach Keiter nötig (vgl. S. 111). Diese entspricht der gegebenen Merkmalsliste. Die Verwendung ist so gedacht, daß je nach der Fragestellung für jedes Kulturgut und für jede typischerweise zusammengehörige Gruppe von Gütern (z. B. Geschirr, Gehöft, Möbel), also für jedes Kulturelement eine solche Karte ausgefüllt wird. Es brauchen aber weder immer sämtliche Kulturgüter eines Menschen einbezogen werden, noch braucht immer allen Bewertungsfragen nachgegangen werden. Es kann sehr gut einmal z. B. nur nach Trennungs- und Ersatzfall gefragt werden, oder nur die Erinnerungs- und Bedeutungsgeladenheit behandelt werden u. dergl. m.

Von den angeführten Fragen ist eine Reihe ohne weiteres objektiv beantwortbar. Diese sind an den Anfang gestellt (2—7). Die anderen Fragen sind methodisch schwieriger und müssen je nach der Art der untersuchten Menschen verschieden beantwortet werden. Gebildete Menschen kann man ihre eigene Meinung angeben lassen (wie im mehrfach erwähnten Versuch mit unseren Hamburger Studenten). In anderen Fällen muß man objektive Verhaltenshinweise oder die Meinung bekannter Menschen einholen, und wird damit ebenfalls Aufschlüsse bekommen, die im Einzelfall nicht ganz entsprechen mögen, im Durchschnitt aber doch fruchtbar sind. Noch nähere Verfahrensanweisungen gehören nicht in diese allgemeine Darstellung der lebensgerechten Kulturlehre, sondern in wissenschaftliche Spezialarbeiten.

Zu jeder Bewertungskarte muß natürlich eine „Beschreibungskarte“ entsprechend dem Scheidtschen Muster angelegt werden. Diese enthält die sachlichen Merkmale nach Auffassung des Untersuchers, die Bewertungskarte hingegen sämtliche Merkmale des Gutes nach der Meinung des untersuchten Benutzers.

C. Der Ablauf kulturellen Geschehens

Wir haben den Menschen in seiner kulturellen Umwelt nun gleichsam „statisch“ betrachtet, indem wir die Beziehungen zu seinen Gütern nach gleichbleibenden, typischen Merkmalen beschrieben haben. Es handelt sich dabei aber in Wirklichkeit, wie bei allem Seelenleben, um ein fließendes Geschehen, um Abläufe.

Jedes einzelne genannte Merkmal der Beziehung zu den Menschen oder Dingen der Umwelt stellt eigentlich eine zusammengefaßte Angabe nach sehr vielen Einzelerfahrungen über das Verhalten des betreffenden Menschen dar. Wenn wir

die Beziehung zu einem Gerät stark erinnerunggeladen nannten, dann heißt das genauer, daß oft Erinnerungen in dem betreffenden Menschen auftauchen, sobald er mit diesem Gerät überhaupt zu tun hat. Wenn die Beziehung eines Menschen zur Tabakspfeife unmittelbar lusterfüllt genannt wird, dann ist davon abgesehen, daß ihn nach einem schweren Alkoholabend vor allem Nikotin ekelt. Wenn der Ersatzfall dahin entschieden wird, daß der Mensch sich wieder das gleiche anschaffen würde, dann ist von den gelegentlichen Gedanken und Luftschlössern abgesehen, die vielleicht auch schon in anderer Richtung zielten.

Dieses „statische" Zusammenfassen vielfacher Erfahrungen in typische kulturelle Merkmale hat den großen Vorteil, das fließende Seelenleben beschreibbar und voraussagbar zu machen. Denn wenn ich weiß, daß bei Betrachtung eines Bildes einen bestimmten Menschen immer ganz besonders heftige Erinnerungen ankommen, dann weiß ich zumindest für eine geraume Zeit, was ich „damit anstellen werde", wenn ich ihm das Bild wieder vor Augen halte. Einem Menschen, dem Tabak typisch lustbetont ist, werde ich mit einem Tabakgeschenk sehr wahrscheinlich immer wieder eine Freude machen. Wenn der Mann nun auch noch bei Ersatzbedarf immer die gleiche Tabakspfeife haben will, darf ich wohl damit rechnen, ihn zu befriedigen, wenn es mir gelingt, ein Exemplar aufzutreiben, das von dem zerbrochenen fast nicht zu unterscheiden ist.

Alle „Charaktermerkmale", die uns eine rationelle Behandlung unserer Mitmenschen überhaupt ermöglichen, sind solche statistische Zusammenfassungen aus vielen Einzelerfahrungen mit den betreffenden Menschen. Diese „pragmatische" (vgl. S. 8) Typenbildung aus den Einzelerfahrungen verläuft nur im täglichen Leben so weitgehend selbsttätig, daß wir uns ihres statistischen Charakters und Sinnes zumeist gar nicht bewußt werden.

Es gibt nun aber im kulturellen Leben auch Veränderungen der Beziehungen zur Güterumwelt, welche den Typus des Verhaltens im ganzen verschieben. Eine solche typische Veränderung liegt dann vor, wenn in zwei verschiedenen Zeitpunkten die mit dem betreffenden Menschen gemachten Erfahrungen im Durchschnitt wesentlich voneinander abweichen.

Dazu gehört es z. B., wenn der gleiche Mensch mit 14 Jahren hundert Male im Jahre Indianer gespielt hat, mit 15 Jahren schon nur mehr zwanzig Male und mit 16 gar kein Mal mehr, wenn er dafür aber mit 16 das erstemal in die Oper geht, mit 17 fünfzig Opern, mit 18 hundert Opern, mit 30 aber nur mehr 3 Opern hört. Gerade in den Entwicklungsjahren ändert sich die typische Kulturumwelt, welche der junge Mensch sucht, bekanntlich noch besonders rasch.

Dazu gehört es aber auch, wenn sämtliche Hamburger zusammen im Jahre 1936 viel mehr Opernplätze belegt haben als in den Jahren zuvor. Die Oper ist durch die Rührigkeit ihrer Verwaltung daran, ein

viel typischeres Stück der kulturellen Umwelt der Hamburger zu werden, als sie es je war.

Solche typische Veränderungen des Verhältnisses zur kulturellen Güterumwelt verstehen wir unter „Ablauf kulturellen Geschehens". Dieser Gegenstand wird uns nun recht ausführlich beschäftigen. Er beinhaltet in gewisser Weise die ganze Entwickelungspsychologie (vgl. das Beispiel über Indianerspiel und Opernbesuch) und die ganze Kulturgeschichte (der vermehrte Opernbesuch der Hamburger ist ein Stück deutscher Kulturgeschichte).

Wir wollen diese beiden Seiten des Ablaufes kulturellen Geschehens einerseits das Hineinwachsen der Jugend, andererseits die Lehre vom Kulturwandel nennen.

Das Hineinwachsen der Jugend beruht auf den nie aussetzenden biologischen Vorgängen des Alterns und der Fortpflanzung, hat also in keiner menschlichen Bevölkerung je gefehlt. Schon aus diesem Grunde verdient es, dem Kulturwandel in engerem Sinne, der in Änderungen der typischen Kulturgüterbeziehung der gleichen Altersklasse einer Bevölkerung besteht, vorangestellt zu werden. Vorwiegend wird natürlich das Verhalten der Erwachsenen als Kulturwandel untersucht, aber es gehört unter den gleichen Begriff, wenn deutsche Jungen von heute ungleich seltener Indianer spielen, als ihre Kameraden vor dreißig Jahren.

Dieser Kulturwandel im engeren Sinne kann auch fehlen. Alles kulturelle Leben kann lange Zeit in typisch gleichen Bahnen ablaufen. Menschen der gleichen Altersstufen können sich durch lange Geschlechterfolgen immer wieder typisch gleich benehmen, gleiche Ansichten haben, gleiche Dinge schätzen. Allerdings bemerkt man bei näherem Zusehen zumeist doch gewisse Änderungen. Jedenfalls kann aber der Zug des Kulturwandels sehr ungleich stark sein, kann zum Sturm anschwellen oder nur als leichtes Lüftchen hauchen. Schon dadurch ist Kulturwandel im Vergleiche zum „Hineinwachsen" ein begrenzterer Vorgang. Zudem beruht auch der Kulturwandel unter den Erwachsenen oftmals auf formenden Ereignissen, die in die Zeit des Heranwachsens zurückreichen.

Beim „Hineinwachsen" der Jugend überwiegt die Auseinandersetzung mit schon Vorhandenem; Erwachsene, die in einem „Kulturwandel" stehen, schaffen hingegen Neues oder bestimmen durch Adoption oder Ablehnung sein Schicksal (vgl. S. 71). So spielen beim Hineinwachsen die verhältnismäßig passiven Vorgänge wie Erleben, Lernen, Anerkennen eine erheblich größere Rolle als beim Kulturwandel unter Erwachsenen.

Darum wird die Untersuchung des Hineinwachsens der Jugend in die kulturelle Welt ihrer Eltern Gelegenheit geben, zu zeigen, wie Adoptionsvorgänge in solchen verhältnismäßig passiven Lebenslagen verlaufen

und wie weit auch in derartigen Anpassungshandlungen die Eigenart des jungen Menschen sich aussprechen kann.

I. Das Hineinwachsen der kommenden Generation

1. Die Kräfte des „Hineinwachsens“

In der geisteswissenschaftlichen Kulturforschung wird viel von der zeitlosen Manifestierung objektiven Geistes in der Kultur gesprochen. Der tragende Grund jeder Kultur ist jedoch wie strömendes Wasser. Für alles, was ein Strom trägt, ist aber nicht das Stillestehen, sondern das Mitgetragenwerden das Natürlichste. Versuche, Schiffe über strömendem Wasser „zeitlos“ still zu halten, sind schwierig und gelingen selten ganz.

So ist auch im treibenden und strömenden Wasser des Kulturlebens nicht das Gleichbleiben der Kulturformen, sondern ihr Weiterfließen mit den sie eben tragenden Wassermassen — den zu einer bestimmten Zeit geborenen Menschen — das an sich Natürlichere.

Zu einem guten Teil trägt der Mensch das kulturelle Gewand. das er in seiner Werdezeit und Jugend angelegt hat, all sein Leben lang, bis er dem Tode entgegentreibt. Wer nach ihm kommt, legt anderes kulturelles Gewand an. Das sind die dem Kulturleben im Grunde am meisten angemessenen Verhältnisse.

Nicht die Kulturänderung, sondern das Gleichbleiben der Kultur müßte eigentlich als Abweichung von der Regel für besonders erwähnenswert gelten.

Nun gibt es aber tatsächlich eine ganze Reihe von Momenten, welche den Nachkommen eine ähnliche Richtung aufzwingen, wie ihre Eltern sie hatten: so wie trotz sich dauernd ändernder Wassermassen die Breite und Tiefe des Stromes, die Sandbänke, die Wirbelbildungen und das Wellenspiel sich ähnlich bleiben. Durch diese Kräfte wird die Kindergeneration so geformt, daß man doch von einem „Hineinwachsen in die Welt der Eltern“ sprechen kann.

Welches sind nun diese Kräfte?

1. Die Kindergeneration ist zumeist von sehr ähnlicher Rasse wie die Eltern: wo keine Vorgänge der Auslese und Ausmerze wesentlich mitsprechen, wird sie sogar ganz die gleiche durchschnittliche Verteilung der Erbanlagen aufweisen, wie die Elterngeneration. Wohlgemerkt: trotz aller individuellen Mannigfaltigkeit der Erbbeschaffenheit in beiden Generationen!

Rassengleichheit bedeutet Gleichheit der Verhaltensanlagen (Reaktionsfähigkeiten). Damit sind schon sehr wesentliche innere Bedingungen für das Gleichbleiben der Kultur gegeben.

2. Eltern und Kinder leben im gleichen geographisch-landschaftlichen Raum. Sie haben in der Regel den gleichen Boden unter den Füßen und die Sonne trifft sie unter dem gleichen Einfallswinkel. Warum sollten sie darauf nicht in ähnlicher Weise reagieren?

3. Es treten ihnen die gleichen Kulturgüter entgegen. Allerdings darf nicht vergessen werden, daß die einen eben als Kinder, die anderen als Erwachsene darauf reagieren. Wenn man einen zeitlichen Querschnitt durch eine Bevölkerung legt, sind natürlich die typischen Beziehungen der Lebensalter auch dann verschieden, wenn es sich an sich um die gleichen Kulturgüter handelt.

Die Kinder würden durch ihre Kulturgüterbegegnungen nur dann im Durchschnitt die gleichen Menschen wie ihre Eltern, wenn ihnen wieder die Güter aus der Kinderzeit der Eltern gegenüberträten. Diese Bedingung ist natürlich nur selten annähernd erfüllt. Schon darum kann in den meisten Fällen das „Hineinwachsen" der Kinder in die Welt der Erwachsenen kein völliges Gleichbleiben des Kulturzustandes bedeuten.

4. Solange es auf Erden Eltern gibt, haben diese auch absichtlich und mit besonderen kulturellen Einrichtungen das Hineinwachsen der Kinder in ihre eigene Welt angestrebt. Solange es Eltern auf Erden gibt, haben diese eben ihre eigene Welt für wertvoller gehalten als die Welt der Unerwachsenen und darum in der Weitergabe ihrer Kultur eine Gewissenspflicht gesehen.

In diesen vier Punkten haben wir die hauptsächlichsten Kräfte umrissen, die verhindern, daß Kultur mit ihren alternden Trägern dahinstürzt und dahinstirbt, wie Treibholz auf den Wassermassen eines Stromes.

Wir werden bei der Aufgliederung kultureller Abläufe immer wieder finden, daß eine Reihe ungewollter, absichtsloser Momente für einen bestimmten Vorgang gekrönt und ergänzt wird durch auf ihn selbst bewußt abzielende Absichten. So ist auch hier die absichtliche Erziehung und Beeinflussung der Kinder durch die Eltern nur die Krönung der anderen absichtslos in der gleichen Richtung wirkenden Momente.

Die Weitergabe der Kulturgüter darf auch nach den entwickelten Zusammenhängen natürlich nicht so verstanden werden, als würden mechanisch die gleichen Güter vom Großvater A auf den Vater B, auf den Enkel C und auf den Urenkel D übertragen.

Innerhalb der Bevölkerung sind die Mensch-Kulturgutbeziehungen immer mannigfaltig. Es ist nicht anzunehmen, daß der Sohn genau die Trachtenformen, Geräte, Lieder und Wahlsprüche seines Vaters schätzt.

Wenn diese Kulturgüter in der nächstfolgenden Generation wirklich gleich häufig und gleich beliebt geblieben sind wie in der vorhergehenden, dann wird es sich doch nur um Gleichheit im statistischen Durchschnitt handeln, ebenso wie beim Gleichbleiben der körperlichen Rasse durch die Geschlechterfolgen.

Söhne sind auch körperlich den Vätern zwar überdurchschnittlich ähnlich, aber nicht im einzelnen gleich. Nur die Gesamtverteilung der Merkmale kann in beiden Generationen die nämliche sein. So sind in einer Bevölkerung, deren Elterngeneration zu 50% blauäugig ist, auch 50% blauäugiger Kinder zu erwarten, falls keine rasseändernde Auslese dazwischentritt. Im Einzelfall haben aber blauäugige Elternteile auch braunäugige, braunäugige Elternteile auch blauäugige Kinder.

2. Die Wege des „Hineinwachsens"

Wir wollen einmal ein Kind auf seinem Weg in die „Welt" begleiten.

Wenn in Europa ein Kind geboren wird dann kommt es gleich mit der ärztlichen Kunst in Berührung, erhält saubere Wäsche, wird gebadet usw. Durch all das ist es vom ersten Augenblick an in wirkender Verbundenheit mit der Kultur seines Volkes, von der es noch gar nichts weiß.

Bei diesen ersten Formen des Kulturgutzusammenhanges besagt der Wille des Kindes, ja seine Aktivität im weitesten Sinne genommen (vgl. S. 64), nicht viel. Die passive Verbundenheit ist früher als die aktive. Erst recht besagt aber das Bewußtsein des Kindes nicht viel für das, was mit ihm geschieht: Die unbewußte Verbundenheit besteht zeitlich vor der bewußten.

Was sind nun die ersten Zeichen von Aktivität in der Umweltwahl? Das Kind weiß viel früher was es nicht will, als was es will. Seine erste Aktivität ist Ablehnung ihm zugemuteter Umweltstücke. Es schreit über die zu große Hitze, über die zu enge Umschnürung, über das zu heiße Badewasser, es schreit über den Hunger längst bevor es nach der Flasche schreit.

Das Eigenhandeln beginnt dort, wo das Geschehenlassen nicht mehr befriedigt. Aktivität entwickelt sich auf der breiten Grundlage selbstverständlichen Hinnehmens. Wir erinnern uns eines früheren Ergebnisses: Eigenhandeln ruht auch bei Erwachsenen auf einem breiten Untergrund von Nachahmungen und entsteht nur dort, wo diese nicht befriedigen.

Wir erinnern uns aber auch, daß lebendiges Nachahmen gar nicht bloßes Kopieren sein kann, sondern nur den Fähigkeiten des nachahmenden Wesens entsprechend vor sich geht. So ist auch das selbstverständliche Hinnehmen nicht ein bloßer Abklatsch, sondern eine aus der Veranlagung des Lebewesens erfließende Reaktion. Auch verschiedenen Kleinkindern schon bedeutet das „Hinnehmen" der gleichen Umwelt — des Säuglingsheimes z. B. — natürlich nicht das gleiche. Das eine Kind gedeiht dabei, das andere nicht, das eine Kind ist ruhig gestimmt, das andere neurotisch erregbar.

Was werden nun die ersten Akte der absichtlichen Dingverbindung beim Kinde sein? Das Kind will etwa, wenn ihm Spielzeug und Flasche

gezeigt wird, das eine Mal das Spielzeug, das andere Mal die Flasche. Es wählt also zwischen nur wenigen vorgegebenen Möglichkeiten. Ein Bedürfnis, dessen Erfüllungsträger sich nicht in der gegenwärtigen und in der erinnerten Umwelt befindet, gelangt noch sehr lange nicht dazu, sich seiner selbst klar zu werden und planmäßig einen Erfüllungsträger heranzuschaffen oder gar selbst zu schaffen.

Ein solches Bedürfnis äußert sich vielmehr als ein unbestimmtes Sehnen, Drängen, Unbehagen und wird der aufmerksamen Mutter als Verstimmung, vielleicht sogar als mangelndes Gedeihen am ehesten auffallen.

Die ersten absichtlichen Güterverbindungen sind Wahlhandlungen zwischen nur wenigen vorgegebenen Möglichkeiten. Solche Wahlhandlungen hängen mit der Ablehnung, die wir als erste Aktivitätsform beschrieben haben, noch enge zusammen. Jede Wahl zwischen nur zwei Dingen kann man überhaupt gleichgut als Annahme des einen wie als Ablehnung des anderen verstehen!

Wieder gilt für die Kulturkunde, daß Wahl zwischen nur wenigen vorgegebenen Möglichkeiten die einfachste und ursprünglichste Art der absichtlichen Dingverbindung ist. Ja, man kann sogar sagen, daß die freie Willenswahl sehr vieler Menschen sich zeitlebens überhaupt auf die Entscheidung zwischen ganz wenigen vorgegebenen Möglichkeiten beschränkt, und daß bei allen Menschen solche enge und vorgegebene Wahl die häufigste Form der Wahlhandlung ist.

Bedürfnisse, die sich nicht durch vorgehaltene oder erinnerte Stücke der Umwelt befriedigen lassen, bleiben auch beim Erwachsenen mit seinen vielen Lebenserfahrungen zumeist unklar und unbestimmt, sind auch bei ihm zumeist vorwiegend Gefühle zielloser Unbefriedigtheit und Verstimmung. Auch beim Erwachsenen weiß ein neuartiges Bedürfnis nur selten zielklar den Weg zu seiner Befriedigung durch ein neues Kulturgut zu finden. Gewöhnlich bleibt es so lange bei der allgemeinen Unbefriedigtheit, bis das neue Gut als Angebot eines Erfinders oder seines Vermittlers in der Umwelt auftaucht. Dann erst wird gewählt.

Solche Wahlhandlungen werden immerhin umso höherwertiger im Sinne der mit ihnen verbundenen geistigen Leistungen, je weniger aufdringlich die Kulturgüter in der Umwelt vorgegeben sind, zwischen denen gewählt wird, und je mehr Möglichkeiten bestehen.

Wenn eine Bauersfrau einem Hausierer, der ihr Strumpfbänder und Seife anbietet und sonst nichts, Strumpfbänder abkauft, um ihn loszuwerden, ist die Aufdringlichkeit und Enge der Wahl kaum mehr zu überbieten.

Aber in gewisser Weise ist es auch eine Wahl zwischen vorgegebenen oder erinnerten Möglichkeiten, wenn ein Liebhaber einem bestimmten Kupferstich durch ganz Europa nachreist. Dieser Fall erinnert immerhin schon an den Fall des Malers, der eine bestimmte Farbe, die er sich vorstellt, jahrelang in allen Farben-

handlungen Londons sucht — wie das in einem bekannten englischen Roman sehr hübsch geschildert wird.

Ein solches hartnäckiges Suchen ist kaum mehr als Wahl zwischen Vorgegebenem zu bezeichnen, obwohl die Farbe schließlich in einem bestimmten Laden „vorgegeben" ist. Die Übergänge zur Neuschöpfung sind um so mehr fließend, als ja auch jede Neuschöpfung an Vorhandenes irgendwie anknüpft.

Wieweit selbst die höchsten Formen von Willenshandlungen als Wahl zwischen wenigen vorgegebenen Möglichkeiten aufgefaßt zu werden pflegen, zeigt sich daran, daß die sog. Willensfreiheit vorwiegend als Freiheit sich zwischen zwei Möglichkeiten zu entscheiden verstanden wird.

Selbstverständliches Hinnehmen und Wahl zwischen wenigen in der Umwelt vorgegebenen Möglichkeiten kennzeichnen jedenfalls zusammen die Mehrzahl der Mensch-Kulturgutbeziehungen.

Wollen wir den Weg eines Kindes in die Welt noch weiter verfolgen, dann ist es nun Zeit, an die Differenzierung der Beziehungen des Menschen zu seiner Umwelt in die beiden „Dichtigkeitsschichten" des Kennens und der wirkenden Verbundenheit zu denken (vgl. S. 79). Diese Differenzierung macht sich schon sehr früh im Leben geltend.

Im allgemeinen kennt der Mensch weit mehr als das, was er in tätiger Verbundenheit anwendet. Das ist eine typisch menschliche Erscheinung. Sie bedeutet, daß den eigentlich biologisch wichtigen und wirksamen Beziehungen zur Umwelt ein breites Vorfeld verhältnismäßig uninteressierten Wissens vorgelagert ist. Diesem Vorfeld entkeimen die immer wieder neuen Erfindungen, mit denen der Mensch sein Leben steigert. Ohne diesen Nährboden könnte es solche nicht geben. Überschuß an Kenntnissen besteht schon in frühen Kindestagen. Kennenlernen der Welt mit nur keimhafter Anwendung des Gelernten ist ja geradezu der charakteristische Inhalt des kindlichen und jugendlichen Lebens.

Als Hauptformen des Kennenlernens kann man das Erwachen, das Bemerken und das Aufsuchen neuer Umweltteile unterscheiden.

Im heranwachsenden Kinde „erwachen" immer neue Erfassensfähigkeiten. Dadurch tritt es in immer neue Reiche der heimatlichen Umwelt ein, von der es an sich seit der Geburt gleichbleibend umgeben war. Immer neue Dinge, immer neue Zusammenhänge lernt es kennen, obwohl sie allesamt schon seit jeher da waren. Die gleichen Dinge erscheinen dem Kinde auch immer wieder in neuer Beleuchtung, ihr Abbild in der kindlichen Vorstellungswelt wandelt sich, neue Seiten an ihnen tauchen auf, andere schwinden dahin und werden vergessen.

Solches Kennenlernen durch das Erwachen neuer seelischer Funktionen ist natürlich auch dem Erwachsenen nicht völlig verschlossen. Wenn ein Buch durch das ganze Leben begleitet und alle paar Jahre immer wieder weiter und tiefer erscheint, dann beruht auch das darauf, daß der Leser weiter und tiefer geworden ist.

Mit jeder neuen Funktionsweise des Seelischen erwacht ein neues Kennenlernen der Kulturgüter.

Die zweite Hauptform des Kennenlernens, das Bemerken, besteht in einem Neuauftauchen von Gütern, das „von selbst“ vor sich geht und nicht mit dem Gefühl intendierter Anstrengung erlebt wird, das aber im Gegensatz zum Erwachen nicht durch neuentstandene Leistungsfähigkeiten der Seele, sondern durch die Situation bedingt ist. In einer schon bekannten Welt spielt das Bemerken in diesem Sinne vielleicht keine zu große Rolle. Doch ist die Bekanntheit eines Menschen mit seiner Umwelt im allgemeinen so sehr auf das praktisch Nötige und einige allgemeine Eindrücke und Meinungen beschränkt, daß man auch im eigenen Haus und in der eigenen Stadt immer wieder einmal noch Neues entdeckt. Viel häufiger bemerken und entdecken natürlich Kinder Dinge, die ihnen bisher entgangen waren.

Das Aufsuchen endlich umfaßt alle Vorgänge des absichtsvollen (intendierten) Kennenlernens, gleichgültig, ob sie aus Interesse an den Dingen an sich, aus eingetretenem Bedarf oder unter Zwang (Schulunterricht!) vor sich gehen. Solches Aufsuchen bildet den Übergang von der kindlichen Freiheit zur Berufsanpassung des Heranwachsenden.

Inwieweit können nun die geschilderten Hauptformen des Hineinwachsens der Kinder in die Welt ihrer Eltern als Adoptionen gelten, d. h. als Kulturgutübernahme, in der sich persönliche Eigenart äußern kann?

Das selbstverständliche Hinnehmen ist eine Wahl im Sinne des lateinischen Spruches: qui tacet, consentire videtur, wer nicht ablehnt, stimmt stillschweigend zu. Natürlich bedeutet das Nicht-Ablehnen als Betätigung einer Aktivität aber etwas anderes als das tätige Ergreifen.

Das richtige Verständnis für die Rolle persönlicher Eigenart beim selbstverständlichen Hinnehmen geht aber erst auf, wenn man vom Wollen oder Nicht-Wollen dabei ganz absieht. Dann erkennt man leicht, daß es oft weniger an den Gegenständen als an der Eigenart der Person liegt, wieviel und was selbstverständlich hingenommen wird. Es hängt das ja ganz vom jeweiligen Zustand der kindlichen Empfänglichkeit und Erfassensfähigkeit ab. Denn irgendwelches „Aufnehmen“ ist natürlich Voraussetzung alles selbstverständlichen Hinnehmens.

Das Kind steht in seiner Umwelt drin und wird doch nur von einem kleinen Teil der in ihr vorkommenden Erscheinungen überhaupt berührt, weil nur von

diesem kleinen Teil irgendwie sein Leben abhängt und weil seine biologischen Kräfte des Begreifens nicht über diesen kleinen Teil der Umwelt hinausreichen.

Diese Teiltaubheit für Umweltkräfte und Umweltreize ist auch beim Erwachsenen keineswegs geschwunden. Jeder von uns schneidet nur ein kleines, bescheidenes Stück aus der ihn umgebenden Wirklichkeit heraus. Die Selbstsicherheit, mit der wir alle dieses Stück zu einem sinnvollen Zusammenhang zusammenbauen, der uns als „die Welt" schlechthin gilt, hat für den biologischen Betrachter etwas tief Besinnliches und den Reiz einer rührenden Ironie.

Verschieden können des weiteren die Reaktionen auf das selbstverständlich Hingenommene sein. Auf leiblichem Gebiete sind Gesundheit, Gedeihen, Verkümmerung und Krankheit solche reaktive Folgen der Umweltverhältnisse. Auf dem Gebiete des Seelenlebens entstehen beim Einbau der aufgenommenen Güter in die geistige Welt und bei ihrer Auswirkung in Antrieben und Handlungen persönlichkeitskennzeichnende Unterschiede.

Das gleiche gilt auch wieder für erwachsene Menschen, ja wir besprechen diese Verhältnisse nicht zuletzt deshalb, weil sie sich im Kulturleben der Erwachsenen grundsätzlich gleich wiederfinden.

Wird ein Umweltstück nicht hingenommen, dann kommt es zu einer eigenständigen Handlung, deren einfachste Form die vorwiegend negativ gemeinte Auflehnung ist. Hat diese keinen Erfolg, läßt sich einem abgelehnten Umweltstück nicht ausweichen, dann spricht man von Zwang. Nicht die Notwendigkeit kennzeichnet den Zwang, sondern die abgelehnte, bekämpfte Notwendigkeit.

Auch Auflehnung und Zwang zeigen Eigenart der Persönlichkeit an (Stänkerer, Revolutionär, Waschlappen usw.!). Auch erzwungene Handlungen sind aktive Umweltanpassungen, sind Verbesserungen des Verhältnisses zur Umwelt, solange sie nicht überhaupt die einzig möglichen sind.

Der Hund, der sich durch die Knute seines Herren dressieren läßt, zieht die aufgezwungene Handlung den Schlägen vor. Schafe wären zu dieser Umweltanpassung nicht imstande. Sie wären den Schlägen rettungslos ausgeliefert, weil sie die verlangten Kunststücke nicht begreifen könnten. „Wer den Tod nicht kennt, den kann man nicht zwingen".

So lassen auch die als vorwiegend passiv erscheinenden Schritte des Adoptionslebens bei richtiger Ausdeutung durchaus Eigentümlichkeiten der biologischen Beschaffenheit erkennen.

Auch Einrichtungen, die wie eigens dazu geschaffen aussehen, passives Hinnehmen zu erzwingen, lassen der Aktivität der Kinder und jungen Leute mehr Raum, als auf den ersten Blick scheint. So können in der Schule die Kräfte verschieden verteilt werden, indem man im einen Fach nur den Minimalanforderungen eben noch genügt, während man für das andere die Maximalanspannung der Leistungsfähigkeit benutzt. Ge-

rade die Schulzeugnisse sind ja übrigens jene natürlichen Lebensleistungen außerhalb des psychologischen Laboratoriums, die am frühesten und bisher weitaus am meisten seelenkundlich ausgewertet worden sind. Schließlich sind die Schulzeugnisse aber nur ein ganz enger Spezialfall der mannigfachen Adoptionsleistungen, welche die Kulturbiologie seelenkundlich nutzen will.

Die halb und ganz spielerischen Betätigungen der Kinder gar sind ganz besonders gute Beispiele freigewählter kultureller Umwelten. In ihrer Unabhängigkeit von den äußeren Bedingungen und Verpflichtungen sind die Kinderspiele in vieler Hinsicht ein besserer und weniger verzerrender Spiegel der gerade bestehenden Neigungen und Fähigkeiten, als es Lebenskampf und Beruf der Erwachsenen sein kann.

Wir haben damit die Haupterscheinungen beim Hineinwachsen der Kinder in die Welt der Erwachsenen beschrieben und überall *die engen Ähnlichkeiten mit dem Kulturleben der Erwachsenen selbst besonders hervorgehoben*. Wir haben gezeigt, wie man durch Untersuchung der kindlichen Lebensleistungen Psychologie treiben kann, obwohl bei diesen passive Vorgänge vorzuwiegen scheinen. Damit wurde auch ganz allgemein beleuchtet, *wie aufschlußreich für die Art eines Menschen auch sein passives Verhalten sein kann*.

II. Die Lehre vom Kulturwandel

Unter Kulturwandel verstehen wir Veränderungen der Mensch-Kulturgutbeziehungen, die für eine bestimmte Altersstufe einer ganzen Bevölkerung (vorwiegend für die Erwachsenen) typisch sind (vgl. S. 114).

Wir haben schon mehrfach betont, wie eng Kulturwandel mit dem Hineinwachsen oder Nichthineinwachsen der Jugend in die bisherige kulturelle Welt zusammenhängt. Die Männer und Frauen, welche nach kulturell Neuem suchen, haben die Anstöße dazu natürlich vielfach schon im besonders empfänglichen Entwicklungsalter erhalten.

Kulturwandel umfaßt sowohl die Gedankenleistung des einsam ringenden Geistes wie auch noch die geistentleerteste Nachahmung, welche seine Lehre vielleicht nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten findet. Aus der ganzen Stufenfolge der Selbständigkeitsgrade des kulturell Neuen haben wir uns aber begnügt, zwei Hauptstufen herauszuheben: Die *Neuschöpfung* und die *Adoption* (vgl. S. 71).

So werden wir zunächst den Kulturwandel betrachten, der vorwiegend in der Seele des schöpferischen Menschen vor sich geht: die *Neuschöpfungen*, und werden dann zu jenen Vorgängen des Kultur-

wandels übergehen, die vorwiegend in Adoptionen verschiedenen Selbständigkeitsgrades bestehen.

Wir verwenden für diese zweite Aufgabe vier Hauptgesichtspunkte: Zuerst betrachten wir in einer „Adoptionslehre“ die Vorgänge der Neuaufnahme, des Bedeutungswandels und des Ausscheidens kultureller Güter innerhalb einer Bevölkerung. Sodann untersuchen wir, inwieweit und wodurch sich innerhalb einer Bevölkerung kulturelle Einheitlichkeit ergibt (Typisierungslehre). Drittens trachten wir Reichweite und Ursachen der gegenseitigen Beeinflussung der Kulturgüter aufzuhellen, untersuchen also die Rolle von Gefüge, Plan und Stil im Kulturganzen. Wenn wir viertens endlich die geographischen und historischen Unterschiede der Kulturen nach Tatbestand und Entstehen beleuchten, so sind wir damit mitten im Thema „Rasse und Kultur“. Denn eine Kulturbilanz der Menschenrassen und ihre rassenkundliche Deutung ist ja nichts anderes als die Aufstellung des Tatbestandes der geographischen und historischen Unterschiede der Kulturen und die Erklärung des Entstehens dieser Unterschiede oder eines Teiles davon durch verschiedene rassische Kulturfähigkeit.

Will man diese vier Hauptgesichtspunkte mit Fremdworten bezeichnen, welche an Fachworte der Rassenbiologie anschließen, dann kann man vom Problem der Adoption, der Typisierung, der Korrelation und der geographischen Differenzierung der Kulturgüter sprechen (vgl. an den betreffenden Stellen).

1. Die kulturelle Neuschöpfung

a) Das Wesen der neuartigen Kulturschöpferleistung

Wenn man gleich an Beethoven-Symphonien oder Michelangelo-Fresken denkt, verfehlt man das biologische Wesen der neuartigen Leistung mit Sicherheit.

„Neuartige Leistungen“ sind nicht an Halbgötter gebunden, das ganze tägliche Leben ist innig mit ihnen durchwoben.

Wir denken dabei nicht einmal daran, daß gar kein menschliches Verhalten ein Vorbild wirklich genau wiederholt, sondern, genau besehen, schon allereinfachste Dinge wie das Gehen, Einkaufen und Kochen neuartige Leistungen sind. Auf diesem breiten Grunde erheben sich vielerlei Leistungen, die wir schon eher als neuartig gelten lassen und die doch nicht den Eindruck von Erfindungen machen und keinen Anlaß zur Berühmtheit geben.

„Neuartig“ ist jeder Brief und jeder Zeitungsaufsatz. der je geschrieben wird, ist jede selbständig überlegte Reihenfolge der Handgriffe in der Fabrik oder im Haushalt, ist die Wahl wirkungsvoller Drucksachen und das Ausfindigmachen eines billigeren Verfrachtungsweges. Von diesen Neuschöpfungen des täglichen Lebens führen stetige Über-

gänge zur Niederschrift einer Symphonie oder zur Erfindung des Fernsehens.

Erfindungen sind nicht durch Neuartigkeit und Schaffenkönnen an sich ausgezeichnet, sondern dadurch, daß nicht jeder beliebige Mensch darauf verfallen kann, daß *seltene oder*, anders ausgedrückt, *unwahrscheinliche Fähigkeiten zu ihrem Zustandekommen nötig sind.*

Erfindungen nennen wir neuartige Leistungen von beträchtlichem Unwahrscheinlichkeitsgrad. Sie sind uns um so erstaunlicher und rühmenswerter, auf je mehr Menschen erst der Mann kommt, der sie fertigkriegen kann. Wollen wir eine Erfindung geringschätzig beurteilen, so sagen wir darum: das ist doch keine Erfindung, das kann doch jeder, oder: das kann doch bald wer.

Mit dieser Überlegung erübrigt sich die Frage, ob denn die Mehrheit der Menschen wirklich so unfähig sei, daß man ihr keine Erfindung zutrauen könne. Denn es gehört ja gerade zum Begriff einer Erfindung, daß sie unwahrscheinliche Fähigkeit erfordert.

Wir benutzen damit die durchschnittliche Fähigkeit der Menschen als Maßstab. Dieselbe Leistung wird nämlich um so „größer" aussehen, je unbegabter der Durchschnitt der Menschen ist. Auch der Maßstab, der uns „an sich richtig" erscheint, ist von den uns gerade bekannten und heute in Mitteleuropa vorhandenen Begabungsverhältnissen hergenommen. Daß wir keinen Erwachsenen bewundern, der lesen kann, wohl aber ein vierjähriges Kind, das lesen kann, liegt daran, daß die Erwerbung der Schrift der überwiegenden Zahl der Erwachsenen keine Mühe macht, daß aber nur wenige Vierjährige es zu dieser Kenntnis schon gebracht haben.

Natürlich kann es nicht ausbleiben, daß die gefühlsmäßige Wertung einer kulturellen Leistung auch davon beeinflußt wird, was sie als Gut *taugt*. Der Musikalische wird immer Beethoven mehr bewundern als der Gehörlose, das Staunen über eine an sich zwecklose akrobatische Leistung wird immer einen anderen Gefühlston haben als die Bewunderung für den Erfinder des Automobiles. Es ist eben mit der Hochschätzung nie allein das Vollbringen, sondern auch das Gut gemeint.

Die Größe der Wirkung einer Neuschöpfung hängt ferner von dem Boden ab, auf den sie fällt, also von den Adoptionsneigungen und Adoptionsfähigkeiten der beteiligten Menschen. Für die Leistung und ihren Vollbringer ist darum auch der Erfolg kein recht befriedigender Maßstab.

Der *gefühlsmäßige* Wert einer Neuschöpfung besteht in Gesamteindrücken über die Unwahrscheinlichkeit ihres Vollbringens, über ihre Bedeutung als Gut und über ihren Erfolg. *Biologisch* brauchbar

ist vor allem das erste Moment. Wir suchen in einer lebensgerechten Kulturlehre ja nicht den Wert an sich von Neuschöpfungen zu ergründen, sondern suchen nur nach Kennzeichen, um die Leistungen, welche unter diesen Begriff fallen, von anderen Lebensleistungen unterscheiden und untereinander vergleichen zu können. Dafür wird uns das Merkmal ihrer Unwahrscheinlichkeit die besten Dienste leisten.

Um welche Größenordnungen es sich dabei handelt, mögen zwei Beispiele zeigen:

Jede Erfindung, die in der abendländischen Welt einmalig gemacht wird, hat, wenn wir die Menschenzahl dieser Welt nur mit 500 Millionen ansetzen, einen Wahrscheinlichkeitsgrad von 1 : 500 000 000. Aber auch Erfindungen, von denen wir zu sagen pflegen, daß sie „in der Luft liegen", weil sie zwei- oder dreimal unabhängig gemacht wurden, haben eine Wahrscheinlichkeit von weniger als 1 : 100 000 000 (1 : hundert Millionen).

Eine gute Quelle für derartige Schätzungen bildet die wöchentlich erscheinende „Deutsche Nationalbibliographie". In dieser sind alle Bucherzeugnisse in deutscher Sprache aufgeführt, die es zur Drucklegung gebracht haben. Da von 100 000 000 Deutschen jährlich etwa 25 000 Bücher erscheinen, entfällt unter gegenwärtigen Kulturverhältnissen etwa auf jeden 4000. Deutschen jährlich ein Buch. Wenn sich die Bücherschreiber gleichmäßig über die Bevölkerung verteilen würden, ginge also aus jeder Bevölkerungsmenge, die einem sehr großen Marktflecken oder einer sehr kleinen Stadt entspricht, jährlich ein Buch hervor. Natürlich drängt sich die Büchererzeugung in Wirklichkeit sehr stark in bestimmten Bevölkerungsteilen zusammen, so daß z. B. ein ganzes ländliches Gebiet von 10 000 Menschen sich noch immer vor vielen anderen solchen Gebieten auszeichnet, wenn aus seiner Mitte jährlich ein Buch geboren wird.

Wenn wir die Wahrscheinlichkeit einfach durch Beziehung auf die gesamte Menschenzahl des betreffenden Kulturkreises berechnen, so kann das natürlich nicht reinlich einen Maßstab dafür ergeben, wie häufig die *Fähigkeit* zu der betreffenden Leistung ist. Denn auch die *Lebenslage*, in der sich die Buchschreiber oder Erfinder befinden, spielt eine Rolle. Leider läßt sich aber nun einmal beides nicht leicht voneinander trennen. Gewiß ist z. B. das Romanschreiben bei den Menschen, die in der Lebenslage berufsmäßiger Schriftsteller sind, wesentlich gehäuft: aber diese Häufung kommt auch davon, daß sich nur ganz befähigte Menschen in die Lebenslage berufsmäßiger Schriftsteller begeben können, ohne dabei zu verhungern. Ja man kann sagen, daß zumindest in den städtischen Kreisen der abendländischen Gesellschaft kaum ein Mensch mit ausgesprochenen Schriftstellerfähigkeiten nicht auch wirklich zur Feder greift. Bei richtiger und kritischer Anwendung *leistet das Moment des Wahrscheinlichkeitsgrades jedenfalls für die lebensgerechte Einstufung neuartiger Leistungen wichtige Dienste.*

b) Die Kulturschöpfer

Kulturschöpfer nennen wir Menschen, welche unwahrscheinliche Leistungen von Gut-Charakter vollbringen.

Nach heute noch landläufiger Vorstellung gibt es zweierlei Kulturschöpfer, Menschen mit Talent und Genies.

Talente nennen wir Vollbringungsfähigkeiten nicht allgemeinmenschlicher Art. Vielleicht kann man die seelische Lage, die dem Talent gegenüber empfunden wird, als das Gefühl ungewöhnlicher quantitativer Vermehrung von Fähigkeiten bezeichnen, die einem selbst an sich vertraut sind.

Eine biologische Grenze zwischen Talent und Genie gibt es nicht. Genial nennt man etwa Leistungen, von denen es schwer fällt zu glauben, daß ein Mensch sie überhaupt vollbringen kann. Genial ist in diesem Sinne also etwa gleich halbgöttlich. So war es ursprünglich ja auch gemeint, denn ein Genius ist ein Halbgott. Biologisch eine solche Grenze zu machen, haben wir keine Veranlassung, denn für das theoretische Nachdenken beginnt das Wunder schon mit der unbegreiflichen Kompliziertheit der Gangbewegung oder der Verdauungsfunktionen, ja auch schon mit der noch immer unbegreiflichen Erscheinung des Lebens überhaupt, nicht erst mit dem Genie.

Lange-Eichbaum hat als erster scharf erklärt, daß der Geniebegriff nicht ein biologischer, sondern ein sozialpsychologischer Begriff ist. Genies kennzeichnen sich durch den Eindruck, den sie auf ihre Mitmenschen machen: wie gesagt als halbgöttlich, darum einer Verehrung würdig, die sie gar nicht als eigentliche Menschen betrachtet. An sich gleich unwahrscheinliche Leistungen sind von verschiedenem Genieruhm umgeben, wenn sie sich dem Gefühl des Durchschnittsmenschen ungleich leicht öffnen. Daß ein Mathematiker genial ist, müssen neunundneunzig von hundert Menschen gläubig hinnehmen und können ihm nur mittelbare Genieehren erweisen, die entsprechend lau und abgedämpft sind. Der Walzerkönig aber hat alle Mädchenherzen für sich.

Die Voraussetzungen zu unwahrscheinlicher Leistung liegen wesentlich in der Erbmasse. Kulturschöpfer haben auch unwahrscheinliche, seltene Anlagen bzw. Anlagenkombinationen.

Diese Auffassung bedarf heute keiner ausführlichen Begründung mehr. Überdurchschnittliche und hervorragende Leistungen sind so sehr in bestimmten Familienkreisen gehäuft, daß über die erbliche Natur der ihnen zugrundeliegenden Fähigkeiten kein Zweifel bestehen kann. Reichen Stoff hierüber geben weitbekannte Darstellungen, wie die von F. Lenz oder W. Scheidt.

Manchmal wird gegen die Erblichkeit der Begabung geltend gemacht, die „schönen" Sippschaftstafeln seien künstlich ausgesucht und die vielen anderen Fälle, in denen hochbegabte Menschen in ihrer Sippe allein stehen, würden mit Stillschweigen übergangen. Solche Kritiker verkennen, daß man auf allen Gebieten Erblichkeit nicht in jedem Einzelfall nachweisen, sondern nur der statistisch überdurchschnittlichen Ähnlichkeit verwandter Menschen entnehmen kann. Auch körperliche Erbmerkmale oder Erbkrankheiten finden sich nur in einem Teil der Familien öfter als einmal.

Denselben Irrweg hat schon Odin (1895) in seinen gründlichen Studien über das Zustandekommen der französischen Dichter begangen, indem er die Rolle der Erblichkeit nur soweit reichen ließ, als sich zumindest noch ein zweiter literarisch bekannt gewordener Name unter den nahen Verwandten fand. Äußerungen hoher Begabung auf allen anderen Lebensgebieten blieben von vorneherein unbeachtet. 8% der Dichter haben nun in der französischen Literatur wenigstens einen verwandten Dichter. Odin schloß daraus, daß die Rolle der Erblichkeit gering sei, während nach unseren heutigen Vorstellungen in dieser Zahl ganz im Gegenteil ein Beweis für ein erstaunlich hohes Mitsprechen der Erbveranlagung zu sehen ist. Denn unter durchschnittlichen Franzosen hätte nicht unter 12, sondern wahrscheinlich nicht einmal jeder 12 000. einen berühmten Dichter zum Verwandten. Die dichterischen Leistungen der französischen Literatur sind dementsprechend in gewissen Familien mindestens ums tausendfache gehäuft. Es besteht also ein ähnlicher Häufungsgrad wie in den bekannten Untersuchungen über die Verwandten berühmter Engländer und Amerikaner (Galton 1869, Woods 1913).

Der Satz „keine Leistung ohne ererbte Begabung" gilt ohne Zweifel für den überwiegenden Teil der Kulturschöpfungen. Zufallsleistungen, d. h. Leistungen, die einem Menschen von gewöhnlicher, durchschnittlicher Begabung „zufallen", sind sicher sehr selten. Auch der Urmensch, der „durch Zufall" das Feuer, den Bogen und — laut den Erklärungen des völkerkundlichen Evolutionismus — noch hundert andere gute Dinge erfunden hat, war sicher kein durchschnittlicher Kopf.

Viel weniger dürfte man eine Umkehrung des genannten Satzes wagen, in dem Sinne, daß keine angeborene Begabung ohne Leistung bleibe. Erfindungen sind keineswegs in gleichem Sinne konstante Erbmerkmale der Schöpfermenschen wie die körperlichen Erbmerkmale, wie Haar- und Augenfarbe, oder wie die Betätigung der vitalsten Triebe.

Jedenfalls werden außergewöhnliche Leistungen sehr viel seltener außerordentlicher Gunst der Umwelt verdankt, als daß außerordentliche Leistungen durch sehr gewöhnliche Ungunst der Umwelt verhindert werden. Wir werden das besser verstehen, wenn wir die Stellung neuartiger Werke im Seelenganzen ihrer Schöpfer und im Kulturganzen ihres Umkreises beleuchten.

c) Die seelischen Antriebe der Neuschöpfung

Auch Neuschöpfungen sind subjektiv gemeinte Verbesserungen. Bedürfnisbefriedigungen und aktive Umweltanpassungen ihrer Schöpfer. Den vollen Lebenssinn geistiger Leistungen kann man ebenso wie den aller anderen Lebensleistungen erst aus der Gesamtheit aller auf sie zielenden Antriebe verstehen. Auch „Genies“ sind nicht so unabänderlich und von Geburt an mit einem bestimmten „Schöpfungsauftrag“ begnadigt zu denken, wie man sich das gerne vorstellt. Von der Umwelt, die sie vorfinden, hängt es ab, was sie an ihr verbessernswert finden.

Wir stellen zuerst zusammen, mit welchen allgemeinen Antrieben der schöpferischen Tat gerechnet werden kann und erörtern dann, wieweit die spezielle Form dieser Tat durch die Umwelt, in welche hinein sie wirken will, beeinflußt werden kann.

Not und Notwendigkeit als Veranlassung für Erfindungen anzusehen, ist sicher weitgehend verfehlt. In dem Sprichwort „Not lehrt beten“ steckt eine tiefe Wahrheit. Not führt eher zum Affektiven zurück, als daß sie dazu treibt, die weiten geistigen Umwege einer Erfindung auf sich zu nehmen.

So ist es schon beim Tier. Die an sich höchsten, weil zweckentsprechendsten und erfolgverheißendsten Intelligenzleistungen darf man nicht von Tieren im Zustande brennendster Bedürfnisse, also z. B. größten Hungers erwarten, andererseits aber natürlich auch nicht von Tieren, die so satt sind, daß ihnen Antriebe überhaupt fehlen (Köhler).

Wie beim Tier stellt wohl auch beim Menschen ein mittlerer Druck der Umwelt, eine stark gefühlte, aber nicht erdrückende Notlage die günstigsten Verhältnisse für Erfindungen dar. Doch gilt selbst das eher für das Sich-Durchsetzen, für die Adoption der Erfindungen, als für die schöpferische Tätigkeit selbst.

Der Zusammenhang mit Not und drängendem Bedürfnis ist um so geringer, je längere Umwege eine Erfindung benötigt, je weniger sie bloße Bearbeitung und Beantwortung einer konkreten Lebenssituation ist. Die Tiere kamen in den besprochenen Versuchen zu ihren Intelligenzleistungen, also etwa zu einem neuartigen Gebrauch gewisser Gegenstände als Werkzeuge, um für sich selbst ein Ziel zu erreichen, nach dem sie Bedürfnis empfinden (z. B. um sich selbst Futter heranzuholen). Solche konkrete Ziele des Eigenbedarfes fallen bei verwickelteren menschlichen Erfindungen großenteils aus, so daß die Schöpfertat ihren Antrieb aus anderen Kräften ziehen muß.

Wer etwa seine fernen Eltern sehen will, wird deshalb kaum an die Erfindung des Fernsehens gehen, sondern die schon vorhandenen Erfindungen benutzen, also sich von der Post Bilder schicken lassen, die

vom Photographen für diesen Zweck aufgenommen sind, oder sich auf die Eisenbahn setzen, um die räumliche Entfernung selbst zu überwinden.

So müssen Neuschöpfungen meist andere Antriebe zur Verfügung haben als den Wunsch, sie für eine bestimmte Lage des eigenen Lebens nutzen zu können. Die wesentlichen Antriebe der Kulturschöpfer sind wohl:

1. Funktionslust als ursprüngliche Freude an der Betätigung von Fähigkeiten, als Teil der Lebensfreude und des Lebenswunsches überhaupt.

2. Ausdrucksbedürfnis, das sich mit der Funktionslust mischt, sich von ihr aber dadurch unterscheidet, daß es als ein Sollen, als eine Verpflichtung erlebt wird, als ein Antwortgeben und Antwortgestalten aus Dankbarkeit oder ähnlichen Wurzeln, das die Eindrücke der Welt fordern dürfen. Es handelt sich um ein Suchen nach Reaktionen, die als dem Erlebnis entsprechend (adäquat) empfunden werden, um ein ursprüngliches Bedürfnis nach Sprache. So etwa könnte man die Gefühle umschreiben, in denen Ausdrucksbedürfnis erlebt wird. Derartige seelische Antriebe spielen natürlich besonders im religiösen und im künstlerischen Werke eine Rolle.

3. Wertbringergefühl als das Gefühl, etwas Hohes, Wichtiges oder Nützliches in die Welt zu setzen.

4. Geltungsbedürfnis, mit Ausdrucksbedürfnis und Wertbringergefühl eng verknüpft: der Wunsch, jetzt oder in irgendeiner Zukunft von Menschen geehrt zu werden.

5. Der Wunsch, mit der Erfindung Geld zu verdienen, also sie ausnutzen zu können, nicht sie selbst zu benutzen.

Diese mächtigen Antriebe erklären, warum Neuschöpfungen überhaupt gemacht werden, obwohl sie selten für konkrete eigene Bedürfnisse unmittelbar eingesetzt werden können. Sie erklären, warum eine weitgehende Freiheit von den Anforderungen des äußeren Lebenskampfes auf den Kulturschöpfer doch nicht lähmend wirkt, sondern in vielen Fällen geradezu Voraussetzung des Werkes ist.

Die Aufzählung dieser Antriebe zeigt aber auch, daß die meisten davon nicht die unbedingte Durchsetzungskraft unabänderbarer Naturnotwendigkeiten haben. Man kann einen Menschen nicht daran hindern, blaue Augen zu haben, oder nach Nahrung zu verlangen oder sich geschlechtlich zu betätigen. Viel eher kann man die meisten genannten Antriebe der Neuschöpfung unterdrücken oder doch ablenken. So ist z. B. das Geltungsbedürfnis wohl unter die stärksten Antriebe zu rechnen, die es überhaupt gibt, aber seine Auswirkungen sind doch sehr ablenkbar. Da das Geltungsbedürfnis gerade auf die Ehrung durch die menschliche Umwelt abzielt, wird es geistige Leistungen nur dann fördern, wenn sich irgendein Geltungserfolg davon

absehen läßt; in einer Gesellschaft, wo dergleichen gar nicht beachtet wird, wird der Geltungstrieb geistige Leistungen nicht fördern, sondern verhindern.

Ähnlich beschränkt der Wunsch nach wirtschaftlicher Ausnutzung der Erfindung die geistigen Leistungen auf ganz bestimmte soziale und kulturelle Umwelten, in denen sich „etwas damit machen läßt".

Wie stark sich Ausdrucksbedürfnis und Wertbringergefühl auswirken, hängt wieder davon ab, wieviel in der jeweiligen Umwelt faul, ungesagt oder verbesserbar ist. So ist es eine bekannte kulturgeschichtliche Erscheinung, daß jede Wirrenzeit Propheten wie die Pilze aus dem Boden schießen läßt, darunter die sonderbarsten Heiligen, denen in normalen Zeiten der Gedanke an eine besondere Berufung niemals gekommen wäre.

Auch die Funktionslust kulturellen Gestaltens ist gewiß nicht so unabänderlich wie Augenfarbe oder Nahrungsverlangen. Gewiß gibt es Leute, die für Musik leben und sterben, oder die immer und überall etwas organisieren müssen — aber ob sie Zeit dazu haben, ob ihnen „diese Flausen nicht vergehen", ob sie viel oder wenig damit ausrichten, das hängt doch auch von der Lebenslage ab, in die sie gestellt sind.

Man hat die Seelenverfassung der Genialen noch nicht im Sinne der Macht oder Ablenkbarkeit ihrer Antriebe untersucht. Gerade hier liegen aber die Schlüssel zum Verständnis der Wucht oder Luxushaftigkeit, der Notwendigkeit oder Zufälligkeit kultureller Leistungen.

d) Das Werk und seine kulturelle Umwelt

Der Anteil des Schöpfers an seinem Werke wurde von zwei kulturphilosophischen Schulen ganz entgegengesetzt beurteilt. Nach der einen macht der göttliche Funke im genialen Individuum alles, nach der anderen folgt die Kulturentwickelung stetigen und überindividuellen Gesetzen.

Beide Meinungen sind Spekulationen über Dinge, die in Wirklichkeit einfach empirisch untersucht werden müssen und auf diesem Wege ohne weiteres entschieden werden können.

Mit dem Rüstzeug der Soziologie seiner Zeit hat Vierkandt 1908 die „Stetigkeit im Kulturwandel" untersucht. Man wird heute allgemein zugeben, daß neuartige Leistungen, die ohne Verbindung mit den besonderen Möglichkeiten und Vorarbeiten ihrer Zeit dastehen, kaum vorkommen. Selbst wenn wir an so außerordentliche Leistungen denken wie z. B. an die Beethoven-Symphonien, so wird doch niemand bezweifeln, daß ihre besondere Formensprache, ihre musikalische Gedankenführung und ihre Klangmittel um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts sehr viel wahrscheinlicher gewesen sind, als nur dreißig Jahre früher oder

später. Daß der erbbiologische Beethoven schon um 1700 oder noch um 1900 so musiziert hätte wie der historische Beethoven um 1800, wenn er zufällig zu diesen Zeiten gelebt hätte, ist außerordentlich unwahrscheinlich.

Erst recht haben natürlich weniger bedeutende Leistungen einen ganz bestimmten Platz in der geschichtlichen Entwickelung, an dem sie maximal wahrscheinlich sind.

Und doch geht es viel zu weit, von Stetigkeit des Kulturwandels zu sprechen. Vierkandt neigt damit noch recht deutlich in die Richtung jener dogmatischen Kulturphilosophie, welche vom Individuum zu wenig abhängen läßt. Denn wenn auch gezeigt werden kann, daß viele Einzelschritte dazu nötig sind, um eine bestimmte Leistung zu vollenden, so beweist das ja nicht, daß nicht trotzdem diese einzelnen Schritte seltene, unwahrscheinliche und in diesem Sinne „große" Leistungen darstellen.

Es ist doch die große Ausnahme, wenn eine Erscheinung, die auf den ersten Blick wie eine erstaunliche Erfindung aussieht, sich bei genauerer Untersuchung in lauter Einzelschrittchen auflöst, die dann auch für die schwachen Kräfte des Durchschnittsmenschen gangbar sind. Im allgemeinen setzen sich große Erfindungen aus vielen Einzelschritten zusammen, deren jeder unwahrscheinlich und groß ist, so daß an jeder solchen Gesamtleistung eine ganze Reihe außergewöhnlicher Köpfe mitwirken mußte.

Die Kulturentwickelung ist daher keineswegs stetig. Sie setzt sich aber aus so vielen Einzelschritten zusammen, die jeweils an außergewöhnliche Menschen geknüpft sind, daß sich das Bild einer einheitlichen Entwickelungslinie ergeben kann.

Es wäre aber trotzdem mystisch, diese Entwickelungslinie irgendwo anders zu suchen als in den Köpfen der schaffenden Menschen. Eine entsprechende Überlegung ergibt genug Gründe dafür, warum trotz der Beteiligung vieler selbständiger Geister das geschichtliche Bild einer einheitlichen Entwickelungslinie entstehen kann.

Die einzelnen Schritte setzen einander voraus, so daß die Reihenfolge unumkehrbar festliegt oder doch großenteils keine beliebige ist. (Man konnte nicht gut den Farbenfilm vor dem Schwarzweißfilm erfinden und konnte Panzerautos erst bauen, als es schon Autos gab!)

Das Problem, um das es sich handelt, ist in den Köpfen, die daran arbeiten, selbst eine geistige Einheit. (So entwickelte sich die Gotik in bestimmter Abfolge weiter, weil alle Baumeister der Zeit unter einem ähnlichen Eindruck der bisherigen Gotik und der nun verbleibenden Möglichkeiten standen.)

Einigermaßen auf Wirkung bedachte Schöpfer werden von vornherein das ihrige dazu tun, um nicht allzusehr gegen den Strom zu schwimmen.

werden sich also in die Flutrichtung des von der Zeit Begehrten hineinstellen und dadurch die Entwickelung absichtlich zu einer möglichst einheitlichen machen.

Leistungen, die nicht in den „Gang der Entwickelung" passen, haben so viel weniger Aussicht, adoptiert zu werden, daß sie meist der Vergessenheit anheimfallen.

Der Kulturhistoriker tut noch das seinige dazu, indem er seinerseits die Tatsachen so sichtet, daß möglichst klare und schwungvolle Entwickelungslinien sich abzeichnen. Was nicht dazupaßt, wird eben nicht dazu gerechnet. Da soll man sich nicht wundern, wenn das Ergebnis solcher nachträglichen „Zusammenschau" auch wirklich eine einheitliche Linie aufweist!

Es gibt also genug Momente, welche dahin wirken müssen, daß die Leistungen trotz ihrer Selbständigkeit in eine recht stetige Entwickelung zusammengefaßt werden. (Vgl. zu diesen Fragen den Abschnitt über Zusammenhang, Plan und Stil.)

Wie geht nun das Zusammenwirken einer Mehrzahl von Männern am Entstehen des gleichen Kulturgutes vor sich?

Neuartige Leistungen werden meist „unterirdisch", „in der Stille" geschaffen und treten dann, wenn sie eine bestimmte Reife erlangt haben, ihr zweites, öffentliches Leben an. Das Zusammenwirken vieler ungewöhnlicher Köpfe am gleichen Problem beruht im allgemeinen nur auf der Kenntnis der reif gewordenen Werke der Vorgänger, die zumeist auch schon ein beträchtliches Stück ihres zweiten, öffentlichen Lebens zurückgelegt haben, bevor sie in Gleichstrebenden als Anregung wirksam werden.

Seltener ist es, daß noch nicht fertige Werke anderen zur Kenntnis kommen und von ihnen fortgebildet werden. Hieher gehört natürlich der Fall persönlicher Freundschaft zwischen den Schöpfern — ein im ganzen seltener Fall.

In gewisser Weise gehört auch die Gepflogenheit der Wissenschaft hieher, Ergebnisse, die noch in keine wirklich lebensfähige und anwendbare Reife getreten sind, doch schon mitzuteilen. Kein Musiker kann mit unfertigen Partituren Ruhm ernten, kein Fabrikant wird Modellzeichnungen und Konstruktionsversuche veröffentlichen. Der Forscher aber pflegt alles mitzuteilen, was ihm überhaupt an Neuem gelingt. So wird vieles für die Mitwelt fruchtbar, was auf anderen Schaffensgebieten niemals öffentlich würde — weil auf allen anderen Gebieten ein gewisser Grad von Anwendbarkeit verlangt wird, wie das nicht einmal in den auf Anwendung ausgehenden technischen oder medizinischen Wissenschaften der Fall ist.

Forscher tauschen also ihre gleichsam noch embryonenhaften Erzeugnisse untereinander aus. Ein großer Apparat, darunter das wissenschaftliche Zeitschriftenwesen, dient dieser engen Aneinanderschaltung der schaffenden Kräfte.

Man könnte noch genauer erörtern, was das für Folgen für das wissenschaftliche Schaffen hat und ob nicht auch andere Gebiete von solcher engerer Aneinanderschaltung Nutzen haben könnten. Wahrscheinlich wird heute z. B. in der technischen Industrie noch ungeheure Erfindungskraft verschwendet, weil keine Fabrik der anderen ihre Fehlschläge mitteilt und jede ihre Erfolge erst dann öffentlich werden läßt, wenn sie zu verkaufsfertigen Waren geworden sind.

Wir haben bis jetzt von der Abhängigkeit der speziellen Form der geistigen Leistung von der Umweltlage, in die sie geboren wird, gesprochen. Es ist aber auch eine wichtige Frage, ob die Lebensverhältnisse ganz allgemein darauf einwirken können, wieviel an geistiger Leistung ein befähigter Kopf vollbringt.

Wieder wäre nicht jene Auffassung durchaus die am meisten biologische, die alles in den fähigen Kopf und nichts in die Lebenslage hineinverlegt.

Ohne Zweifel ist die Bereitschaft, Neuschöpfungen zu adoptieren und von vorhandenen Fähigkeiten Gebrauch zu machen, in verschiedenen geschichtlichen Zeiten ungleich groß. Der General kann nicht im Frieden, der Freskenmaler kaum im Fischerdorf entdeckt werden. Es gibt eben viele Leistungen, die nicht erst nach dem Zustandekommen adoptiert werden, sondern deren Zustandekommen selbst davon abhängt, ob sie begehrt und gebraucht werden.

Die meisten praktischen Leistungen des Staatsmannes und des kaufmännischen oder technischen Praktikers gehören hieher. Diese Werke entstehen im öffentlichen Leben, ihr „unterirdisches Werden in der Stille" ist auf die Nächte oder auf die „Arbeitspausen" des führerischen Mannes zusammengepreßt, wenn es nicht vielleicht in die noch weniger öffentlich beanspruchte Jugend- und Werdezeit zurückreicht.

Zu den Werken, deren Zustandekommen selbst schon an Adoption gebunden ist, gehören alle kostspieligen Experimente, Reisen und Kunstschöpfungen, die zumindest von einem Geldmann „auf Vorschuß" anerkannt sein müssen, bevor es überhaupt an die Ausführung gehen kann. Die Rolle solchen „Mäcenatentums" für die Kulturgeschichte hat Scheidt in kulturbiologischer Hinsicht näher erörtert (1929).

Nun wollen wir aber einmal von der Möglichkeit, Ideen zu verwirklichen, absehen und fragen uns, wieweit die Möglichkeit, Ideen zu haben, selbst mit der kulturellen Umwelt sich wandelt.

Wir gehen von der seelenkundlichen Auffassung aus, daß alle Ideen irgendwie Neukombinationen schon vorhandenen Erlebnisstoffes darstellen.

Daraus ergibt sich, daß die Menge neuer Ideen, welche einem Kopfe möglich sind, von der Anzahl und dem Reichtum seiner Erfahrungen irgendwie direkt proportional abhängen muß. Begabung besteht in der Art, die Umwelt zu bearbeiten, nicht im Hervorsprudeln von Erfahrungen aus dem Nichts eines auf sich selbst gestellten Seeleninneren. Darum gilt die Bedeutung der Anregungsmenge auch für das größte Genie.

Da wir Ideen auf die Kombinatorik des schöpferischen Geistes zurückführen, wächst die Anzahl möglicher neuer Ideen sogar ungleich schneller, als die Anzahl seiner Erfahrungen (natürlich nur soweit diese mit dem Anwachsen ihrer Zahl von gleicher geistiger Bedeutung bleiben!). Nehmen wir einmal an, ein Mensch hätte 20 gleichwichtige Erfahrungen, von deren paarweiser Kombination jede 20. die Bedeutung einer neuen Idee hätte. Steigt die Anzahl seiner Erfahrungen dann auf 40, wobei noch immer jede 20. paarweise Kombination eine neue Idee wäre, dann verdoppelt sich die Zahl der neuen Ideen nach den einfachsten Regeln der mathematischen Kombinatorik nicht, sondern vervierfacht sich ungefähr.

Er hätte nämlich im ersten Fall $\frac{20 \cdot 19 : 2}{20} = 9{,}5$ neue Ideen, im zweiten Fall aber $\frac{40 \cdot 39 : 2}{20} = 39$ neue Ideen.

Die schöpferischen Leistungen sind bestimmte Fälle aus einer grundsätzlich berechenbaren Anzahl überhaupt möglicher neuer Kombinationen. Von der Anzahl dieser überhaupt möglichen Kombinationen hängt es auf einem bestimmten Kulturgebiete ab, ob man mit unbegrenzten Möglichkeiten für den Schöpfergeist rechnen darf oder eine endgültige Erschöpfung erwarten muß. Jedenfalls kann auch das gewaltigste Genie über die von der Mathematik untersuchten allgemeinsten Gesetzlichkeiten des Seins nicht hinweg.

Gewiß ist die Zahl der möglichen Kombinationen auf den meisten Kulturgebieten unübersehbar groß. Aber sie ist doch auch ferne von unendlich, und nur ein winziger Bruchteil davon ist wirkungsstark und dadurch kulturell wertvoll. Zudem ist die Anzahl der heute, im Jahre 1937, schon versuchten Kombinationen ebenfalls längst unvorstellbar groß geworden und könnte sich auf vielen Gebieten der Anzahl wirkungsstarker und wertvoller Kombinationen, die es überhaupt gibt, allmählich bedenklich annähern. Auf vielen Gebieten ist es längst schon hauptsächlich der Fähigkeit, zu vergessen, und dem Nachrücken immer neuer menschlicher Geschlechterfolgen zu danken, wenn überhaupt noch Ein-

fälle auftauchen, die als Neuheiten bestaunt werden. Die lebendige Menschheit hat glücklicherweise kein ganz so gutes Gedächtnis wie der weise Ben Akiba mit seinem „Alles ist schon dagewesen".

Wenn wir von solchen Schein-Neuheiten absehen, mit denen sich die Menschen gottseidank oft leicht zufrieden geben, wird die Zahl der kul-

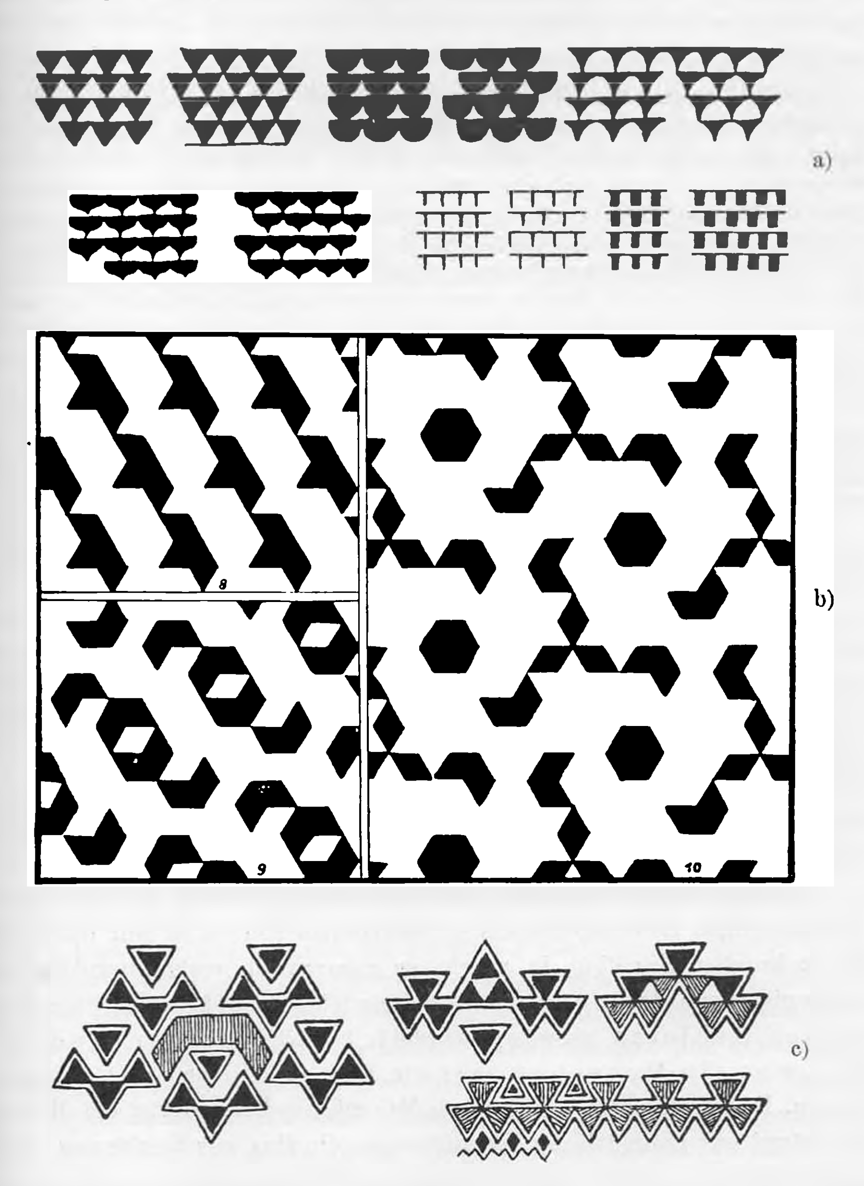


Abb. 7. Einfachste Flächenfüllungen (a) und kompliziertere permutativ erklügelte Gefüge aus Dreiecken, die als nur geahnte Ordnungen wie schöpferische Einfälle aussehen (b, c). (Zusammengestellt aus Lehmann, J., 1920, Die Ornamente.)

turell wertvollen neuartigen Leistungen noch dadurch stark beschränkt, daß solche nicht bloß „noch unverwirklicht“, sondern besser oder doch wesentlich anders als das bisherige sein müssen. Z. B. fallen alle die anderen Möglichkeiten, Schreibmaschinen zu konstruieren, kulturgeschichtlich gegenüber der einen Grundform, die sich als die beste von allen erwiesen hat, aus. So kostet jedes schon gelöste Problem viele andere durchaus neuartige, aber nicht ganz so vollkommene Lösungen das Lebensrecht.

Für die Ornamentik hat u. a. Lehmann (1921) die Zurückführung auf die Gesamtzahl möglicher geometrischer Kombinationen versucht. Wir geben eine Reihe seiner schematischen Zeichnungen wieder, von denen die einen einfache mathematische Figuren enthalten, während andere wie reizvolle schöpferische Einfälle wirken, obwohl sie ebenso aus einfachen geometrischen Figuren permutatorisch erklügelt werden können. Gerade bei der Ornamentik ist die Anzahl der Möglichkeiten seinsgesetzlich sicher gering im Vergleich zur Anzahl der schon versuchten Entwürfe. Das merkt man auch ohne mathematische Berechnung daran, daß ähnliche Ornamente vielfach bei ganz verschiedenen Völkern, die historisch nichts miteinander zu tun haben, auftauchen (Abb. 7, S. 135).

In Schachspielerkreisen wird auch von den hervorragendsten Könnern eine gewisse Erschöpfung der brauchbaren Kombinationen unter den unübersehbar vielen Möglichkeiten des Spieles empfunden, so daß immer wieder Versuche mit zusätzlichen Steinen oder abgeänderten Regeln gemacht werden.

Die Viertel- und Achteltonmusiker der Nachkriegszeit begründeten ihre Experimente gerne damit, daß die wirkungsvollsten Möglichkeiten der klassischen Tonleitern schon erschöpft seien.

Sehr deutlich zeigt sich Fruchtbarkeit oder Abgebrauchtheit gewisser Gebiete in der Wissenschaft, welche mit ihrer Tätigkeit am Ende ist, wenn sie eine bestimmte Wirklichkeit zweckmäßig abgebildet hat. Wenn die Eroberung eines neuen Gebietes in großen Zügen gelungen ist, werden die verbleibenden Fragen unabhängig von der Begabung der beteiligten Forscher einerseits immer schwieriger, andererseits immer spezieller und bedeutungsloser.

Ein ständiges Hin und Her zwischen verhältnismäßig wenigen grundsätzlichen Möglichkeiten bildet nach Thurnwald den Inhalt der menschlichen Staatengeschichte.

Aus allen diesen Überlegungen folgern wir: Die Zahl und Reichweite der neuartigen Leistungen eines schöpferischen Kopfes ist nur dann von der kulturellen Situation, in welche er geboren ist, verhältnismäßig unabhängig, wenn die noch unausgeschöpften Möglichkeiten seines Gebietes unvergleichlich zahlreicher sind, als das, was ein Mensch in seinem Leben überhaupt leisten kann. Es ist also so wie mit einem Nahrungsvorrat: wieviel ein Mensch ißt, hängt nur dann mit der Gesamtmenge, die ihm zur Verfügung steht, nicht zusammen, wenn er diese auf keinen Fall aufessen kann. Man muß auf vielen Kulturgebieten damit rechnen, daß die Schaffenden sich längst nicht mehr in dieser glücklichen Lage befinden.

Je produktiver ein Kopf, desto weniger wird er natürlich vom Ausmaß der Anregung abhängen, denn ein desto besserer „geistiger Nahrungsverwerter“ ist er gleichsam; darum ist es keineswegs eine Empfehlung für einen Künstler, wenn er sich dauernd auf der Jagd nach Anregung befindet.

Die Einsicht, daß die kulturelle Neuschöpfung und damit die ganze Kulturgeschichte an die Seinsgesetzlichkeit der mathematischen Kombinatorik gebunden ist, wird sich noch vielfach als sehr bedeutsam erweisen.

Es ist hier vielleicht der Ort, um über die erkenntnistheoretische Einstellung, welche diesem Buche zugrunde liegt, noch eine Bemerkung zu machen. Der philosophisch Belesene wird schon bemerkt haben, daß sich nicht unwesentliche Anteile eines „Realismus“ finden. Ein Außenwelts-Sein und eine für alle Lebewesen verbindliche Gesetzlichkeit dessen, was uns als der Begriff des Seins erfaßbar ist, bildet eine wichtige Grundlage.

e) Die kulturkundliche Bedeutung der Unwahrscheinlichkeit kultureller Neuschöpfungen

Dadurch, daß Neuschöpfungen an unwahrscheinliche, selten auftretende Menschen gebunden sind, bilden sie ein Moment des Zufalles im Kulturgeschehen. Wesentlich durch die Kulturschöpfer und ihre Werke bekommt die Geschichte der Menschheit den Charakter der Einmaligkeit und schweren Vorausbestimmbarkeit. Denn wie sich Menschen verhalten werden, deren biologische Beschaffenheit häufig vorkommt, das kann man leicht durch Erfahrungsregeln erfassen; mit dem Auftreten außerordentlicher Einzelmenschen und höchst unwahrscheinlicher Leistungen hingegen kann man nicht rechnen (vgl. S. 125).

Je ungewöhnlicher die betreffenden Menschen, desto größere Räume oder Zeiten muß man zusammenfassen, um auch für ihr Verhalten statistische Erfahrungsregeln ableiten zu können.

Z. B. kann man schwer sagen, ob in Kiel soeben ein Roman geschrieben wird, der Erfolg haben wird; aber man kann mit ziemlicher Bestimmtheit vermuten, daß irgendwo in Deutschland ein solcher Roman soeben in Arbeit ist. Man konnte auch nicht ahnen, daß der Führer Deutschlands gerade in Österreich geboren würde; aber sein Unwahrscheinlichkeitsgrad ist so groß, daß man überhaupt nicht vermuten konnte, daß er in Deutschland irgendwo geboren wäre.

Der Unwahrscheinlichkeitsgrad der Neuschöpfungen und die übrigen seinsgesetzlichen Erwägungen des vorangegangenen Abschnittes werfen auch neues Licht auf den alten völkerkundlichen Streit um „Elementar- und Völkergedanken“. Dieser reicht bis in die Zeit der klassischen Altmeister der Völkerkunde — eines Bastian und eines Ratzel — zurück. Er handelt davon, ob ähnliche Kulturgüter, die bei weit voneinander entfernten Völkern gefunden werden, eher als mehr-

mals selbständig entstanden oder eher als von einer einzigen Quelle aus übertragen anzusehen sind — ob sie auf elementar gleiches Funktionieren des menschlichen Geistes zurückzuführen oder bei einem einzigen Volke entstanden und von diesem auf alle übrigen übertragen worden sind.

Unserem Standpunkte entsprechend müssen wir sagen: Es hängt ganz vom Unwahrscheinlichkeitsgrad des jeweiligen Kulturgutes ab, ob eher die eine oder eher die andere Annahme im Recht ist. Kulturgüter, deren Unwahrscheinlichkeitsgrad im Vergleich zu der in Betracht kommenden Menschenzahl gering ist, werden eher für mehrmals entstanden gelten müssen.

Wenn man z. B. erwarten darf, daß jeder 10 000. Mensch auf die Erfindung des Speeres kommen könnte, dann haben wir keinen Grund. anzunehmen, daß alle Speere auf Erden auf den gleichen Erfinder zurückgehen. Wenn jeder 1000. Mann befähigt ist, die Sprache zu erfinden, dann werden viele Menschengruppen wahrscheinlich unabhängig voneinander sprechen gelernt haben. Sprache braucht dem Menschen also nicht in dem Sinne arteigen zu sein, daß jeder Mensch unabhängig vom anderen sprechen lernen könnte, so wie er unabhängig das Gehen lernt. Auch wenn Spracherfindung einen Unwahrscheinlichkeitsgrad von 1 : 10 000 oder noch etwas höher hätte, müßten alle Menschengruppen im Laufe der Jahrtausende der Kulturgeschichte aus sich heraus zum Sprechen gekommen sein.

Wenn in einer Bevölkerung jeder 10 000. Mensch Speererfinder werden könnte, in einer anderen aber nur jeder 100 000., dann bedeutet das ungleichmäßige Rassenbegabung. Daraus erhellt, ein wie großes Interesse wir für unsere Frage nach dem Zusammenhang von Rasse und Kultur daran hätten, den Unwahrscheinlichkeitsgrad der Kulturschöpfungen wenigstens annähernd zu kennen. Denn man darf einen Kulturmangel nur dann einer Rasse als Begabungsmangel ankreiden, wenn die in Betracht kommende Menschenzahl viel größer ist als die Unwahrscheinlichkeit der betreffenden Leistung. Z. B. ist die Schriftlosigkeit der Negerkulturen nur dann ein Zeichen mangelnder Rassenbefähigung, wenn nach den sonstigen Erfahrungen über den Unwahrscheinlichkeitsgrad der Schrifterfindung auf die vielen Millionen Neger zumindest ein Schrifterfinder notwendig zu erwarten wäre.

Auch die Abstammungsforscher und die Völkerkundler stießen in verschiedenen Zusammenhängen schon auf das Problem des Wahrscheinlichkeitsgrades der einzelnen Kulturleistungen. Man kann da Meinungen aller Schattierungen hören. Der eine findet in seinen Spekulationen, daß der Urmensch „selbstverständlich“ darauf kommen mußte, Steine zu benutzen, Messer zu schärfen, das Feuer zu gewinnen u. dgl. m. Der andere aber meint rundweg, daß diese drei Erfindungen in der Urzeit ebenso schwierig oder vielleicht noch schwieriger waren als die größten neuzeitlichen Erfinderleistungen.

Wenn man in diesem Rätselraten zu gesicherteren Vorstellungen kommen will, muß man den Wahrscheinlichkeitsgrad kultureller Neuschöpfungen unter bestimmten Bedingungen systematisch zu erforschen suchen. Man darf dabei natürlich nicht mit dem hypothetischen „Urmenschen" beginnen, sondern muß zuerst Erfahrungen über Zustände sammeln, die uns möglichst naheliegen und darum möglichst überschaubar sind; d. h. man wird vor allem die gegenwärtige europäische Kultur in der Weise durchmustern, wie es das Beispiel S. 125 für einige literarische Leistungen andeutete. In zweiter Linie wird man sich auf die gegenwärtigen Naturvölker stützen. Man wird da zweierlei Material sammeln: einerseits alles, was über sogenannte „Konvergenzen" bekannt ist, d. h. über wahrscheinlich unabhängig voneinander entstandene Kulturähnlichkeiten, und andererseits alles, was über wahrscheinlich nicht rassenbedingtes Fehlen bestimmter Güter in einem Teile der Erde angeführt werden kann.

Pfahlbauten, Penisfutterale, Spiralornamente, Gesichtsurnen, Januskörpfe u. v. a. m. kommen offensichtlich durch Konvergenz in weit voneinander abliegenden Erdgebieten vor. (Man vergleiche z. B. Luschans Zusammenstellung in den Mitt. d. Anthr. Ges. Wien, 1919). Ein Beispiel für das wahrscheinlich nicht rassenbedingte Fehlen von Kulturgütern in einem Teile der Erde ist es, daß nach Boas die literarischen Formen des Rätsels und Sprichwortes bei den Indianern ganz Amerikas nirgends vorkommen. Augenscheinlich ist also kein Indianer je auf diese uns so selbstverständlich und einfach erscheinenden Möglichkeiten der Wortkunst verfallen. Rassenbedingt kann das kaum sein, denn in der alten Welt pflegen sich Sprichwörter, Rätsel und Fabeln sehr leicht über Menschen und Völker verschiedener Rasse auszubreiten.

Haben wir aus der europäischen Gegenwart und aus der Völkerkunde mehr Anhaltspunkte für den Wahrscheinlichkeitsgrad der Güterschöpfung, dann kann man auch mit besserem Rechte auf den Urmenschen schließen. Wie sehr man sich dabei vor bloß gefühlsmäßiger Einschätzung des Wahrscheinlichkeitsgrades hüten muß, zeigt das letzte Beispiel. Wer hätte gedacht, daß die vielen Millionen einer hochbegabten Rasse, wie es die Indianer sind, nicht auf die Idee der Rätsel und Sprichworte gekommen sein sollten!

2. Übernahme, Bedeutungswandel und Ausscheiden von Gütern (Adoptionslehre)

Güter, die wir nicht selber schaffen können oder nicht selber schaffen wollen, nehmen wir in schon geformtem Zustand von ihren Erfindern und Erzeugern. Auch für die irgendwie schöpferisch Tätigen unter uns ist das die große Mehrzahl. Adoption ist daher für alle Menschen, die

überhaupt in einer Kulturgemeinschaft leben, der weitaus häufigste und damit wichtigste Vorgang subjektiver Umweltverbesserung (aktiver Umweltanpassung). Vgl. hierüber S. 118.

Wir betrachten nun die Ereignisse, welche eine Änderung im Kulturgüterbestand einer Bevölkerung mit sich bringen. Man kann da dreierlei unterscheiden: Die Aufnahme von Gütern, typische Veränderungen in ihrer Lebensbedeutung und das Ausscheiden von Kulturgütern. Bedeutungswandel besteht in der Annahme einer neuen Vorstellung oder Wertung über ein schon bekanntes Gut, Ausscheiden von Gütern ist sozusagen „Adoption mit umgekehrten Vorzeichen". Daher sind alle drei Vorgänge als Adoptionslehre zusammenzufassen.

Derartige Untersuchungen haben eine gewisse Ähnlichkeit mit der nationalökonomischen Marktforschung. Aber es bestehen doch tiefgreifende Unterschiede. Wir bekümmern uns nur um die Schicksale wesentlich verschiedener Kulturgüter, während die Marktforschung vor allem mit Preisen und Mengen zu tun hat. Wir rechnen die aufgenommenen Kulturgüter bestimmten einzelnen Menschen zu, welche sie durch aktive Anpassung in ihre Welt aufgenommen haben, während sich die heutige sogenannte Volkswirtschaftslehre um die Person des Käufers nicht kümmert und nur den Umfang des Verkauften sieht (vgl. S. 99). Wir bekümmern uns schließlich um die weiteren Schicksale der Güter nach ihrer Adoption, um den Wandel ihrer typischen Lebensbedeutung und um ihr Ausscheiden, während sich der Nationalökonom benimmt wie ein Kaufmann, für den die Ware in dem Augenblick ihr Interesse verliert, wo er sie los hat.

a) Die Aufnahme von Kulturgütern

α) *Das Adoptionsgefälle*

Wenn irgendwo etwas Neues erfunden wird, dann verbreitet es sich von Menschen größter Adoptionswahrscheinlichkeit zu Menschen immer geringerer Adoptionswahrscheinlichkeit, bis allmählich die Bevölkerung mit dem Gute gesättigt ist und dieses alle ihm überhaupt erreichbaren Leistungsplätze ausgefüllt hat. Damit stellt sich ein Gleichgewicht ein, in dem das Gefälle zwischen Adoptionsbereitschaft und tatsächlichem Adoptiertsein, das „Adoptionsgefälle", verschwunden ist.

Der Vorgang ist so ähnlich wie wenn sich ein sehr kompliziert angeordnetes Netz von Wasserbecken und Rinnsalen allmählich füllen soll. Die verfügbare Wassermasse nimmt auch dabei den Weg des jeweils größten Gefälles (den in jedem Augenblick maximal wahrscheinlichen Weg).

An welcher Stelle im Gemeinschaftsgefüge das Adoptionsgefälle jeweils am größten ist, das hängt von der biologischen Beschaffenheit der an dieser Stelle stehenden Menschen ab. Die tiefere Schicht der biologischen Beschaffenheit ist bekanntlich wachstumsgeformt, ihr tiefster Kern erbbedingt. Darum muß die Beobachtung der Adoptionsgefälle, die beim Neueinströmen eines Gutes in eine Gemeinschaft sichtbar werden — oder,

von der anderen Seite her gesehen, die Beobachtung der relativen Adoptionsbereitschaft der Menschen —, auch volkscharakterlich und rassenpsychologisch wichtig sein.

Gerade die noch nicht beendeten Güterübernahmen können kulturbiologisch besonders aufschlußreich sein, weil sie Unterschiede der Übernahmswahrscheinlichkeit besonders plastisch erkennen lassen. So war die Verbreitung des Autos vielleicht um 1925 seelenkundlich aufschlußreicher als sie es noch wird sein können, wenn das Auto einmal zur Lebensnorm des ganzen deutschen Volkes gehören wird. Hierin liegt auch die Bedeutung eines Studiums der Ausbreitung europäischer Kultur über die Erde in kulturbiologischer Hinsicht.

β) *Typische Adoptionskurven*

Wenn man die Verbreitung eines Gutes in einer bestimmten Bevölkerung so anschreibt, daß man für einen bestimmten Zeitraum fortlaufend die Zahl der schon erfolgten Adoptionen (die Zahl der Menschen, welche das Gut aufgenommen haben) ablesen kann, erhält man eine A d o p t i o n s k u r v e.

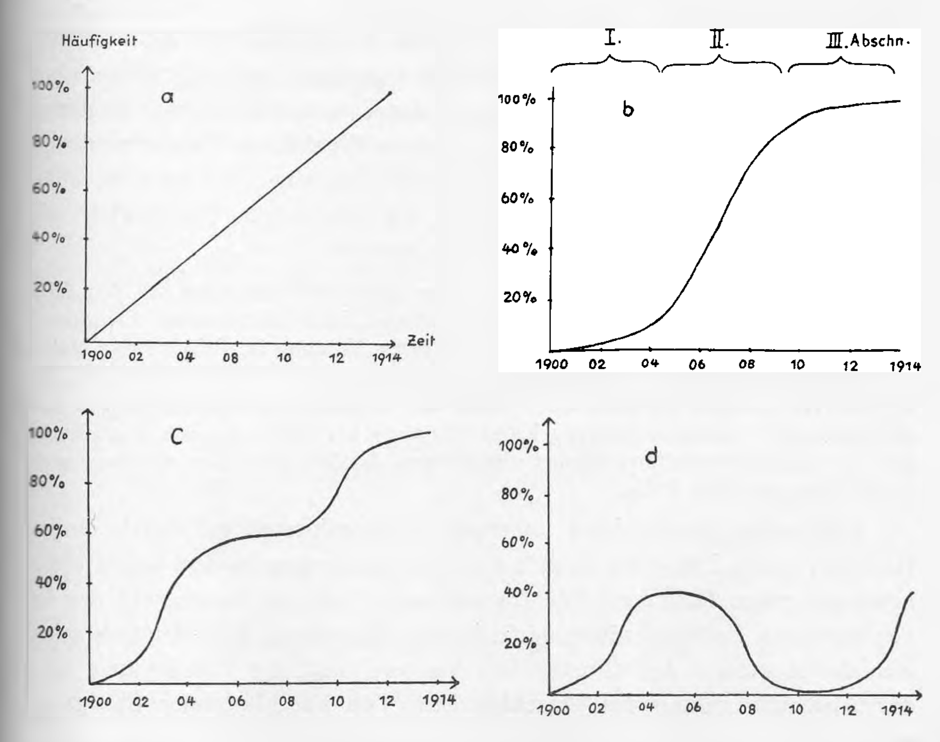


Abb. 8. Vier hauptsächliche Möglichkeiten des Adoptionsverlaufes (schematisch). a) geradliniger Anstieg, b) „normale“ dreiteilige Adoptionskurve, c) unterbrochener Adoptionsverlauf, d) wellenförmige Adoptionskurve.

Diese kann eine Reihe häufiger und typischer Formen haben. Gradliniger Anstieg (Abb. 8a) ist denkbar, dürfte aber zumeist bei näherem Zusehen im Sinne der Form der Abb. 8b abgeändert sein. Diese zweite Kurve besagt, daß die Übernahme eines Kulturgutes drei unterschiedliche Zeitabschnitte enthält: einen Abschnitt der allmählichen Vorbereitung, einen Abschnitt des gelungenen Durchbruches und einen Abschnitt der abschließenden Sättigung.

Der erste Wendepunkt kommt durch mehrere verschiedene Momente zustande. Für viele Erfindungen ist es der Zeitpunkt, in dem sie, nachdem sie sich tapfer hochgekämpft haben, das Vertrauen wirtschaftskräftiger Leute gewinnen. Diese stellen ihnen Adoptionsmittel ganz anderen Umfanges zur Verfügung, als sie bislang hatten. Sei es, daß die Erzeugung großzügiger eingerichtet wird, sei es, daß der Absatz von einer großen Verkaufsorganisation übernommen wird, sei es, daß für Werbung hundertfache Summen ausgeworfen werden können: jedenfalls wird ein kräftiger Ruck, ein Wendepunkt eintreten und wird die Adoptionskurve in die Höhe schnellen, solange bis die abschließende Sättigung das Tempo wieder ruhiger und immer ruhiger werden läßt.

Für Adoptionen, die gegen den Druck der öffentlichen Meinung ankämpfen müssen, ist der Wendepunkt dann gegeben, wenn der träge, aber durch seine Zahl entscheidende Block der Lauen und Unentschiedenen ziemlich plötzlich von der alten zu der neuen Einstellung hinüberwechselt. Die Masse der Unentschiedenen hat etwas von einer Wippe an sich, die ja auch in ihrer Stellung verharrt, bis ein kleines Übergewicht sie recht schnell zur anderen Stellung hinübertreibt.

Der seelenkundliche Grund dafür, warum es so viele Menschen mit dem Einstellungswechsel plötzlich so eilig zu haben pflegen, ist leicht zu sehen. Es handelt sich um jene Leute, die auf jeden Fall mit ihrer Meinung im Schutze der Mehrheit ihrer Mitmenschen stehen wollen. Wenn die alte Stellung unhaltbar geworden ist, müssen sie möglichst rasch zur neuen hinüberwechseln, um das „Interregnum" ohne entschiedene Majorität, diese für solche Menschen gräßliche Zeit der Ungedecktheit, möglichst abzukürzen. Natürlich spielen daneben auch andere Momente eine Rolle.

Die soeben beschriebene „normale Anstiegskurve" sei durch einige Beispiele belegt. Das erste betrifft die Maschinisierung in dem schon öfter herangezogenen Geestdorf. Die Darstellung erfaßt die Gesamtzahl der in den einzelnen Zeitabschnitten vorhandenen Maschinen. Sehr deutlich zeigt sich der Abschnitt der allmählichen Vorbereitung, der Wendepunkt und der Abschnitt gelungenen Durchbruches. Von abschließender Sättigung war 1934 noch nichts zu erkennen.

Das machtvollste Beispiel, das man für die „Normalkurve des Adoptionsverlaufes" beibringen kann, sind ohne Zweifel die Wahlziffern der

reichsdeutschen NSDAP., die auch bis zur fast 100prozentigen Adoption eines Gutes durch eine Bevölkerung, bis zur nahezu vollständigen Auf-

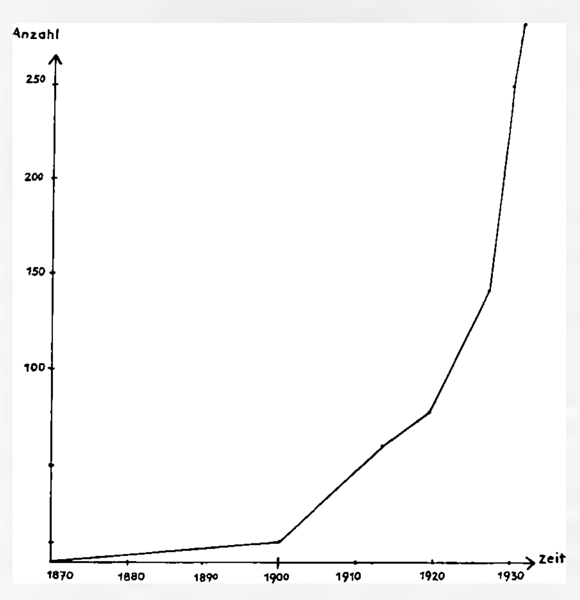


Abb. 9. Beispiel für „normalen“ Adoptionsverlauf: Die Anzahl landwirtschaftlicher Maschinen in einem niedersächsischen Geestdorf. Der Abschnitt III (abschließende Sättigung) scheint noch lange nicht erreicht! (Gezählt nach den Angaben W. Klencks.)

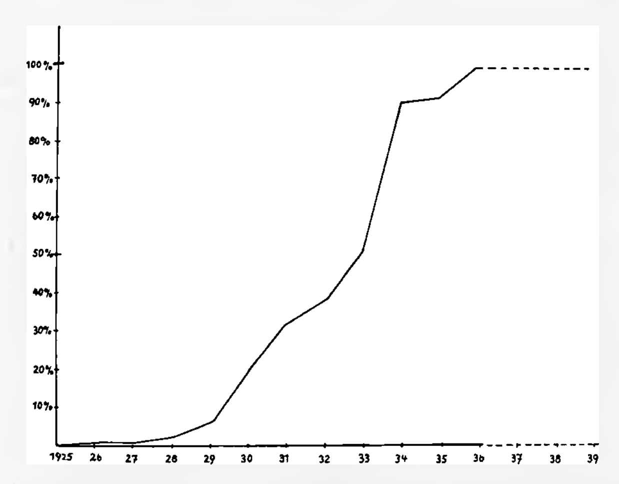


Abb. 10. Die Wahlerfolge der reichsdeutschen NSDAP als Beispiel eines bis zur abschließenden Sättigung gediehenen Adoptionsverlaufes.
(Zugrundegelegt ist für jedes Jahr der Durchschnitt der von der NSDAP in sämtlichen Wahlen erreichten prozentualen Abgeordnetenzahlen; für 1935 ist das Saarergebnis verwendet. Berechnet nach Volz, Daten der Geschichte der NSDAP.)

nahme der neuen Gesinnung und Regierung durch die Bürger des Deutschen Reiches ansteigen.

Abb. 8c zeigt eine treppenförmige Adoptionskurve, eine von den vielen Sonderformen, die bei Kulturgütern mit schwankendem Schicksal vorkommen können.

Von großer grundsätzlicher Bedeutung ist wieder Abb. 8d, die wellenförmige Adoptionskurve. Es handelt sich dabei um den Fall, daß der gleiche kulturelle Gedanke in der Bevölkerung mehrfach aufgenommen und wieder verlassen wird.

Man spricht von Wiederkehr der Moden und von Wiederkehr der Staatsformen. Damit sind Beispiele für die zwei Fälle gegeben, in denen vor allem mit wellenförmigem Adoptionsverlauf zu rechnen ist. Ein solcher wird sich eher einstellen, wenn es sich um Güter ohne eindeutige Zweckmäßigkeit handelt, die vom subjektiven Gefallen abhängen, und er wird sich eher einstellen, wenn die Zahl der für das betreffende Kulturgebiet bestehenden Möglichkeiten klein ist; am ehesten aber wird er dort eintreten, wo dies beides zusammentrifft.

Wir haben schon erwähnt, daß die Zahl der Staatsformen seinsgesetzlich nicht groß ist (vgl. S. 136). Aber auch die Zahl der grundsätzlichen ästhetischen Möglichkeiten ist nicht so sehr viel größer, als die Zahl der grundsätzlichen politischen Möglichkeiten. So wie die Staatsformen zwischen Königtum, Adelsherrschaft, Führerstaat, Demokratie, wechseln die Stile zwischen schlicht und schmuckreich, eckig und kurv, horizontal- und vertikalbetont, schmal und breit, weich und herbe.

Träger von Wellenbewegungen des Adoptionsverlaufes ist natürlich nicht die Bevölkerung schlechthin, sondern auch hier geht alles letztlich auf einzelne Menschen zurück. Wir dürfen vor der Frage nicht haltmachen, wie sich das, was im Gesamtbild als Wellenbewegung erscheint, aus dem Zusammenspiel des Verhaltens biologisch bestimmt beschaffener Menschen ergibt.

Da ist die erste Unterscheidung: Wieweit handelt es sich um Wandlungen in den Werken der aktiven Schöpfer und wieweit um Wandlungen in der passiven Adoptionsbereitschaft der Bevölkerung? Wir wollen den Fall der modischen Kunstformen betrachten.

Sicher spielt beides zusammen, denn der modische Künstler sucht seinen Kundenkreis nicht nur zu führen, sondern sich ihm auch anzupassen. Gewiß gelingt aber demjenigen Künstler diese Anpassung am besten, für den sie in der Richtung seiner ureigensten Ausdruckssprache liegt.

Aus der Gesamtzahl der Künstler werden durch die modische Aufnahmsbereitschaft daher jeweils diejenigen ausgesiebt, welche der eben

gewünschten Richtung — der Richtung z. B., welcher die „Wippe der Lauen und Unentschiedenen" gerade zuneigt — am besten entsprechen. Diese Künstler kommen zu Erfolgen, steigen im Preis und im Wert und können es zu Halbgöttern ihrer Jahre bringen. Die Künstlerschaft eines Landes ist dann wie eine Klaviatur, auf der jedes Jahr einige modische Klänge besonders laut angeschlagen werden.

Wie kommt es aber nun, daß die Adoptionsbereitschaft der Massen sich so stark wandeln kann, wenn ihre natürlichen Führer, eben die schaffenden Künstler, gar nicht eigentlich den Anstoß dazu geben? Nun, zunächst einmal kann der Anstoß trotzdem sehr wohl von Künstlerseite kommen. Als z. B. die Garbo das Kinopublikum verschiedener Länder auf sich versessen gemacht hatte, stieg auch die Adoptionsneigung für „Garboide" verschiedener Abwandlung. Die Künstlerschaft wird dann nach dem Bilde ausgesiebt, das ihr erfolgreichster Vertreter der Menge eingeimpft hat.

Anstelle des mächtigsten Künstlers tritt aber manchmal das noch mächtigere außerkünstlerische Schicksal des Volksganzen und ändert die passive Aufnahmsbereitschaft auch auf dem Gebiete modischer Kunst. So wie des Morgens gleichartige Tautropfen auf allen Gräsern liegen, ohne daß eine Verabredung zwischen ihnen bestünde, werden auch die einzelnen Menschen des gleichen Volkes durch dessen Schicksale unabhängig voneinander und doch gleichartig geformt.

In diesem Jahrhundert hat das deutsche Volk schon eine ganze Reihe solcher tiefaufwühlender gleichläufiger Erlebnisse hinter sich und hat auch auf modisch-künstlerischem Gebiete jeweils die Führer bekommen, die es brauchte und verdiente. Fin du siècle, Imperialismus, Fronterlebnis, Nachkriegsekel — und Nachkriegstaumel, die Geschäftigkeit der Republik und der Umbruch von 1933 waren weit über- und außermodische Erlebnisse der meisten Deutschen, die jeweils andere Saiten der „Klaviatur deutscher künstlerischer Begabungen" zum lautesten Erklingen brachten.

Des weiteren gibt es aber auf dem Gebiete der Mode und modischen Kunst einen wichtigen psychischen Ablauf, der von sich aus zu Wellenkurven der Adoptionsneigung führen muß: Der Reiz der Neuheit und die Ermüdung am Gewohnten. Dieser psychische Ablauf wäre für den Kulturwandel bedeutungslos, wenn das gleiche Gut zu ganz verschiedenen Zeiten den einen und den anderen Menschen reizvoll neu und langweilig wäre. Da aber die Modeindustrie ihre „letzten Schreie" mit großer Stimmgewalt über den Markt hinhallen läßt, pflegen alle Damen, die auf modisches Angezogensein überhaupt Gewicht legen, auch ungefähr zur selben Zeit davon Notiz zu nehmen. So ergießt sich der Reiz der Neuheit wie eine ungeheure Sturzwelle gleichzeitig über den ganzen

überhaupt adoptionsbereiten Teil der Bevölkerung. Da dieser Reiz für verschiedene Menschen eine ziemlich gleichlange Dauer hat, verblaßt er auch ungefähr gleichzeitig und gleichgeschaltet, wenn auch nicht so schlagartig, wie er gekommen war. Nach dem allgemeinen psychischen Gesetz des Kontrastes hat dann die ausgesprochen gegensätzliche Geschmacksrichtung die meiste Aussicht, die nächste Sturzwelle von Neuheitsreiz zu entfesseln.

Dies ist die verhältnismäßig einfache Mechanik des Wellenspieles kurzlebiger Moden. Viel schwieriger ist die genauere Aufklärung zeitlich länger dauernder Adoptionswellen. Wenn nämlich die Adoption nicht schlagartig gleichgeschaltet einsetzt, sondern sich länger hinzieht, dann kann auch das Bedürfnis nach Kontrast nicht gleichgeschaltet bei den meisten Menschen zur gleichen Zeit auftreten. Vor allem aber: Jede Bewegung, die Jahrzehnte dauert, läuft schon nicht mehr an den gleichen Menschen, an den gleichen Individuen ab. Alle paar Jahre ist die Masse der nachrückenden Jugend so stark und kulturgewichtig geworden, daß man sich in unserer besonders bewegten Zeit geradezu daran gewöhnt hat, mit einem allerdings recht schiefen Ausdruck vom Jahrgang 1900, 1902, 1906, 1914 usw. als von verschiedenen „Generationen" zu reden. Es kommt also bei länger dauernden Adoptionsvorgängen die schwierige Frage dazu, wieso auch die typischen Adoptionsneigungen verschiedener Individuen und Generationen sich so abwandeln können, daß im ganzen das Bild einer wellenförmigen Adoptionskurve entsteht.

Als Beispiele für solche lang hingezogene Adoptionswellen sei das Schwanken der Schillerwertung in der Geschichte, oder die Pendelbewegung zwischen infantilistisch-grazilem und fleischig-robustem Frauenideal in der bildenden Kunst erwähnt. Da die Erörterung an dieser Stelle aber zu breit würde, sei sie unerledigt abgebrochen.

Ohne Zweifel lassen sich auch solche Wellenbewegungen, soweit sie einer sachlich strenger zugreifenden Forschung nicht überhaupt unter den Händen zerfließen, aus dem Zusammenwirken der biologischen Beschaffenheit der beteiligten Menschen ableiten.

Neben der Verlaufsform verdienen an den Adoptionskurven besonders noch die Zeiträume Beachtung, die zwischen erstem Auftreten des Kulturgutes und maximaler Adoption vergehen.

Auch bei dieser *Adoptionszeit* zeigt sich wieder, daß letztlich doch Menschen die Träger aller Wirkungsschritte des Kulturlaufes sind. Ein Gut, das überhaupt Aussicht haben soll, sich durchzusetzen, muß von seinem Schöpfer nicht nur fertiggestellt, sondern wenigstens auch einer kleinen Gemeinde vermittelt sein — sonst nimmt er es mit ziemlicher Sicherheit mit in sein Grab. Aufzeichnungen schon verstorbener Menschen sind nur sehr selten noch zum Leben erweckt worden.

Eine solch kleine Gemeinde, auf welche die lebendige Triebkraft des Schöpfers übergegangen ist, kann aber wirken wie das Gasflämmchen an einem modernen Wasserspeicher: Sobald die Adoptionsneigung aus irgendeinem Grund herumschwenkt, kann auch nach langer Zeit eine große Flamme im Augenblick da sein, die eine mächtige Wassermasse hitzt.

Eine ganz besondere kulturkundliche Bedeutung der Tatsache, daß jede Adoption nicht wenig Zeit erfordert, liegt darin, daß ungleiche Adoptionszeit verschiedener Völker oder Volksteile gleichbedeutend ist mit stärkerer geographischer Differenzierung der Kultur.

Die Heidebauern brauchen zur Maschinisierung länger als die Thüringer Bauern, obwohl beide schließlich großenteils die gleichen Maschinen aufnehmen. Die Jugoslaven lassen sich mit der Industrialisierung bei grundsätzlich gleicher geographischer Lage viel länger Zeit als die Italiener. Auch das ist ein Beispiel für einen Kulturunterschied, der im wesentlichen darin besteht, daß die einen heute schon dort sind, wo die anderen morgen auch sein werden. Unterschiede in der „Adoptionszeit" des modernen Gedankens der Geburtenbeschränkung können den betreffenden Völkern einen kaum mehr einzuholenden Vorsprung geben (Slaven oder Japaner im Vergleich zu den Nordwesteuropäern!).

Gerade solche allgemeine „Phasenverschiebung" der Adoption werden wir später für eine der naheliegendsten Auswirkungen von Rassenunterschieden der Kulturfähigkeit erklären.

Solche Verspätungsverhältnisse und Phasenverschiebungen innerhalb eines Volksganzen sind volkspolitisch von großer Bedeutung. Regelmäßig hat sich bisher in deutschen Bauernkulturen die Lebenshaltung der deutschen Städter um Jahrzehnte, ja um Jahrhunderte verspätet. Bekanntlich sind z. B. viele Volkstrachten nichts anderes als städtische Trachten aus lange vergangener Zeit. Natürlich verspätet sich auch heute auf dem Lande noch vielerlei, die Adoptionszeiten haben sich aber doch wesentlich verringert. Heute ist das deutsche Bauernland so nahe an die Stadt herangezogen, wie es noch nie der Fall war. Das ist erfreulich im Sinne einheitlicher Volksgemeinschaft, kann aber auch bedenklich sein, wenn eine solche jähe „Aktualisierung" des gesamten Volkskörpers, die Rücklagen an seelischem und rassischem „Sparkapital" im Bauerntum, die für das Gesamtvolk so wichtig sind, allzusehr zusammenschmelzen läßt. Lebensgerechte Kulturforschung tut da not!

γ) *Typische Adoptionsrichtungen*

Örtlich

Die Anordnung des Adoptionsgefälles in einer stark gegliederten Bevölkerung kann ein sehr verwickeltes Bild darbieten. Werden einmal nur die räumlichen Ausbreitungsvorgänge in einer ausgedehnteren Bevölke-

rung betrachtet, dann finden sich zwei Hauptformen: die Adoption in konzentrischen Kreisen und die überspringende, vielzentrige Adoption.

Wenn Kulturgüter ohne wesentliche Hilfe von Reisen und Verkehr eine aus vielen Einzelzellen bestehende, aber gleichgegliederte (homogene) Bevölkerung zu durchdringen haben, dann breiten sie sich in fortschreitend weiteren Ringen aus, so wie ein Stein im Wasser seine Kreise zieht. Diese Verbreitungsweise in konzentrischen Kreisen ist von Thünen für die Volkswirtschaftslehre und von Wissler für die Völkerkunde gelehrt worden.

Sie trifft aber in Wirklichkeit selten genau zu. Sobald nämlich ein Volk sozial gegliedert ist, sobald es Hofhaltungen und Städte entwickelt und diese durch besonders ausgezeichnete Verkehrsmittel verbindet, sind auch für die Kulturgüter die räumlich nächsten Menschen vielfach durchaus nicht mehr die am leichtesten erreichbaren.

Wenn man von Hamburg-Fuhlsbüttel wegfährt, landet man viel schneller mit dem Blitzflugzeug im 280 km entfernten Berlin-Tempelhof, als man mit der Hamburger Stadtbahn eine 28 km entfernte Vorortvilla um Bergedorf erreicht. So sehr werden durch die Entwicklung der modernen Verkehrsmittel der Raum gleicher geographischer Abstände und der Raum gleicher Reiseentfernung gegeneinander verzerrt. Kulturgüter breiten sich aber natürlich nicht in den Abstands-, sondern in den Erreichbarkeitsraum hinein aus.

Dann wird eine Bevölkerung aber nicht zentrifugal von einer einzigen Stelle aus fortschreitend, sondern durch überspringende Bildung zweitrangiger, dritt- und viertrangiger Verbreitungszentren, die jedesmal Klassen ähnlicher Verkehrserreichbarkeit bzw. ähnlichen Adoptionsgefälles darstellen, allmählich durchdrungen werden. Das ist „vielzentrige Verbreitung“.

Greifen wir das Beispiel der Verbreitung französischer Mode im Deutschen Reich heraus. Die Modelle kommen mit dem D-Zug aus Paris, überspringen also alle Zwischengebiete. In Berlin lassen sie sich im Westen zuerst nieder, wo es die Menschen mit Adoptionsneigung für mondäne und fremdvölkische Dinge am dichtesten gibt. Von dort aus wandern die Modelle in bestimmter Auswahl und Ummodelung in die Innenstadt, die sie nach zwei Wochen erreicht haben. Weitere vierzehn Tage später tauchen sie — nochmals ausgesiebt und verdeutscht — auch in Berlin-O auf (nach Kurzpost vom November 1935). Die Verbreitung in Berlin selbst ist also recht konzentrisch, was seinen Grund einfach darin hat, daß die Berliner Stadtteile selbst nach der Dichtigkeit ihrer mondänen Neigungen in konzentrischen Ringen abgestuft angeordnet sind.

Jeder Weiterverbreitung in Berlin entspricht aber ohne Zweifel die „Aussaat“ einer Reihe weiterer Verbreitungszentren in den übrigen Großstädten des Reiches. Wenn die Modelle in der Berliner Innenstadt zu sehen sind, dürften sie gleichzeitig auch in Hamburg, Köln, Frankfurt aufgetaucht sein, was einmal nach Berlin-O wandert, ist wahrscheinlich in sämtlichen deutschen Großstädten zu

finden. Von diesen vielen Zentren schreitet die Verbreitung — natürlich unter ständiger weiterer Ummodelung — teils konzentrisch, teils durch die Aussaat drittrangiger und viertrangiger Zentren fort.

Ein gutes Bild vom Fortschreiten einer vielzentrigen Verbreitung erhält man auch, wenn man die Filialenkarte einer kleineren, einer mittleren und einer sehr großen Großfirma nebeneinanderhält.

Sowohl konzentrische als vielzentrische Verbreitung erkennt man in der Art, wie sich die europäischen Güter bei den Indianern Nordostperus verbreitet haben. Die beigegebenen Verbreitungskärtchen (S. 192) zeigen, wie offensichtlich jedes Gut an einer einzigen Stelle ursprünglich übernommen wurde (dem Berliner Westen des vorangegangenen Beispieles entsprechend) und sich von dort aus im wesentlichen ohne Überspringungen von Stamm zu Stamm ausbreitet. Auf der anderen Seite liegt aber diese Übernahmsstelle für die einzelnen Güter augenscheinlich im Gebiete verschiedener Stämme. (So wie ja auch in Deutschland ausländische Damenkleider im Berliner Westen, ausländische Stahlbearbeitungsmaschinen aber im Ruhrgebiet, ausländische Mathematikleistungen vielleicht in Göttingen zuerst fruchtbar übernommen werden, jedesmal also an anderen Stellen maximaler Adoptionswahrscheinlichkeit.) In Peru sind seit jeher die verschiedensten Missionsstationen, Handelssiedlungen und Farmen im Indianerland der Ausgangspunkt europäischen Kultureinflusses gewesen. In diesem Sinne ist die Verbreitung also vielzentrisch.

In sehr interessanter Weise hat Maurer den Vorgang überspringender und vielzentriger Verbreitung für die Sprachgeschichte nachgewiesen.

Ständisch

Die Gemeinschaftsgliederung eines Volkes ist letztlich eine Gliederung nach biologischer Beschaffenheit seiner Menschen. So ist auch die Adoptionsneigung der Sozialgruppen innerhalb der Bevölkerung natürlich typisch verschieden.

Die Adoptionsbereitschaft reicher Leute ist begreiflicherweise auf vielen Gebieten größer als die armer Leute. In unseren bauernkundlichen Untersuchungen über ein Geestgebiet zeigte sich das darin, daß alle Maschinen zeitlich früher auf großen als auf kleinen Höfen anzutreffen waren. Aber nicht alle reichen Bauern schlechthin, sondern nur einzelne von ihnen kommen als Pioniere des landwirtschaftstechnischen Fortschrittes in Betracht. $^{20}/_{30}$ aller derartigen Neueinführungen stammen in einem bestimmten Dorf von $^{2}/_{30}$ aller Höfe. Diese haben also genau zehnmal soviel geleistet, als ihnen nach der Wahrscheinlichkeit zugekommen wäre.

Jedenfalls zeigt sich darin, von wie großer Bedeutung für den kulturellen Fortschritt einzelne reiche Leute sind, welche die Mittel, aber auch das Zeug dazu haben, wagen und probieren zu können.

Es gibt in unserem Geestdorf eine ganz große Zahl von Geräten, die auch 1934 noch nur oder vorwiegend bei den reicheren Bauern vorkamen. Die folgende Liste gibt eine Auswahl davon: Stellpflug, Schälpflug, Kultivator, Handkultivator,

Eisenegge, Dreifachegge, Walze, Dreifachwalze, Sämaschine, Jauchefaß, Gießkanne, Dreifachpflug, Hackmaschine, Heuwender, Pferdeharke usw. usw. 33 von 150 Geräten gibt es überhaupt nur in den reicheren Höfen.

Geräte aber, die umgekehrt gerade für die ärmeren Höfe kennzeichnend wären, kommen nicht vor. Auch die altertümlichen Güter, mit denen sich Volkskunde der üblichen romantischen Einstellung beschäftigen würde, halten sich auf den ärmeren Höfen keineswegs besser als auf den reicheren.

Was für reich und arm gilt, gilt in einem gesund aufgebauten Volk natürlich auch für die „höheren" im Vergleich zu den „niedrigeren" Ständen. Wenn anders die ersteren wirklich lebendige Vorbilder und Führer sind, muß Kulturfortschritt und Kulturbereicherung auch besonders stark von ihnen ausgehen.

In der Volkskunde wurde diese Einsicht als „Lehre vom absinkenden Kulturgut" ausgesprochen. Ein besonders gutes und bekanntes Beispiel dafür sind die Schicksale ritterlicher Epen. Diese kamen von der französischen zur deutschen Adelsgesellschaft und wurden im weiteren Verlaufe bürgerlicher Romane, Volksbücher, Jahrmarktflugblätter und Bänkelsängerballaden (H. Naumann).

Die Volkskunde hat aber merkwürdigerweise dabei die wichtige Unterscheidung von Neuschöpfung und Adoption noch nicht in ihrer Bedeutung erkannt. So führten diese Erscheinungen des „absinkenden Kulturgutes" zu Streitfragen, die eine gewisse Berühmtheit erlangten, die aber den Biologen etwas merkwürdig berühren müssen. Es wurde behauptet und umstritten, ob „das Volk" überhaupt produziere, oder aber ob es nur reproduziere. Die Schöpferkraft der Stände kann aber doch ohne Zweifel nicht absolut, sondern nur relativ verschieden sein! Und die auffälligste Leistung der höheren Stände ist nicht ihr Schöpfertum, sondern ihre besonders große Übernahmsfreudigkeit! Das gilt auch für das Beispiel der Volksbücher.

Dem Bauern- und Handarbeiterstand mögen noch so viele bedeutende Kulturschöpfer entstammen, den stärksten und wirkungsvollsten Widerhall werden auch deren Leistungen doch in der Regel bei Städtern, Gebildeten und Aristokraten finden. Denn in diesen Ständen finden sich nicht nur mehr kulturelle Muße, Geschmack, Kenntnisse und Begabung, sondern Städter oder Adelige haben auch viel mehr Macht, solchen Dingen Adoptionshilfe zu leisten. Von einer städtischen Sportbehörde hängt es ab, ob ein bäuerliches Spiel als Olympiawettbewerb weltbekannt wird, ein Herzog konnte einen Bauerntanz salonfähig machen usw.

Wo immer im Volk eine Hochkulturleistung zustandekam — sie wurde mit besonderer Wahrscheinlichkeit von den „höheren" Ständen zuerst begriffen, und wann immer eine Leistung von den höheren Ständen

begriffen wurde, hat sie auch besondere Aussicht gehabt, allgemein anerkannt zu werden.

Natürlich wird ein besonders aufnahmewilliger Stand fast notwendig auch überdurchschnittlich viel eigene Schöpferkraft in seinen Reihen versammeln. Denn Interesse und Liebe für ein Gut sind ja selbst ein Teil der Fähigkeit, es auch zu schaffen.

Noch wichtiger als die Adoptionsrichtung von reich zu arm und von standeshoch zu standesniedrig ist in heutigen europäischen Verhältnissen vielleicht die Richtung von der Stadt aufs flache Land, in der sich örtliche und ständische Momente verbinden. Von den hierbei auftretenden Verspätungen und ihrer kulturpolitischen Bedeutung haben wir schon gesprochen und werden im Zusammenhange des nächsten Abschnittes noch ein Beispiel dafür bringen.

Individuelle biologische Beschaffenheit (Lebensalter, Geschlecht und Wesensart)

Innerhalb von Menschengruppen erst, die nach Stand und Wohnsitz einheitlich sind, wird sich die individuelle Verschiedenheit der Übernahmsneigungen in reinerer Weise bemerkbar machen.

Typische Verschiedenheiten der Individuen, die sich im kulturellen Verhalten ausdrücken könnten, sind zunächst einmal Lebensalter und Geschlecht.

So ist die städtische Tracht 1928 von den Menschen unserer Geestbauerndörfer je nach Alter und Geschlecht ungleich vollständig adoptiert gewesen. Auch Kirchdorf und umliegende kleine Dörfer unterscheiden sich darin, ein Beispiel für Verspätung städtischer Erscheinungen auch noch innerhalb des flachen Landes (Keiter 1936).

Von den Frauen wurde bis vor kurzem noch eine 250 Jahre alte Volkstracht getragen. Für deren Verbreitung gibt die Zählung an den ganze Dörfer gleichmäßig umfassenden Bildern der rassenkundlichen Landesaufnahme Klenck und Scheidts folgende Hundertsätze (1928, heute schon wieder überholt!):

Frauen:	jung	mittel	alt
Haubentracht			
Kirchdorf	0%	11%	48%
Dörfer	0%	35%	89%
Städtische Tracht			
Kirchdorf	100%	89%	52%
Dörfer	100%	65%	11%

Bei den Männern findet man lange schon keine jahrhundertealte Tracht mehr. Solch größerer „Konservativismus“ der Frau, d. h. kleinere Adoptionsneigung für städtische Kleidung, wird aus vielen Trachtengebieten berichtet. Dafür tragen sich die Männer auf der Geest vielfach

so wie die städtischen Herren des vorigen Jahrhunderts. Wir unternehmen für die Männer folgende mehr ins einzelne gehende Aufteilung:

Männer:	jung	mittel	alt
Moderne Kragentracht			
Kirchdorf	39%	6%	0%
Dörfer	20%	4%	0%
Kragenloses Kragenhemd			
Kirchdorf	26%	23%	11%
Dörfer	37%	8%	1%
Hochgeschlossene Joppe			
Kirchdorf	10%	17%	38%
Dörfer	14%	33%	57%
Latzhemd			
Kirchdorf	0%	36%	69%
Dörfer	31%	62%	90%
Veraltete Kragenformen			
Kirchdorf	8%	12%	11%
Dörfer	8%	26%	13%

Die Zahlen besagen in der Hauptsache immer wieder das gleiche: Junge Leute und Leute aus dem Kirchdorf sind in der Aufnahme städtischer Kleidungsstücke den älteren Leuten und den Leuten aus den umliegenden Dörfern durchschnittlich voraus. So bringt das Beispiel den Nachweis typischer Unterschiede der Adoptionsneigung nach Geschlecht, Lebensalter und Stadtnähe.

Schon die Tatsache, daß sich in jeder Altersklasse unmodern und modern, bäuerlich und städterhaft gekleidete Menschen nebeneinander finden, zeigt, daß es nicht auf Alter und Geschlecht an sich, sondern letztlich auf die individuelle Persönlichkeit ankommt.

Daß wirklich, wie damit behauptet, letztlich die seelische Veranlagung den Ausschlag gibt, ließe sich z. B. dadurch beweisen, daß die kulturell verschieden handelnden Menschen auch in körperlichen Erbmerkmalen durchschnittlich nicht gleich sind. Anhaltspunkte für derartige Zusammenhänge haben sich nun bei den rassenkundlichen Untersuchungen von Landgemeinden tatsächlich mehrfach ergeben. Scheidt hat für unser Geestgebiet gefunden, daß die besonders wirtschaftstüchtigen Menschen auch dem mittleren Rassentypus des Gebietes besonders nahekommen. In der Lüneburger Heide ergab sich, daß die „nordisch" aussehenden Menschen sowohl in der Stufe besonders guter, wie in der Stufe besonders mangelhafter wirtschaftlicher Bewährung gehäuft angetroffen werden (vgl. auch S. 153).

In dem einen Geestdorf, dessen Bestand an Landwirtschaftsgeräten vollständig aufgenommen ist, sind die Menschen von den gerätereichen Höfen merkwürdigerweise kleinköpfiger, breitgesichtiger und dunkler gefärbt als die Menschen der gerätearmen Höfe (vgl. Tab. 2). Die Menschen

der stark modernisierten Höfe mit wenig Vorkriegsgut sind breiter und untersetzter gebaut und heller gefärbt.

	Menschen	
	Kleiner Höfe	Großer Höfe
Körpergröße	169,6	169,8
Kopflänge	197,2	193,1
Kopfbreite	162,2	159,8
Jochbreite	141,6	143,2
Haare dunkel	24%	48%
Augen dunkel	7%	32%
Gestalt untersetzt	35%	23%
Hübsch aussehend (n. Heinen)	15%	58%
Klug aussehend „	48%	64%
Freundlich aussehend „	47%	73%
Energisch aussehend „	56%	63%

Tab. 2. Die äußere Erscheinung der Menschen kleiner und großer Höfe in einem niedersächsischen Geestdorf.

Neben diesen Einzelmerkmalen untersuchten wir auch den Gesamtausdruck. Die Lichtbilder wurden durch zwei Beobachter ohne Kenntnis ihrer Zugehörigkeit zu diesem oder jenem Hofe ausdrucksmäßig beurteilt und nachträglich die Häufigkeit hübscher, kluger, freundlich aussehender und energisch aussehender Menschen aus kleineren und größeren, modernen und unmodernen, typischen und eigenartig ausgerüsteten Höfen ausgezählt. Es ergaben sich sowohl bei den von Heinen wie bei den von Keiter ausgeführten subjektiven Ausdrucksbeurteilungen recht deutliche Zusammenhänge. Man kann den Bauern ihre Kulturleistungen zu einem nicht geringen Grad äußerlich ansehen.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu beleuchten, daß es im Adoptionsvorgang letztlich auf die Fähigkeiten und Neigungen der biologisch bestimmt beschaffenen und erblich bestimmt veranlagten Einzelmenschen ankommt.

δ) *Adoptionsmittel*

Die Ausbreitung neuer Ideen und Erfindungen ist nur in seltenen Fällen ein selbsttätiges Geschehen. Zumeist muß der Schöpfer oder seine Vertreter (Anhänger, Hersteller, Händler) von sich aus aktiv allerlei unternehmen. um bekannt zu werden. Die meisten Güter müssen wenigstens eine gewisse Zeit lang in die Bevölkerung hineingepreßt werden, nur selten saugen die Adoptionslustigen eine Neuheit ihrerseits aktiv an.

Nicht nur die Kulturschöpfung, auch die Durchsetzung einer Adoption erfordert in der Regel aktiven Ausgriff. Darin zeigt sich der männliche Charakter aller Kulturbetätigung.

In differenzierteren Kulturen gibt es eine Fülle von Einrichtungen, deren ausdrücklicher Zweck es ist, die Güterwelt der Menschen, und zwar ebensogut ihre Sachgüter wie ihre Vorstellungsgüter, zu beeinflussen. Diese „spezialisierten Pump- und Preßeinrichtungen“ für Kulturgüter wollen wir als Adoptionsmittel zusammenfassen. Es bilden sich sogar ganze Berufsstände heraus, die nichts anderes sind als in Menschen verkörperte Adoptionsmittel. Hierher gehört alle Art von Unterricht und jeder Handel, ferner ein großer Teil der Publizistik.

Der Lehrer preßt Wissen, der Händler Waren, der Publizist Nachrichten und Willensmeinungen in größerem Maße in eine Bevölkerung hinein, als diese von sich aus nach all diesen guten Dingen verlangen würde.

Die Erfolge, welche durch Unterricht, Handel und Publizistik erzielt werden, hängen aber letztlich doch vom Widerhall ab, den sie finden. Die Adoptionsmittel nutzen die Adoptionswilligkeit der Bevölkerung mit allen Mitteln feingesponnener Technik der Seelenbeeinflussung, aber sie sind doch machtlos, wo sie überhaupt nicht auf Adoptionswillen und Verständnis stoßen.

Wie bescheiden die letzten Wirkungen des vieljährigen Unterrichtes bei den meisten Abiturienten sind, haben die Schilderungen Hartnackes von „Geist und Torheit auf Primanerbänken“ eindringlich gezeigt.

Für die Abhängigkeit des Händlers von der Adoptionsneigung seiner Käufer hat man z. B. das Wort von „seiner Majestät dem Kunden“ geprägt.

Auch publizistischer Erfolg ist der geredeten, gedruckten und gefunkten Wortzahl keineswegs direkt proportional. Er entsteht aus genialem Eingehen auf bzw. aus begnadeter Wesensgleichheit mit dem Menschenkreis, an den sich die Worte wenden.

In der Großstadt ist der Bereich unbeabsichtigter, selbsttätiger Adoption am stärksten zusammengeschrumpft. Keiner, der überhaupt etwas Neues zu bieten hat, verzichtet darauf, es seiner menschlichen Umgebung um Ehrgeiz oder um Geldverdienst aufzudrängen, auch wenn sie es gar nicht haben will. Das städtische Lebenssystem ist darauf zugeschnitten, daß möglichst alles verkauft werden kann und möglichst jeder Erfindername genannt wird. Dennoch entgeht den Geieraugen von Ehrgeiz und Geldvorteil gar nicht so wenig. Sprachliche Ausdrücke, Umgangsformen, Lebensanschauungen fluten auch heute noch unreglementiert und ohne „ökonomische Realisierung“ durch das Großstadtleben. Die unmittelbare Berührung der Menschen ist noch am meisten von solchen absichtslosen Übertragungen erfüllt.

Kulturpolitik hat alle Ursache, gerade die Adoptionsmittel aufs schärfste im Auge zu behalten. Es gibt drei Hauptwege der Kulturpolitik: Rassenpflege, Begabtenförderung und Leitung des Adoptionslebens. Von diesen ist der drittgenannte der breiteste. Er führt viel schneller zum Erfolg als Rassenpflege und Begabtenförderung und kann auch sicherer gestaltet werden als diese. Denn bei der Begabtenförderung handelt es sich um individuelle und damit zufallsabhängige Einzelfälle, um das „Genie, das der Staat nicht hervorzaubern kann". Rassenpflege wieder hat mit sehr langer Dauer zu rechnen. Zudem bedient sich Rassenpflege wie Begabtenförderung natürlich ebenfalls der Leitung des Adoptionslebens. So hängen alle die lebensfördernden und werterhöhenden Maßnahmen, die man Kulturpolitik nennen kann, mit der kunstgerechten Lenkung des Adoptionslebens durch entsprechende Adoptionsmittel innig zusammen.

Damit ist auf die Lebensbedeutung des Studiums der Adoptionsmittel wohl eindringlich genug hingewiesen.

Die Reklamepsychologie gehört als ein besonders früh entwickeltes Stück Kulturbiologie bzw. als eine nahe Vorstufe der Kulturbiologie hierher.

ε) *Festlegungs- und Schlüsselwirkungen der Adoption*

Neuanschaffungen verlegen im allgemeinen weiteren gleichartigen Adoptionen für eine gewisse Zeit den Weg. Wenn jemand sich eben einen Rundfunkapparat angeschafft hat, wird er von weiteren technischen Neuerungen auf diesem Gebiete wohl eher unangenehm berührt sein, oder wird zumindest nicht sobald wieder an eine ähnliche Anschaffung denken. Die durch die Adoption entstandene Festlegung betrifft also ebensogut die Gedanken und Vorstellungen wie die tatsächliche Beschaffung.

Die Festlegungswirkung ist im allgemeinen um so längerdauernd, je kostspieliger und je dauerhafter das angeschaffte Gut ist.

Die Festlegungszeit durch die täglichen Nahrungskäufe der Hausfrau reicht bekanntlich selten über den Tag hinaus. Auf der anderen Seite reichen Häuser durch Jahrhunderte, Kirchen umfassen häufig fast ein Jahrtausend, also einen großen Teil der ganzen Lebenszeit des deutschen Volkes — während vor ihren Toren vielleicht das Grünzeug verhandelt wird, das täglich auf den Markt kommt und ebenso täglich verschwindet. Die Kulturgüterwelt, in der wir leben, weist also hinsichtlich der Festlegung außerordentliche „Phasenunterschiede" auf. Die Verschiedenheit der Festlegungszeiten verklammert die verschiedenen Epochen der Kultur, ohne daß diese dadurch unlebendig, vergreist und starr werden müßte. So wie es in einer lebendigen Bevölkerung gleichzeitig Neugeborene und Greise gibt, bewirkt das Nebeneinander altgewordener und oft ersatzbedürftiger Kulturgüter zeitliche Weitung bei voller Lebendigkeit.

Im allgemeinen verhindert oder hemmt jedes schon aufgenommene Kulturgut nicht nur die neuerliche Aufnahme des wesentlich gleichen, sondern schaltet auch alle Güter aus dem Kulturablauf aus, die einem ähnlichen Zwecke dienen und nicht wesentlich besser sind (vgl. S. 63). Denn jedes Gut, das einmal seelisch aufgenommen ist, geht in die Wachstumsformung der Seele ein und gewinnt sich dadurch zusätzlich die „Macht der Gewohnheit“. Wenn z. B. zwei gleich gute Messerformen, oder zwei Sprachen oder zwei Trachtenformen zur Auswahl stehen, wird die Mehrzahl der Menschen in der Regel die gewohntere wählen, ja die ungewohntere Messerform, Sprache oder Tracht müßte schon um vieles besser sein, um Aussicht zu haben, gewählt zu werden.

Dieser „Vorrang des schon Vorhandenen“ hat mit den größten Anteil daran, wenn die Kulturen auch benachbarter Völker oft so verschiedengestaltig sind und bleiben. Wo die Sachen der Nachbarn nicht besser oder brauchbarer, sondern eben nur anders sind, da bleibt ein Volk in der Regel bei dem, was es von Kindesbeinen, wenn nicht gar schon aus altersgrauer Stammesüberlieferung kennt. Treten aber einmal eindeutig überlegene Güter in Wettbewerb, dann sackt die ganze Mannigfaltigkeit der Naturvölkerkulturen weg. Man denke an den Islam, an die altrömische oder an die moderneuropäische Zivilisierung!

Neben den Festlegungswirkungen haben Adoptionen aber auch „Schlüsselwirkungen“. Das Zustandekommen einer Gutaufnahme befördert ihrerseits in manchen Fällen die Übernahmsneigung, schließt weiteren Adoptionen die Tore auf. Während aber die Festlegung das Gleichartige betrifft, fördert die Schlüsselwirkung andersartige, aber irgendwie ähnliche Güter, gewöhnlich solche, die durch Analogien oder Assoziationen mit dem ursprünglichen Gut verknüpft sind.

Schlüsselwirkungen beruhen nämlich darauf, daß vorstellungsmäßig nicht das Gut als Exemplar, sondern der allgemeine Begriff davon, seine „Idee“ Gegenstand der Übernahme ist (vgl. S. 43). Der Wilde, der das erste Mal sich ein Metallmesser beschafft, wird gierig auf Metallmesser schlechthin, nicht nur auf Solingen-Zwillingswerk-Erzeugnisse sein (wenn das erste Messer zufällig diesem Werk entstammte).

An jedem übernommenen Einzelstück wird alles das mitadoptiert, was an ihm an gedanklich allgemeinen Einsichten gut und leicht faßlich ist. Ja, vielfach ist die allgemeine Lehre daraus folgenreicher als das Einzelstück, dem sie entnommen wurde. So erfaßt der Naturmensch an dem ersten Metallmesser auch gleich, daß es überhaupt den wunderbaren Werkstoff Metall gibt und daß der Weiße überhaupt großartig brauchbare Dinge zu vergeben hat. Damit hat dieses bescheidene Werkzeug im Kopfe des Naturmenschen, der es kennenlernt, eine beträchtliche seelische Schlüs-

selwirkung, ja vielleicht sogar eine Sprengwirkung, eine Revolution ausgelöst.

Ein durchaus parallel liegendes Beispiel sei wieder dem bauernkundlichen Material entnommen. Die Einführung des Pfluges mit eisernem Gestell hat sich auf der Geest sehr verspätet. Als sie dann zum Durchbruch kam, bürgerten sich innerhalb weniger Jahre Eisengestelle auch für die Egge und für mannigfaltiges anderes Gerät ein. Die Geestbauern haben eben am Eisen*pflug* das Eisen*gestell* im allgemeinen werten gelernt.

ξ) *Adoptionsneigung und Angebotsdichte*

Bei vielen Gütern hängt die Adoption wesentlich von der Häufigkeit ab, mit der sie in der Umwelt des betreffenden Menschen vorkommen, also von der *Dichte des Angebotes*.

Die ersten reichen Leute, die sich ein Automobil anschafften, konnten von ihren Standesgenossen für verrückt erklärt werden. Wenn aber allmählich die Zahl der Autos so ansteigt, daß die meisten wohlhabenden Bekannten eines besitzen und nur die armen Schlucker keines — dann wird Autobesitz ein Merkmal der Wohlhabenheit, dann muß man sich schon selbst ein Auto anschaffen.

Im Olympiajahr 1936 war es auch für den dickfelligsten Nicht-Sportler unmöglich, nicht wider Willen ein halber Fachmann für ein Dutzend Leibesübungen zu werden.

Werbung beruht bekanntlich auf allen Gebieten darauf, daß man hartnäckig und ständig das gleiche verkündet. Nur der Laie in Werbungsdingen glaubt immer wieder, die Leute wüßten das, was er hundert Mal gesagt hat, ohnehin schon. Zwischen Wissen und Wissen ist eben ein großer Unterschied, besonders wenn es darauf ankommt, daß auch Taten aus dem Wissen folgen.

Es kommt für den Kulturlauf also nicht allein darauf an, daß und ob die Menschen neue Güter kennen lernen, sondern sehr wesentlich auch darauf, wie oft und mit welchem Nachdruck diese in ihrer Umwelt auftauchen.

Konzentrische Ausbreitung eines Kulturgutes in den Raum hinein (vgl. S. 148) läuft sich in Fällen, wo die Angebotsdichte wesentlich ist, leicht tot. Das zeigt die folgende Überlegung: Wir wollen annehmen, daß die Adoptionswahrscheinlichkeit mit der Dichte des Vertretenseins bei den Menschen der Umwelt in einfachster Weise ansteigt. Ebensoviel Prozent der Bevölkerung sollen das Gut aufnehmen, wie es in der Umwelt Menschen gibt, die es zeigen. Sind das z. B. 10% der Menschen der Umwelt, dann sollen auch 10% es aufnehmen, sind es 50%, dann nimmt die Hälfte es auf. Ein Gut, das alle Menschen der Umwelt besitzen, werde endlich auch von allen Menschen der Bevölkerung übernommen.

Ferner nehmen wir eine Reihe von Siedlungen an, die in der Weise, welche Abb. 11 anzeigt, ein rechteckiges Flächennetz erfüllen. Für jede Siedlung seien die Menschen der vier nächstbenachbarten Siedlungen die wesentliche menschliche Umwelt.

Nun komme in der Siedlung Ib eine Hutform allgemein vor, die anderswo völlig fehlt — vielleicht sind die Menschen von Ib von irgendwoher aus der Fremde angesiedelt.

Das Dorf IIb hat dann in seiner aus Ib, IIa, IIIb und IIc bestehenden Umwelt 25% Menschen mit der abweichenden Hutform. Dementsprechend wird auch nur ein Viertel der Menschen von IIb diese Hüte übernehmen. Gehen wir, wenn dies geschehen ist, nach IIIb, dann haben die Menschen dieses Dorfes gar nur $^{25}/_{4} = 6^{1}/_{4}\%$ Menschen mit dieser Hutform in ihrer Umwelt; ebenso selten übernehmen sie daher auch die ungewohnte Form. Im Dorfe IVb wird ein solcher Hut zur großen Seltenheit geworden sein, nach Vb wird sich überhaupt kaum mehr einer verirren.

Abb. 11. Adoptionsneigung und Verbreitungsdichte (vgl. Text).

Unter solchen Bedingungen kommt, wie man sieht, die Verbreitung einer Hutform schon in geringer Entfernung zum Stillstand. Was hier an einem räumlichen Beispiel gezeigt wurde, gilt natürlich ähnlich für jedes abgestufte Adoptionsgefälle.

Was alle Adeligen haben, wird sich vielleicht das reichste Viertel aller Bürger und das wohlhabendste Hundertstel aller Bauern geleistet haben. Was schon von den Adeligen nur jeder vierte hat, schaffte sich höchstens jeder zehnte Bürger und so gut wie gar kein Bauer an.

Oder man denke an die „Dämpfung", welche Befehle und Anordnungen in jeder Organisation dadurch erfahren, daß die hintereinandergeschalteten Zwischenstellen sie nicht ideal, sondern vielleicht nur zu 90% dem ursprünglichen Sinn entsprechend ausführen. Bei der vierten Zwischenstelle sind dann nurmehr zwei Drittel des ursprünglichen Sinnes übrig (90%, 81%, 73%, 66%).

Oder: Wieviel ist von der Almosenbitte des Pfarrers beim Kirchgänger selbst, bei den Familiengliedern, denen er sie erzählt, bei den

Nachbarn, die sie von den Familiengliedern erzählt bekommen, noch übrig?

Man versteht nach diesen Beispielen, wie einschneidend die Abhängigkeit der Übernahme von der Angebotsdichte die Verbreitung aller Arten von kulturellen Umweltstücken beeinflußt. Besonders bei der Frage, wieso es auf Erden seit jeher so verschiedene menschliche Kulturen gab, werden wir diese Einsicht berücksichtigen müssen.

b) Bedeutungswandel

Die aktuelle Stellung, welche ein Kulturgut im Seelenganzen einnimmt, ändert sich natürlich ununterbrochen. Nehmen wir ein einfaches Stück Hausrat als Beispiel. Der Schreibtisch wird nur zeitweise überhaupt beachtet, man sitzt nur zeitweise daran, vergleicht ihn nur manchmal mit anderen Schreibtischen, faßt ihn nur manchmal mit der übrigen Zimmereinrichtung zusammen auf, benutzt ihn für verschiedene Zwecke, bringt ihn mit verschiedenen Erlebnissen in Zusammenhang usf. Dies im einzelnen zu erforschen ist Sache der Psychologie.

Mit typischen und dauernden Veränderungen der Mensch-Kulturgutbeziehung hat sich aber die Kulturbiologie zu beschäftigen. Zu diesen gehört der Bedeutungswandel.

Kulturellen Bedeutungswandel nennen wir Veränderungen des Gutcharakters bei unveränderten sachlichen Eigenschaften des betreffenden kulturellen Umweltstückes — also Verschiebungen der Mensch-Kulturgutbeziehung, bei denen nach ihren sachlichen Eigenschaften gleichgebliebene Güter doch in eine andere Stellung zum Menschen rücken, so daß gleichsam das Kulturgut gleichgeblieben, der Mensch gewandelt ist.

Die veränderte Bedeutung kann von anderen Menschen übernommen sein, dann ist sie selbst eine Adoption. Oder sie stellt sich absichtslos bzw. durch eine eigene Entdeckung des wertenden Menschen ein. Der Bedeutungswandel kann die Anwendungsweise des Gutes oder seinen erlebten Wert betreffen.

α) *Gewandelte Anwendungsweise*

Jede wesentliche Neuanschaffung ändert bis zu einem gewissen Grade die Verwendung der bisherigen Güter. Denn sie bilden alle zusammen ein „Leistungsgesamt", in dem einzelne Teilstücke nicht willkürlich hinzukommen oder ausfallen können, ohne daß vieles anderes mit betroffen wird.

Wenn zum Klavier ein Rundfunkempfänger, wenn zum Porzellan-Kaffeegeschirr noch ein lustiges Keramikgeschirr, wenn zur Füllfeder eine Schreibmaschine tritt, dann ändert sich natürlich auch die Benutzung des älteren Gerätes.

Ist das neue Gut dem älteren wesentlich überlegen, dann gerät dieses in ein Stadium der „Restnutzung", die häufig seinem Ausscheiden vorangeht (vgl. S. 100).

Ein schon lange bekanntes Gut kann aber auch auf einmal steigenden Wert bekommen, auf ganz neue Weise entdeckt werden. Auf musikalischem Gebiete sei an das Saxophon erinnert, das erst neunzig Jahre nach seiner Erfindung im Jazz das Leitinstrument eines ganzen Musikstiles wurde, auf theoretisch-physikalischem Gebiete an die Matrizenrechnung, welche dreißig Jahre nach ihrem Entstehen der Quantenmechanik das mathematische Rüstzeug lieferte und so zu ungeahnter Bedeutung kam. Auch viele Nahrungsmittel haben in den letzten Jahrzehnten eine „Rangerhöhung“ erfahren, die sie sich nicht hätten träumen lassen (Obst, Tomaten, Leber, Nieren und andere Innereien, Haifischfleisch, das erst verkäuflich wurde, als es als „Schillerlocken“ mit einem phantastischen Namen aufgeputzt in den Fischgeschäften erschien).

β) *Gewandelte Wertung*

Wir greifen zwei besonders allgemeine Formen des Bedeutungswandels heraus, die sich bei fast allen Kulturgütern irgendwie wirksam zeigen: den „gefühlsmindernden“ und den „gefühlsmehrenden“ Ablauf des Bedeutungswandels. Der Kern des einen ist unter das Schlagwort „Reiz der Neuheit“, der Kern des anderen unter das Schlagwort „Macht der Gewohnheit“ zu stellen. Auch in diesen Ausdrücken zeigt sich, daß es sich um gewissermaßen „komplementäre“ Erscheinungen handelt.

Wir beginnen mit der Besprechung des gefühlsmindernden Bedeutungswandels. Vom „Reiz des Neuen“ haben wir zur Erklärung kurzwelliger Modestöße schon einmal gesprochen. Er bewirkt bevölkerungstypische Änderungen der seelischen Wertung bestimmter Modeerscheinungen dadurch, daß ein ähnlicher Gefühlswandel vom entzückten Kennenlernen zur langweiligen Wiederholung sich bei vielen Menschen ungefähr gleichzeitig abspielt.

Wie steht es aber, wenn ein tiefergreifendes und zu langem Leben bestimmtes Kulturgut ebenfalls mit starkem Reiz der Neuheit einsetzt und dann im Verlaufe von Generationen für die Menschen immer gewohnter und belangloser wird? Warum wiederholt sich der Neuheitsreiz nicht für alle nachrückenden Jahrgänge immer wieder?

Die kulturellen Auswirkungen, die von der Neuheit eines Kulturgutes ausgehen, sind von vornherein vorwiegend an die zu der betreffenden Zeit erwachsenen Personen gebunden. Nur für die Erwachsenen, die schon in einer ihnen endgültig vertrauten Welt leben, hat das neue Hilfsmittel, die neue Idee, die neue Einsicht die Bedeutung eines umstürzenden Widerparts zum bisher Gewesenen. Für die jungen Menschen geht das kulturgeschichtlich Neue viel eher in der Flut des ihnen persönlich Neuen unter.

Auch ist es für die Welt der Erwachsenen wenig von Belang, was die jungen Leute fühlen und denken, denn sie sind ja noch unfertig, können ihre Eindrücke noch nicht gestalten, nicht zu neuen Gütern von Dauerbedeutung formen. Anders, wenn die Erwachsenen von etwas Neuem betroffen werden, die schon in Stellungen sind und schon die Reife haben, auf den Eindruck in einer kulturell merklichen Weise zu antworten.

Die heranwachsende Jugend erlebt das die Erwachsenen aufregende Geschehen als eine unter vielen anderen Aufregungen, welche das Hineinwachsen in die ihnen subjektiv neue Welt der Kultur bereithält. Wenn diese nachkommende Generation erwachsen ist, dann wird sie sich mit dem wenige Jahre vorher noch erregend neuartigem Gut ebenso innerlich abgefunden und „ins Benehmen gesetzt" haben, wie mit der ganzen übrigen Welt, in die sie hineinwuchs.

Was Kulturgüter bedeuteten, als sie neu waren, kann darum die Nachfahrengeneration selten richtig einschätzen. So fällt diese Seite der Geschichte ebensoleicht unter den Tisch, wie der ungeheure Spannungsreichtum der werdenden individuellen Seele nur von den wenigsten Erwachsenen noch bemerkt und nachgefühlt wird.

Da kulturell Neues nur im Leben einer Erwachsenengeneration auftauchen kann, kennzeichnet die damit zusammenhängenden Erscheinungen jene Unwiederholbarkeit, die sonst nur dem individuellen Lebensablauf zukommt.

Natürlich hat der „Reiz des Neuen" je nach seiner Art eine sehr verschiedene Bedeutung. Es kann sich um Erschütterungen handeln, die die ganze bisherige Bedeutung und Bewertung der Welt aus den Angeln heben, oder aber um leichten Kitzel, der dazu bestimmt ist, nach flüchtigem Wohlgefallen zu vergehen.

Der Kulturforscher Frobenius hat für „gefühlsmindernde Abläufe" der ersteren Art die Stufenfolge von Ergriffenheit, Begreifen, Benutzen und Abnutzen geprägt. Wird ein Mensch von etwas Neuem getroffen, das ihn ergreift, d. h. das in die Sicherheit seiner geistigen Welt irgendwie aufrührerisch einbricht, dann sucht er zuerst durch neues Begreifen diese innere Sicherheit wiederherzustellen. Begreift er das Neue einmal, dann zeigt sich nicht nur die seelische Erschütterung überwunden, sondern es werden auch Möglichkeiten zur nutzbringenden Anwendung sichtbar. Ist die Anwendung von technisch-sachlicher Art, dann werden sich wohl die Exemplare, z. B. die nach dem neuen Gedanken gebauten Maschinen, abnutzen, nicht aber die Idee als solche. Diese wird wertvoll bleiben, solange sie nicht durch eine bessere technische Idee überholt wird.

Anders bei Gütern, die im Stadium der Benutzbarkeit nicht sach-, sondern menschenbezogen sind, wie religiöse, soziale oder künstlerische

Güter. Diese unterliegen als Ideen der von Frobenius gemeinten Abnutzung immer dann, wenn auch für die Benutzbarkeit ein Rest der ursprünglichen Ergriffenheit, des ursprünglichen Gefühlssturmes noch nötig ist. So führt sich unsere gesellschaftliche Konvention, die so unentbehrlich, aber an vielen Stellen auch schon so abgenutzt ist, auf die von „Weltbegreifern", von Philosophen gelehrte Moral, und diese wieder auf das unmittelbar ergreifende „Ethos der Weltordnung" zurück. Ethos entspricht also der Ergriffenheit, Moral dem Begreifen, Konvention der Benutzung, die zur Abnutzung wird, sobald die Gefühlsströme des ursprünglichen Ethos ganz abgerissen sind.

Ein anderes Beispiel ist der Staat. Die Idee des Staates kam den Menschen vielleicht ursprünglich unter dem ergreifenden Eindruck ersterlebter Weltordnung. Im griechischen Altertum war der Staat ein wesentlicher Gegenstand der „Weltbegreifer". Im 19. Jahrhundert sollte der Staat allenthalben auf seine nur nützlichen Funktionen beschnitten und beschränkt werden. Damit nutzte sich die Staatsidee vieler europäischer Völker aber bedenklich rasch ab. Auch der nützliche Staat kann nur bestehen, wenn er seinem ursprünglichen Lebensquell, der übernützlichen Ergriffenheit immer genügend nahe bleibt.

Diese Beispiele zeigen auch, daß sich gefühlsmindernde Abläufe entsprechenden seelischen Tiefganges ohne weiteres über viele Geschlechterfolgen hin erstrecken können. Der Faden dieser Abläufe kann nämlich ohne weiteres immer wieder von den Menschen nachfolgender Geschlechterfolgen dort aufgenommen werden, wo die Väter ihn aus der Hand sinken ließen. Es kann viele Geschlechter dauern, bis anstelle der unmittelbaren Erschütterung durch ein unbegreifliches „Urphänomen" eine Möglichkeit tritt, es zu begreifen. Und wieder kann es unbegrenzt lange dauern, bis ein heller Kopf einsieht, wozu man das Begriffene verwerten kann. Der Staat oder das Ethos ist dann in diesen drei Entwicklungsstufen als typisches, adoptiertes Kulturgut etwas jeweils anderes. Alle Menschen der ersten Stufe erfahren ihn oder es anders als alle Menschen der dritten Stufe.

Die Gefühlsminderung und geistige Verfestigung durch Wandel einer Idee aus einer unmittelbar ergreifenden in eine mittelbar anwendungsfähige Form, wird auch durch die immer größere Zahl sachlicher Einrichtungen gesteigert, welche im Dienste der Idee geschaffen werden.

Denken wir an den Staat! Er tritt uns Heutigen längst in einer Fülle von speziellen Funktionsträgern ausgegliedert entgegen. Diese bilden für die Staatsidee sozusagen einen nachträglich hinzukommenden „sekundären Trägheitsleib". Während aber das ursprüngliche Staatlichkeitserlebnis vom Anschwellen und Abklingen des Zusammenhängigkeits-

gefühles der Genossen abhing, erfüllt dieser sekundäre Trägheitsleib nicht nur die speziellen Aufgaben, die den einzelnen Würdenträgern, Beamten und Soldaten zugewiesen sind, sondern auch die sehr allgemeine Aufgabe, die Gemeinschaft von solchen Gefühlsschwankungen unabhängig zu machen.

Man kann aber nicht gefühlsunabhängig werden, ohne daß sich das Gefühl im ganzen mindert. So ist es wohl eine ständige Aufgabe der inneren Staatskunst, beides in den Dienst des Ganzen zu stellen, die lebendige Begeisterung wie den verfestigten „sekundären Trägheitsleib" des Staates. Aber es kann doch kaum ausbleiben, daß sich das Erlebnis der Staatsidee in gefühlsminderndem Sinne wandelt, wenn einmal anstelle der Erschütterung durch das Politische die Büroarbeit und die Polizeiwachtmeister getreten sind.

Wir haben uns in den letzten Beispielen, die den typischen Lebensweg von Ideen betrafen, an knappe Andeutungen gehalten, die nur die Weise des Bedeutungswandels kennzeichnen sollten; im ganzen ist das kulturelle Wirkungsgefüge, das an das Auftauchen einer erschütternden Idee anschließt, so umfassend, wie Kulturleben überhaupt. Man könnte an einer einzigen derartigen, zur geschichtlichen Macht gewordenen Idee, wie am Christentum oder am Preußentum, die ganze biologische Kulturlehre entwickeln.

Wir nannten den gefühlssteigernden Bedeutungswandel, der an die „Macht der Gewohnheit" anschließt, komplementär zum gefühlsmindernden Bedeutungswandel. Was ein neuer Gedanke an „Reiz der Neuheit" verliert, kann er gleichzeitig immer wieder dadurch aufholen, daß er den Menschen gewohnter, lebendiger, wichtiger wird.

Gefühlssteigernder Bedeutungswandel geht als Traditionsbildung, als mythologische und als spekulative Ausschmückung vor sich. Bei allen Vorgängen des gefühlssteigernden Bedeutungswandels spielt seelenkundlich die „Wachstumsformung" eine besondere Rolle.

So geht die auf dem Wege der Traditionsbildung zustandekommende Wertsteigerung der Güter dem gefühlsmäßigen Alter der betreffenden Mensch-Kulturgutbeziehung im allgemeinen parallel. Man kann in dieser Hinsicht wohl folgende sechs Hauptgruppen bilden: Güter, die man 1. als Erwachsener frisch kennenlernt, die man 2. als Erwachsener kennengelernt hat und nun schon lange kennt, die man als Kind 3. als den Eltern neu und 4. als den Eltern gewohnt, 5. als den Großeltern neu und 6. als auch den Großeltern gewohnt kennengelernt hat. Je älter, desto gefühlsgesteigerter!

Weiter als bis zu den Großeltern reicht wohl das selbsttätige geschichtliche Bewußtsein der Menschen im allgemeinen nicht zurück. Mit dem, was das Kind als den Großeltern seit je gewohnt empfand, ist für

das Bewußtsein der meisten die Grenze dessen erreicht, was überhaupt „seit jeher so gewesen".

Es sind ganz bestimmte Werterhöhungen, die durch die Bildung von Traditionen zustandekommen können. Alteingeführte Güter erhalten die Selbstverständlichkeit, Notwendigkeit und Unabänderlichkeit von Stücken einer an sich geltenden Weltordnung. Sie „verwachsen" mit den tragenden Menschen, indem sie erinnerungsgeladen, oft bewährt, gut gekannt, indem sie „ein Stück von einem selbst" werden (vgl. S. 36). Sie haben Zeit, ein immer unentbehrlicherer Bestandteil der Kulturordnung zu werden. Sie gewinnen durch an sie anschließende Mythenbildung und spekulative Ausschmückung immer mehr an seelischem Gewicht. In anderen Richtungen sind die älteren Güter durchaus nicht immer im Wertvorteil.

Die Rolle der Mythenbildung und der spekulativen Ausschmückung für den Kulturlauf wird von verschiedenen Schriftstellern ungleich hoch eingeschätzt. Es handelt sich dabei jedenfalls um die schöpferischen Seiten der Gewöhnung und Traditionsbildung. Mythenbildung und Spekulation können sich in primitiven Kulturen besonders breit auswirken, weil ihr Fortgang und ihre Adoption seltener auf das Hemmnis „sachkorrelierender Kritik" stößt. Wo aber ein gefühlsstarkes Erlebnis im Großstadtdasein auch nur eine kleine Lücke offenfindet, durch die es der Kritik entwischen kann, ist die Mythologie gleich wieder da. Man denke an die Aussagen über einen verwickelteren Autounfall!

In der Kulturphilosophie und in der Kulturtheorie wurde ein gewisser Streit darüber ausgefochten, ob der Bedeutungswandel der Güter öfter in gefühlsmindernder oder in gefühlsmehrender Richtung verlaufe. Beck und Vierkandt verfochten die nachträgliche Gefühlssteigerung und Wertmehrung. Sie meinten, daß in der Regel die ersten Erfindungsschritte recht simpel und einfach waren und erst nachträglich Mythus und Spekulation, Sinngebung und Bedeutungserhöhung dazukämen. So sei der Pflug zuerst gebraucht worden, und dann erst allmählich zu seiner gefühlsstarken, kultähnlichen Stellung im Völkerleben gekommen.

Gerade über den Pflug war E. Hahn der entgegengesetzten Meinung gewesen: Ursprünglich sei mit dem Aufritzen der Erde nur ein phallischer Fruchtbarkeitskult gemeint gewesen, und nachträglich sei dieses Kultgerät zum gefühlsgleichgültigen Arbeitsgerät herabgesunken.

Solchen theoretischen Spekulationen gegenüber empfindet man immer wieder, wie dringlich es ist, in der Kulturkunde zur genauen, schrittweisen Untersuchung empirischer Einzelfälle vorzudringen. Die Regeln des Bedeutungswandels sind gerade auch wieder kulturpolitisch besonders bedeutsam, so daß der Schritt vom bloßen

Begreifen dieser Dinge zu ihrer Anwendung im Dienste des Volksganzen sicher nicht ausbleiben wird.

c) Ausscheiden von Kulturgütern

Menschliche Kultur wächst nicht wie ein Korallenstock unter Erhaltung alles dessen, was jemals gewesen war. Kulturgüter „sterben", wie Menschen sterben. Kulturgüter sind tot, wenn sie niemandem mehr lebendiger Besitz sind.

Wenn jedes Kulturgut, das sich neu durchsetzt, eindeutig besser wäre als das alte, und dieses verdrängen würde, dann würden die Vorgänge der Neuentstehung und des Ausscheidens sich die Wage halten: der Gesamtbestand der Kultur würde dann ähnlich gleichgroß bleiben wie der einer Bevölkerung mit ausgeglichener Bilanz von Geburten und Todesfällen. Tatsächlich wirkt aber eine ganze Reihe von Momenten in dem Sinne zusammen, daß das Ausscheiden älterer Güter mit der Neuentstehung nicht Schritt hält. Die Güterzahl einer Kultur, in der überhaupt lebendige Kräfte wirken, wird ihrem Gesamtbestand nach daher allmählich zunehmen. Die Gesamtkultur verhält sich hierin wie ein einzelner ehelicher Haushalt, in dem auch rascher zugekauft als ausgeschieden zu werden pflegt.

Der Gesamtbestand erhöht sich, weil mehr Neues hinzukommt als Altes wegfällt.

Viele neue Güter haben nämlich gar keine entwertende Wirkung, verdrängen gar kein anderes Gut, sondern setzen sich in guter Verträglichkeit neben das Alte. Man könnte solche Güter mit einem eigenen Namen als „bereichernde Adoptionen" den „übersteigernden" gegenüberstellen.

Typischerweise sind künstlerische Güter eher bereichernder, technische Güter eher übersteigernder Natur. Aber auch bei vielen neuen technischen Erfindungen tritt eher eine Bereicherungswirkung als eine Übersteigerungswirkung, die andere Güter entwertet, ein.

Als die Schreibmaschine erfunden wurde, verloren Tinte und Bleistift doch durchaus nicht ihre kulturelle Bedeutung. Auch der Rundfunk hat längst nicht die befürchteten Entwertungswirkungen für das Konzertleben gehabt, sondern diesem wohl ebensoviele Menschen neu zugeführt wie entzogen.

Die Übersteigerungs- und Entwertungswirkung einer neuen Erfindung wird nicht nur deshalb überschätzt, weil man die Grenzen ihrer Verwendbarkeit erst später einsieht. Eine solche Überschätzung tritt auch deshalb so leicht ein, weil man immer meint, ein neues Bedarfsdeckungsmittel müsse sich auf Kosten des älteren durchsetzen. Der Bedarf ist aber selbst ungeheuer erweiterbar. So wurden viele Erfindungen, die als Übersteigerungen auftraten, doch schließlich hauptsächlich Bereicherungen, die das Lebensrecht des Altgewohnten durchaus nicht vernichteten.

Auch deutlich übersteigerte, durch neue Errungenschaften entwertete Güter bleiben aber mit großer Zähigkeit noch lange wirksam, teils weil sie doch noch auf einem beschränkteren Gebiet wertvoll bleiben, teils weil ihnen der „Vorrang des schon Vorhandenen", die Wachstumsformung der Menschen und die Macht der Gewohnheit zugute kommt.

Das alte Gut soll ausgebraucht werden, es wird Kinderspielzeug, es wird Armeleutesache, es wird Spezialgerät für besondere Zwecke, welche das neue nicht leisten kann, es wird Symbolträger feierlicher, erinnerungshelfender Handlungen, es wird aus einem Gebrauchs- zum Luxus- und Kunstgegenstand, es bleibt in den Händen einiger weniger Menschen von besonderer Neigung, wird im Schulunterricht noch längst übermittelt, wenn schon „kein Hahn mehr danach kräht", es bleibt in Bildern der Sprache erhalten, es wird noch gekannt, wenn schon keine wirkende Verbundenheit besteht.

Es gibt in vielen Kulturen sogar Spezialorgane für die Ablagerung gelebten Lebens, ausgebrauchter Kulturgüter — Bücher, Archive und Museen.

Durch diese lange und zähe Erhaltung von Resten und gleichsam Skeletten der ausgeschiedenen Kulturgüter besteht auch immer wieder die Möglichkeit des Neuauftauchens.

Solches Neuauftauchen kommt auf dem Gebiete der künstlerischen Schöpfung am ehesten in Betracht. Denn es bedarf dazu keiner anderen Vorbereitung, als daß das schöpferische Individuum in einem „Sachfriedhof" — in einem Museum oder Archiv — zur Neugestaltung angeregt wird. Technische Güter, die einmal weggestellt sind, tauchen viel weniger leicht wieder auf, denn gerade auf dem Gebiete der sachbezogenen Wirkungsmittel sind sich die Wertungen der Menschen ziemlich unabänderlich einig. Kaum ein Mensch, der die Eisenbahn kennt, wird außer zur gelegentlichen Romantik noch Postkutsche fahren wollen.

Politische Gesamtzustände endlich könnten beim besten Willen nicht wirklich neu auftauchen. Urbild und Nachahmung bleiben da so verschieden wie Cäsar und Napoleon, die beide Konsuln und Kaiser waren. Gewöhnlich ist der alte Zustand in Museen und Archiven ja auch sehr lückenhaft aufbewahrt. Zu einbildungsbeflügelnden Bildern kann eine Kenntnis noch lange reichen, die zu voller Rekonstruktion zu luftig wäre. Die einbildungsbeflügelnden Bilder von dem, was vordem war, sind aber eine wichtige Macht im Weitergang des politischen Geschehens.

Es braucht wohl nicht gesagt zu werden, daß auch das Ausscheiden eines Kulturgutes das Gesamtergebnis einer veränderten Adoptionsneigung der einzelnen Menschen der Bevölkerung ist. Spätes oder frühes Aufgeben eines Gutes ist daher ebenso kennzeichnend für die Wesensart, wie frühes oder spätes Übernehmen des Neuen. In gewisser Weise ist beides nur eine verschiedene Ausdrucksweise. Man kann die alten Männer des S. 152 gebrachten Beispieles ebensogut dadurch kennzeichnen, daß sie die unmodernen Kragenformen spät ablegen, wie dadurch, daß sie die

modernen Kragen erst spät annehmen. „Ausscheiden von Kulturgütern ist Adoption mit umgekehrten Vorzeichen."

3. Mannigfaltigkeit und Einheit in der Kultur (Die Typisierung der Kulturgüter)

In der völkerkundlichen und kulturgeschichtlichen Kulturforschung sieht es immer so aus, als wäre „die" Kultur einer „Zeit" etwas in sich einheitliches. Denn es herrscht in der Darstellung die Gewohnheit, so zu tun, als könne man die beschriebenen Geräte oder Vorstellungen einfach dem Volke oder der Geschichtsepoche zurechnen, in denen sie gefunden wurden. Wir hören etwa, daß „die Römer" schon die Zentralheizung gekannt hätten oder daß Schädeldeformation „in Peru Brauch sei". Die meisten völkerkundlichen Monographien über einen bestimmten Stamm tun so, als hätte dieser eben eine bestimmte Kultur mit so und sovielen Merkmalen.

Wir haben schon S. 68 ff. in einem „Spiel begrifflicher Möglichkeiten" gesehen, wie schwierig es ist, überhaupt klar anzugeben, was denn zur „Kultur einer Bevölkerung" gehöre. Da geisteswissenschaftliche Kulturbeschreibungen über diese Schwierigkeit mit traumwandlerischer Sicherheit hinwegzugleiten pflegen, ist es die Pflicht einer realistischen, wirklichkeitsnahen Kulturkunde, einmal darzustellen, wieweit die Einheitlichkeit in der Kultur einer Bevölkerung überhaupt zu gehen pflegt und wieweit die Mannigfaltigkeit der Individuen reicht.

Das Übersehen der individuellen Mannigfaltigkeit im Kulturgeschehen hat seine genaue geistesgeschichtliche Parallele in der Neigung der älteren Rassenkunde, von Urrassen und Rassentypen gleich auszugehen, anstatt solche aus der Vielfalt der Einzeltatsachen, die allein der Erfahrung gegeben sind, auf statistischem und korrelativem Wege zusammenzubauen.

Wir haben aber für die Frage „Rasse und Kultur" die Beschäftigung mit den einzelnen Wirkungsschritten und mit der individuellen Mannigfaltigkeit des Kulturgeschehens besonders nötig. Denn *diese individuellen Einzelgeschehnisse bilden ja gerade die Verknüpfungspunkte von Rasse und Kultur. Nur Einzelmenschen* kann man gleichzeitig eine bestimmte Erbbeschaffenheit und eine bestimmte Kulturleistung zuschreiben.

Wir fragen nicht nur nach dem Tatbestand der kulturellen Mannigfaltigkeit und Einheit, wir suchen auch nach Sinn und Ursachen. Dabei leitet uns die folgende Überlegung.

Wir wollen einmal eine Bevölkerung voraussetzen, die dem S. 68 erörterten biologischen Begriff der Bevölkerung besonders genau entspricht: eine Vielheit von Menschen, die genau der gleichen Umwelt wirklich gleichartig gegenübersteht.

Wenn diese Bevölkerung dann auch noch in ihren Bedürfnissen, Anlagen und Neigungen so gleich ist, als ob sie aus lauter eineiigen Zwillingen bestünde, dann müßte die genau gleiche kulturelle Ausstattung für jeden einzelnen die beste Anpassung an die Umwelt bedeuten, es wäre also zu erwarten, daß alle Menschen der Bevölkerung die gleichen Güter kennen und verwenden würden.

Nun ist eine solche ideal einheitliche Bevölkerung mit ideal einheitlicher Umwelt natürlich nur eine abstrakte Phantasie; aber die wirkliche Kultur einer wirklichen Bevölkerung wird sich dieser Phantasie um so mehr annähern, je einheitlicher die Rasse und je einheitlicher die Umwelt ist.

Damit erst ist der biologische Sinn eines Studiums von Mannigfaltigkeit und Einheit (Typisierung) in der Kultur abgesteckt. Wo sich ein Kulturgut einheitlich bei allen Menschen findet, muß sich diese Typisierung auf die Einheitlichkeit einer Umweltforderung und der Reaktionsweise darauf zurückführen lassen, wo die Menschen der gleichen Bevölkerung kulturverschieden sind, müssen Unterschiede der Umwelt oder der Veranlagung daran schuld sein, daß sie nicht zur Einheit kommen.

a) Aufgliederung empirischer Beispiele

Wir beschreiben zunächst den Tatbestand von Einheitlichkeit und Mannigfaltigkeit der Kultur in einer nach ihrer Umweltstellung homogenen Bevölkerung. Wir greifen zu diesem Zwecke auf unser sozial einheitliches Geestbauerndorf zurück.

Von den insgesamt 150 verschiedenen Landwirtschaftsgeräten, die im Dorfe gefunden wurden, kommen nur 27 auf allen Höfen gemeinsam vor, 123 sind in ihrer Verbreitung auf einen Teil der Höfe beschränkt: $^2/_5$ aller Geräte finden sich nur auf einem Drittel der Höfe. 25% aller Geräte finden sich nur ganz selten (höchstens auf jedem zehnten Hof). Die Einheitlichkeit der Hofausstattungen ist also über alle Erwartung gering. Dabei ist noch zu bedenken, daß das Wirtschaftssystem aller Höfe in großen Zügen das gleiche ist, und daß man überhaupt gerade im Arbeitsgerät eine größere Einheitlichkeit erwarten würde als auf anderen Kulturgebieten.

Man fragt sich danach geradezu: wie ist es technisch überhaupt möglich, daß die Ausstattung der Höfe so ungleich, so wenig typisiert ist? — Wir wollen einmal davon ausgehen, daß die allgemein vertretenen Geräte unter den gegebenen Verhältnissen das unerläßliche Minimum, die „eiserne Ration" für den Leistungszweck „Landwirtschaft auf norddeutschen Geestböden" darstellen.

Was gehört alles zu dieser „eisernen Ration"? Pflug, Egge, Heugabel, Sense, Harke, Dengelgerät, Milchkanne, Ackerwagen, Wagentau, Pferdegeschirr, Leiter,

Wasserpumpe, Spaten, „Hungerharke" zum Nachlesen des Feldes, Dreschgerät, Heidesichel, Heideharke, Pferdestriegel, Mistgabel, Milcheimer, Milchkanne, Wagenschlüssel, Schiebekarre, Armkorb, Mulde, Schaufel, Mehlsieb.

Auch diese Geräte fehlen noch manchmal, aber solche Höfe kann man wohl als „pathologisch arm" bezeichnen.

Alle übrigen 123 Geräte fehlen aber oft, und auch auf durchaus leistungsgesunden Höfen. Woher kommt diese Entbehrlichkeit? Geräte, die nicht allgemein vorkommen, können sich zur „eisernen Ration" verschieden verhalten. Sie können:

a) den gleichen Zweck etwa gleichgut erfüllen,
b) den gleichen Zweck schlechter oder besser erfüllen,
c) einen Teil des Zweckes spezialisiert erfüllen,
d) Geräte für auch von Hand oder mit den natürlichen Mitteln des Körpers erfüllbare Zwecke sein,
e) einen ganz neuen Leistungszweck erfüllen.

Wir wollen die Liste der nach diesen Gesichtspunkten eingeordneten 123 nicht allgemeinen Geräte hier nicht einfügen und geben gleich das allgemeine Ergebnis wieder. Es überwiegen die bloßen Verbesserungen und Spezialisierungen (b und c) Auch die wenigen Geräte, die unter die Gruppe d) fallen, gehören schließlich unter die Verbesserungen.

Selten sind Parallelgeräte (a), ebenso selten Geräte für ganz neue Leistungszwecke (e).

Die in unserem Geestdorf nicht allgemein vertretenen Geräte können also deshalb fehlen, weil die meisten von ihnen etwas leisten, was man schließlich auch mit den 27 Geräten der eisernen Ration, oder mit der von Hand ausführen kann. Das geschieht auch auf den Höfen, denen jeweils diese verbesserten und spezialisierten Geräte fehlen.

Dadurch, daß so viele Geräte nicht lebensnotwendig, sondern nur mehr oder weniger wünschenswert sind und z. T. an Luxus und Hypertrophie grenzen, vollzieht sich die jeweils verschiedene Gerätewahl der einzelnen Bauern in verhältnismäßiger Freiheit, zwar zweckentsprechend, aber nicht durch eindeutige Not erzwungen. Das erklärt schon viel von der Verschiedengestaltigkeit der Wahl.

Jeder Bauer hat von Zeit zu Zeit für Anschaffungen einen bestimmten Betrag frei. Er wird oft in die Lage kommen, selbst bei reiner Zweckü berlegung etwa gleich gut mehrere verschiedene vervollkommnende Geräte wählen zu können. Dadurch wird der eine Hof in der einen, der andere in der anderen Arbeitsrichtung fortgeschrittener oder unvollkommener sein. Vorlieben, Unverstand, Wünsche, Beeindruckung, Reklame und Vertreterbesuch wirken des weiteren mit. Solche wesensartliche Momente verbreitern weiters die Mannigfaltigkeit der Wahlergebnisse.

Zudem erfolgt die Wahl auf jedem Hof in verschiedener Ausgangslage. Die Gerätewelt jedes Hofes ist durch einen schon lange andauernden historischen Prozeß schrittweise geworden. Was vorgestern getan oder unterlassen wurde, bestimmt wesentlich darüber mit, was heute zweckmäßig und unzweckmäßig ist.

Verhältnismäßig freies Wählen unter mehreren etwa gleich guten Entscheidungen, die Wesensart und die Wirkung des historischen Gefüges bestimmen vor allem die Mannigfaltigkeit der über das unbedingt Notwendige hinausgehenden Geräte in den verschiedenen Höfen des Dorfes.

Hätte man von diesem Tatbestand und von den Überlegungen, zu denen er geführt hat, in einer volkskundlichen oder völkerkundlichen Beschreibung „der Geestbauernkultur" etwas zu hören bekommen? Ohne Zweifel ist es mühsamer, aus Karteien und Statistiken ein Bild der Verhältnisse zusammenzubauen, als sich leichthin auf die „persönliche Kenntnis des Dorfes" zu verlassen. Aber zur Kulturkunde führt solches eindrucksmäßiges Verfahren ebensowenig, wie man mit Wolkenschilderungen Meteorologie treiben oder durch Beschreibung eines Bergrutsches auf das Fallgesetz kommen kann.

Der Volkskundler wird vielleicht antworten: Das sind doch Dinge, die überall ungefähr gleich sind. Nun: abgesehen davon, daß wir gerade das Regelmäßige am Geschehen für den eigentlichen Stoff der Wissenschaft halten, die Dinge sind gar nicht überall ungefähr gleich. Schon in unserem Thüringer Dorf sind die Verhältnisse wesentlich andere. 72 von 185 Geräten sind dort allgemein vertreten (gegenüber 27 von 150 im Geestdorf), auch sonst ist die Einheitlichkeit im Thüringer Dorf weitaus nicht so gering wie im Geestdorf (vgl. S. 95).

Wie ist die größere Einheitlichkeit im Thüringer Dorf zu erklären? Sie ist wohl eine Folge der allgemein größeren Wohlhabenheit. Man kann nämlich auch innerhalb des Geestdorfes sehen, daß es in den 15 ärmeren Höfen nur 11%, in den reicheren Höfen aber 28% allgemein vorhandener Geräte gibt.

Besonders häufig sind auf den wohlhabenderen Höfen auf der anderen Seite auch die nur vereinzelt vertretenen Geräte, zumeist besonders moderne oder luxushafte Einführungsversuche, wie die reichen Bauern sie sich leisten können.

Wohlhabenheit vereinheitlicht die Lebenshaltung also (abgesehen von den Versuchen mit ausgefallenen Kulturgütern, auf welche auch wieder am ehesten reichere Leute kommen).

Man kann auch leicht theoretisch ableiten, warum Armut kulturelle Uneinheitlichkeit bedingt. Nehmen wir einmal an, es gäbe im deutschen Raum gegenwärtig insgesamt 250 Landwirtschaftsgeräte, deren Anschaffung in Betracht kommt. Je geringer die Zahl der Anschaffungen, desto uneinheitlicher werden bei annähernd zufälliger Verteilung natürlich die Auswahlen sein.

Eine reichhaltige Kultur wie die moderne europäische führt daher schon aus Gründen der Wahrscheinlichkeitslehre zu besonderer Un-

einheitlichkeit der Lebenshaltung, solange die Menschen nicht wohlhabend genug sind, um sich einen großen Teil aller Güter, die es gibt, auch leisten zu können.

Man kann aus diesen Überlegungen schlußfolgern, daß Naturvölkerkulturen schon einfach deshalb verhältnismäßig einheitlich sein mögen, weil sie „wohlhabend in ihrer Armut“ sind, d. h., weil sie wohl nicht sehr viele Kulturgüter kennen, sich diese wenigen aber auch im allgemeinen viel eher beschaffen können, da Geldbesitz dafür nicht so wichtig ist. Solche Schlußfolgerungen könnten aber in sehr mißlicher Weise wesentliche Punkte übersehen. So müssen wir nach einem Jahrhundert eifriger Arbeit der Völkerkunde bekennen: über die wirkliche Einheitlichkeit oder Mannigfaltigkeit der Lebenshaltung der Individuen einer Naturvölkergemeinschaft wissen wir noch fast nichts.

Bis vor kurzem glaubte man überhaupt, unter Naturvölkern gäbe es keine Individuen in unserem Sinne — einfach weil die Reisenden im Sinne des „Prinzipes des Unterscheidungsminimums“ immer nur von Gesamteindrücken, nicht von den individuellen Besonderheiten der Wilden sprachen. Bei näherem Nachsehen gibt es sehr wohl höchst ungleiche Charaktere unter den Naturvölkern.

Auch der Mythus von der kulturellen Einheitlichkeit innerhalb von Kulturvölkergemeinschaften muß aber in Trümmer gelegt werden. Er ist sicher um nichts begründeter als der Glaube an die Unindividualisiertheit der „Primitiven“, beherrscht aber trotzdem bis in die neueste Zeit die Vorstellungen. Kulturbiologie kann man auf diese Weise nicht treiben!

Es gibt m. W. in der ganzen völkerkundlichen Literatur nichts, was man zum Vergleich neben die bauernkundlichen Materialien, die nach Scheidt aufgenommen sind, stellen könnte, so elementar die behandelten Fragen für jede Kulturkenntnis sein sollten.

b) Kulturvereinheitlichende Kräfte

Wenn wir die Bedeutung eines Studiums der individuellen Mannigfaltigkeit der kulturellen Lebenshaltung betonen, gehen wir doch keineswegs an der Tatsache vorbei, daß die Lebenshaltung der Menschen, die zur gleichen Bevölkerung gehören, weit über das zufällige Maß hinaus ähnlich ist.

So besitzen Neapolitaner und Berliner ebenso „in der Regel“ anders eingerichtete Wohnräume oder anders gefärbte Kravatten, wie sie „in der Regel“ eine andere Augenfarbe und eine andere Körpergröße haben. Kulturtypen stellen ebenso wie Rassentypen zumeist nur relative Häufungen bestimmter Merkmale in bestimmten Bevölkerungen dar.

Wie kommt es zu diesen typischen Häufungen, zu dieser vereinheitlichten Lebenshaltung der Menschen der gleichen Bevölkerung?

α) *Die Menschen der gleichen Bevölkerung verhalten sich unabhängig voneinander aus mehreren Gründen besonders ähnlich*

Sie sind sich rassisch ähnlich, daher in ihren ererbten Verhaltensneigungen ähnlicher als Bevölkerungen ungleicher Rasse.

Sie stehen derselben landschaftlichen und klimatischen Umwelt gegenüber, die ihnen allen die gleichen Möglichkeiten eröffnet und die gleichen Anpassungen abfordert.

Sie kennen den gleichen schon erreichten Kulturzustand in ähnlicher Weise und sind volkscharakterlich durch besonders ähnliche Erfahrungen und Erlebnisse geformt.

Sie erkennen unabhängig voneinander von den ihnen angebotenen Geräten bestimmte als die für die gegebenen Zwecke wertvollsten, treffen also ähnliche Auslese des jeweils passendsten Kulturgutes.

Mit neuen Erfindungen machen jeweils viele Menschen, viele Hausfrauen, viele Bauern ihre Erfahrungen. Wenn eine bestimmte Gerätform einen deutlichen Vorsprung vor allen anderen hat, welche den gleichen Leistungszweck erfüllen wollen, dann können diese sämtlich ausgemerzt werden und ein einziges Gerät den Sieg davontragen.

Welche Rolle diese Vereinheitlichung des Kulturtypus durch Ausmerze alles nicht optimal Passenden hat, kann man nur in der Wirklichkeit erkunden. Man wird dann wahrscheinlich bald davon abkommen, die kulturvereinheitlichende Kraft der Auslese nach optimaler Leistungserfüllung zu überschätzen.

Was optimal ist, was am meisten vorzuziehen ist, darüber sind die Menschen auch der gleichen Kultur keineswegs eindeutig der gleichen Meinung. Unterschiede der Wesensart und des Verständnisses spielen mit. Erinnerungsladung, Menschenzusammenhang, Besitzdauer und die anderen „Merkmale der Mensch-Kulturgutbeziehung" wirken sich aus.

Auch rein sachlich gesehen ist gewöhnlich nicht eine einzige Geräteform unbedingt die beste. Es sei nur an die Bedeutung des Preises, u. U. auch der notwendig werdenden zusätzlichen Erfordernisse erinnert.

Ausmerzvorgänge nach optimaler Brauchbarkeit werden am ehesten zur Durchsetzung gewisser allgemeinerer Ideen, viel weniger leicht zur Durchsetzung einzelner Bauarten führen. Z. B. konnte der Pflug mit Eisenschar den Holzpflug schon vor Jahrtausenden verdrängen. Die speziellen Formen des Eisenpfluges leben aber nebeneinander. Es ist hier ebenso wie bei der Selektion von Rassen. Die Ausmerze fegt das nicht Erhaltungsfähige hinweg, aber die erhaltungsfähigen Formen, die übrig bleiben, haben noch immer viel individuelle Mannigfaltigkeit. Die Auslese steckt nur einen bestimmten Rahmen ab, innerhalb dessen noch mancherlei etwa gleich erhaltungsfähige Formen liegen.

In gleicher Weise kommt durch Auslese des Passendsten im Kulturleben nur „Rahmentypisierung" zustande, innerhalb dieses Rahmens bewegen sich die verbleibenden individuellen Möglichkeiten.

Dieses „Prinzip der Rahmentypisierung" ist von allgemeiner kulturkundlicher Bedeutung. Man kann es von Seite der Ausmerzevorgänge her begründen, es entspricht aber auch den mehrfach herangezogenen auffassungspsychologischen Eigenarten des Menschen. Dinge der Umwelt werden überhaupt nur in einer gewissen Allgemeinheit erfaßt (Prinzip des Unterscheidungsminimums und der Dinggliederung!), darum erkennen Menschen bestimmter Bevölkerungen auch immer einen Umkreis einander ähnlicher Dinge, nicht nur eine Spezialform als zu „ihrer Kultur" gehörig an. Zum Beispiel läßt jede Volkstracht innerhalb eines bestimmten Rahmens, der durch die kennzeichnenden allgemeinen Merkmale abgesteckt ist, den Einfällen des Einzelnen freie Bahn. Eine Steirerhose muß aus Leder sein, aber Lederhosen dürfen in Steiermark noch recht verschieden ausgestattet werden.

β) *Die Menschen der gleichen Bevölkerung beeinflussen sich gegenseitig und ahmen sich nach*

Wir haben bisher nur von Kräften gesprochen, die zur kulturellen Typenbildung auch dann führen würden, wenn die Menschen der Bevölkerung völlig blind für einander wären. In Wirklichkeit geht aber natürlich kein kulturvereinheitlichender Schritt ohne gegenseitige Einflußnahme und Nachahmung vor sich. Meist mischt sich Eigenreaktion und zwischenmenschliche Beeinflussung in schwer trennbarer Weise.

In Fällen, wo für Übernahme oder Ablehnung eines bestimmten Gutes die Verbundenheit, die Berührung der Menschen wichtig ist, können beide Teile einander etwa gleich viel geben, oder beim einen Teil überwiegt das Geben, beim anderen das Nehmen. Diesen letzteren Fall nennen wir „Nachahmung".

Beide Teile geben einander z. B. dann gleich viel, wenn zwei kluge Menschen einen Ankauf bereden und jeder gleichviel für und wider in die Waagschale zu werfen hat. Das Schlußergebnis ist dann weder dem einen noch dem anderen geistig vorwiegend zugehörig, und wenn beide daraufhin das gleiche tun, hat jeder daran seinen Anteil. Etwa gleiches Gewicht mehrerer Menschen beim gemeinsamen Handeln ist aber viel seltener als mehr oder weniger deutliche Ungleichheit, darum ist auch Nachahmung und nachahmungshaftes Handeln häufiger als völlige Gleichgewichtigkeit. Jedenfalls führt aber eine Kette von Übergängen von der gleichgewichtigen beiderseitigen Beeinflussung zur sklavenhaften einseitigen Nachahmung.

Unter den Antrieben der Nachahmung muß man wieder unmittelbare und mittelbare unterscheiden. Unmittelbare Antriebswirkungen übt das nachgeahmte Kulturgut durch sich selbst aus, dadurch daß es selbst wertvoll scheint. Unmittelbar motiviert ist die Nachahmung des Bauern, der sich dieselbe Dreschmaschine anschafft, die er beim Nachbarn zweckmäßig, und die gleichen Gnomenfiguren für den Garten, die

er bei einem anderen Nachbarn schön fand. Der Blick und die Wertung ist dabei auf die nachgeahmten Dinge selbst gerichtet.

Viel häufiger spielen aber mittelbare Antriebe bei der Nachahmung zumindest mit, oft geben sie eigentlich den Ausschlag. Man schafft z. B. des Nachbars Dreschmaschine oder seine Gnomenfiguren an, um ihm gleich zu werden. Dieser Wunsch, es jemandem gleichzutun und gewissen vorbildlichen Leuten ähnlich zu werden, beherrscht bekanntlich viele Typisierungsvorgänge. Komplementär dazu wird freilich auch der Wunsch, sich abzuheben zu einer mächtigen Triebkraft, so wenn der Nachbar sich eine doppelt so teure Dreschmaschine oder doppelt so viele Gnome anschafft, um seine Vorbildlichkeit wieder ins rechte Licht zu setzen. Die Fälle, in denen Menschen sich abheben wollen, sind aber zahlenmäßig viel seltener als die Fälle, wo Menschen anderen ähnlich werden wollen. So ist das Schlußergebnis dieser beiden komplementären Wünsche im allgemeinen doch ein Fortschritt der Vereinheitlichung.

Wenn man in den Schaufenstern der Modehäuser sieht, welche Rolle dort die Anpreisung der Kleider als „apart“ spielt, möchte man meinen, daß der Wunsch, absonderlich angezogen zu sein, auf die Damenwelt von heute einen besonderen Reiz ausüben müsse. In Wirklichkeit ist aber die Idee, daß man „apart“ angezogen sein solle, selbst eine allgemein adoptierte „Rahmentypisierung“, innerhalb derer jede Dame der anderen an Apartheit möglichst ähnlich sein will. Apartheit ist dabei nicht wörtlich als „absonderlich“, sondern eher als „unerwartet reizvoll“ zu übersetzen.

Von einem mittelbaren Antrieb der Nachahmung muß man auch dann reden, wenn Eitelkeit und Geltungswunsch an sich gar nicht mitsprechen, sondern man sich auf das Urteil anderer Menschen einfach verläßt, weil sie schon früher zumeist das richtige getroffen haben. Die Dreschmaschine des Nachbarn kann auch vorwiegend deshalb für den eigenen Betrieb angeschafft werden, weil man daran glaubt, daß der Nachbar wirklich die beste Wahl getroffen hat. Solche Nachahmung verkürzt den Weg, den man gehen müßte, um zu eigenem Urteil zu kommen (vgl. S. 60). Es zeigt den klugen Mann an, daß er sich an den Sachkenner hält, wo das eigene Urteil nicht zureicht.

γ) *Kultureinheitlichkeit tritt selbst als Antrieb und Forderung auf*

Sobald die Übernahme eines bestimmten Gutes einen gewissen Grad erreicht hat, tritt in der Regel mit steigender Deutlichkeit die Meinung auf den Plan, daß man das Gut unbedingt auch haben müsse, um auch voll zur Bevölkerung (z. B. zur „Gesellschaft“) zu gehören, um nicht verlacht, um nicht für rückständig gehalten zu werden oder aber für hochnäsig oder absonderlich zu gelten. Damit wird der Wunsch nach Einheitlichkeit selbst zum unbewußten oder bewußten Antrieb vereinheit-

lichenden Kulturhandelns. Der betreffende Gutbesitz wird damit zur Sollensforderung.

Die Empfindungen, auf denen solche Entwickelungen beruhen, sind den Schicklichkeits- und Rechtsempfindungen einzuordnen, auch wenn wir den betreffenden Besitz z. B. einer Dreschmaschine oder einer Opernloge für gewöhnlich nicht unter Schicklichkeit und Recht unterzubringen pflegen. Denn wir verbinden mit „Schicklichkeit" vorwiegend den Begriff religiöser und moralischer Satzungen und mit „Recht" die Vorstellung rationellen Ausgleiches von Nutzen und Schaden. In der volkstümlichen Wirklichkeit schließt die Schicklichkeits- und Rechtsempfindung aber nicht allein an religiöse und rationelle Satzungen an. Allen Außenseitern, allen untypischen Erscheinungen pflegen Hohn, Verachtung, Abscheu und Empörung zu gelten.

Sobald die Adoption des Gutes einigermaßen gelungen ist, sobald es z. B. mehr als die Hälfte der Leistungsplätze besetzt hat, gewinnt es dieses immer wache, gegen alles Untypische gerichtete Schicklichkeitsgefühl für sich und kann mit seiner Hilfe den Weg von den 51% zu den 100% vollenden, auf dem kulturelle Typenbildung erst vollständig wird (vgl. auch das über die „Wippe der Lauen und Unentschiedenen" Gesagte, S. 142).

Solchen schon halbwegs typisch gewordenen Gütern fallen in der Regel auch erst die organisierten Willensmächte als Bundesgenossen zu. Die Kirche kümmert sich nun darum, der Staat setzt jetzt erst seinen Einfluß ein. Zumindest entstehen Vereine als Willensbünde zur allgemeinen Durchsetzung, ob es sich nun um Kaninchenzüchtung oder um Mazdaznan oder um die Befreiung eines politisch geknebelten Gebietes handelt.

δ) Das Kulturgut kann von vornherein von Willensmächten aufgezwungen sein

Wir haben eben den Fall geschildert, daß eine natürliche Adoptionsbewegung allmählich so mächtig wird, daß das Schicklichkeitsgefühl der öffentlichen Meinung, daß besondere Vereine, die Kirche und der Staat mit der Zeit vor ihren Wagen gespannt werden. In einer solchen Entwicklung fehlt das Willenmäßige im Anfang und tritt zunehmend schärfer und härter hervor.

Es geht oft aber auch umgekehrt: Die „Mächtigen dieser Erde", Staat, Kirche oder vielleicht auch reiche Leute, zwingen nach ihrem Gutdünken eine Bevölkerung zu einer bestimmten Kulturhaltung, die dann nachträglich immer beliebter, gewohnter, eingelebter und selbstverständlicher wird. Bei solchem Vorgang steht der harte Willenszwang am Anfang und wird im gleichen Maße geringer, wie das Neue volkstümlich, typisch und allgemein anerkannt wird. Eine Bevölkerung aus pünktlichen Steuerzahlern braucht keine Steuerbüttel, eine politisch zufriedene Bevölkerung wenig Polizei.

Im Leben der Kinder sind die Eltern und Lehrer, im Leben der Erwachsenen in der Regel der Staat und staatähnliche Einrichtungen die Träger solchen Kulturzwanges.

Jede Typisierung kann den Weg des Zwanges versuchen, die überhaupt einem Mächtigen zum Wunsch werden kann. Der Wunsch, ein bestimmtes Kulturgut zu geben (ohne den solcher Zwang natürlich keinen Antrieb hätte!), kann in verschiedenen Zusammenhängen auftreten.

Ein Muster idealster Motive wäre ein Ludwig II., der seinem Volke die Wagnersche Musik aufzwingt. Nüchternere, aber ebenfalls edle Antriebe bewegten Friedrich den Großen dazu, seinen Bauern die Kartoffel aufzuzwingen, die heute das selbstverständlichste Volksnahrungsmittel in Preußen geworden ist. Die verschiedensten Lebensgebiete können durch Regierungszwang befruchtet und vereinheitlicht werden. Auch die meisten Despoten und Tyrannen waren irgendwie Kulturbringer und Kulturerzwinger der unterjochten Völker.

Typisierungen lassen sich genau so weit erzwingen, soweit willensabhängiges Handeln in Frage kommt — um nichts weiter. Ein einheitliches Verhalten, das nicht vom Willen abhängig ist, kann auch der stärkste Zwang nicht zustandebringen. „Ultra posse nemo teneatur“, „Wo nichts ist, hat der Kaiser das Recht verloren“ — solche Sprüche weisen darauf hin, daß man nur im Rahmen von Fähigkeit und Besitz gezwungen werden kann. Alle unwillkürlichen und unbewußten Reaktionen kann äußerer Zwang nicht unmittelbar zustandebringen, weil er eben nur auf ein kleines Gebiet des Seelenlebens, nämlich auf den bewußten Willen, Macht hat. Das ist eine kulturbiologisch sehr wichtige Beschränkung seines Bereiches.

ε) Die Zweckerfüllung mancher Güter setzt Typisierung voraus

Hierher gehören alle Arten von Zeichen und Bedeutungsträgern, deren Sinn allgemein bekannt sein muß, wenn sie nicht ihren Zweck verfehlen wollen, oder die allgemein angenommen sein müssen, wenn sie ihren Zweck erfüllen sollen.

Von den fürs Auge bestimmten Zeichen müssen Verkehrszeichen, Warnungssignale usw. wie Worte der Sprache allgemein bekannt sein, um sinngemäß zu wirken. Abzeichen müssen außerdem von allen Menschen der Gemeinschaft, die sich abzeichnen will, getragen werden, wenn sie diesen Namen verdienen wollen.

Alle Augenzeichen sind eine besondere Form von Sprache und Mitteilung. Zwei Eichenblätter besagen: Ich bin Brigadeführer, ein schwarzer Schlapphut und schwarze Samthosen besagen: Ich bin Hamburger Zimmermann. Gerade auch unter den Gründen für die Typisierung von Volkstrachten innerhalb einer Landschaft und für ihre starke Differenzierung schon in benachbarten Landschaften muß man gewiß den Mitteilungs- und Abzeichenwunsch mitberücksichtigen. Die

Vierländer wollen sich von den Altenländern, die Steirer von den Salzburgern, die Sarnthaler von den Pustertalern abheben.

Die ursprünglich für das Ohr bestimmten Mitteilungszeichen, die Sprachworte, sind ebenfalls erst dann brauchbar, wenn sie allgemein in der Bevölkerung adoptiert sind (während man eine Expreßkaffeemaschine oder ein englisches Jagdgewehr sehr wohl auch gebrauchen kann, wenn es das einzige in der Bevölkerung ist).

Neue Worte werden darum auch in der Regel mit der Absicht aufgegriffen, sie ebenso zu gebrauchen wie der Mensch, von dem man sie gehört hat. So kam in einem Lager einmal einer im Scherz darauf, Idealist mit „Hochzieler“ zu übersetzen; alle anderen gebrauchten dies neue Wort möglichst so wie der erste. „Hochzieler“ wurde ebenso rasch typisiert wie adoptiert.

Daß trotz dieser Typisierungsneigung Worte weit entfernt davon bleiben, im Munde verschiedener Menschen wirklich völlig das gleiche zu bedeuten, ist übrigens klar.

ξ) *Die Kultureinheitlichkeit kann auch von seiten des Angebotes gefördert werden*

Wir haben keine Worte darüber gemacht, daß die Mannigfaltigkeit der Kultur natürlich nicht weiter reichen kann als der Umkreis der überhaupt bekannten Güter. Es ist dies damit schon gegeben, daß alle Menschen einer Kultur unter einem ähnlichen Eindruck des bisherigen Zustandes stehen (vgl. S. 172).

Das Angebot kann aber auch darauf einwirken, daß Kultur einheitlicher wird, als sie es war. Gerade die neuzeitlichen Umstellungen im Wirtschaftsleben haben z. T. diese Bedeutung. Die gangbarsten Dinge, also jene, die sich in der Adoption und in der Auswahl des optimal Brauchbaren besonders gut behauptet haben, werden in Massen hergestellt. Dadurch bekommen sie einen Vorsprung im Preis, der zur Ausschaltung der übrigen Formen führt, auch wo diese rein sachlich nicht so unterlegen sind, daß dadurch ihre Ausmerze besiegelt würde.

Man denke dabei nicht allein an Hosenknöpfe oder normierte Automobile. Von den Romanen der Undset ist sicherlich Kristin Lavranstochter am weitesten adoptiert, erstens, weil er anfänglich besonders gefiel, zweitens aber auch, weil es sich ebendeshalb lohnte, ihn in einer sehr billigen, aber guten Massenausgabe zu 7.50 RM. für alle drei Bände herauszubringen. Die anderen Bücher von Sigrid Undset werden dadurch stärker in den Hintergrund gedrängt, als sie es nach dem anfänglichen Unterschied im Erfolg verdienten. Neuerdings ist auch Olav Audunssohn als deutsche Volksausgabe gewagt worden — nun könnte er die Kristin mit gleichen Waffen schlagen.

Daß man in Massen billig herstellen kann, ist schuld an einem gewaltigen Sterben von Kulturgütern, Handfertigkeiten und Eigenarten. Der Preis, der für die optimale Billigkeit vom Verwender gezahlt werden muß,

ist eine oft nur widerwillig ertragene, schale Typisierung, der man aber doch nur entgehen könnte, wenn man unsinnig viel Geld hätte. Neben der Massen*erzeugung* hat die Massen*beschaffung* in Instituten, Konsumvereinen, bei Armeen und in Gemeindeschulen denselben typenvereinheitlichenden Einfluß.

In die richtige Beleuchtung tritt Massenerzeugung und Massenbeschaffung aber erst dann, wenn man nicht einseitig die Anzahlen der gleich hergestellten Blumenvasen, Kochtöpfe, Küchenmöbel oder Gasthausessen allein sieht, sondern diese Anzahlen immer durch die Verbraucherzahlen dividiert. Daß dieselbe Blumenvase in 50 000 Stück hergestellt wird, erscheint als ungeheure Vermassung der Kultur; anders sieht die Sache aber aus, wenn man berücksichtigt, daß es 20 000 000 deutsche Haushalte gibt, in denen diese Vase landen kann. Dann kommt nämlich immerhin erst auf jeden 400. Haushalt ein gleiches Exemplar.

Das übersehen die Leute, die über die Vermassung unserer Lebenshaltung bewegte Klagelieder anstimmen, aber meist. Sie sehen das Anwachsen der Erzeugungszahlen gleichartiger Warentypen, aber nicht das Verhältnis dieser Zahlen zur Gesamtmenge des Bedarfes. Beide Größen laufen um die Wette. Jedem Großerzeuger schwebt vor, möglichst den ganzen Bedarf durch einen einzigen Artikel abzufangen. Der Bedarf wächst aber auch, nicht nur der Wirkungsradius, die Reichweite der Massenerzeugung.

So kommt es, daß jedes Großstadtwarenhaus darüber belehrt, wie weit wir von vereinheitlichter Typisiertheit in Wirklichkeit in den meisten Warengattungen ab sind. Wahrscheinlich hat seit den Urgroßvätertagen nicht nur die Massenhaftigkeit der Erzeugung zugenommen, sondern bekommen wir heute *außerdem* mannigfaltigere Waren angeboten als die Menschen der Handwerkerzeit. Auf gewissen Gebieten setzen die Erzeuger zur Erhöhung der Mannigfaltigkeit trotz einfacher Erzeugung das Prinzip planmäßiger Abwandlung der Merkmale ein. So bekommt man Kravatten gleicher Musterung gewöhnlich in einem halben Dutzend verschiedener Farben, und umgekehrt Kravatten gleicher Farben in einem halben Dutzend verschiedener Musterung. Auch dieses Herstellungsprinzip, welches die Möglichkeiten neuartiger Kombinationen planmäßig ausschöpft (vgl. S. 136), ist an Massenherstellung gebunden, wenn es sich lohnen soll.

Wir kommen daher zu dem Ergebnis, daß Maschinisierung und Herstellung von Massengütern die Typisierung und Schematisierung unserer Lebenshaltung viel weniger vorantreiben konnte, als es auf den ersten Blick und nach den üblichen Klagen scheint.

Durch die geringe Mannigfaltigkeit des Massenangebots erzwungen könnte schematische Typisierung in gewissen Kolonialgebieten sein, in denen nur wenige europäische oder neuerdings auch japanische Firmen monopolartig einige wenige Waren abladen. Wenn man aber die allgemeine Klage näher untersucht, daß durch die Zivilisierung die Ein-

geborenen ihre reichhaltige Kultur verlören und öde Gleichartigkeit der Produkte eintauschen, dann kommt man auf ganz andere Wurzeln für dieses gangbare Bedauern: Die Araber, Neger, Polynesier, Indianer kommen jeder für sich wahrscheinlich durch die europäische Beeinflussung nicht in eine ärmlichere, sondern in eine viel reichhaltigere Kulturgüterwelt, sonst würden sie nicht so sehr auf Zivilisierung brennen.

Aber Araber, Neger, Polynesier, Indianer kommen nach Verlust des Angestammten alle in eine ungefähr gleiche europäerhafte Kulturwelt, und das erscheint uns, in deren Phantasie die fremden Länder reich sind dadurch, daß es an der einen Stelle Beduinen, an der zweiten schwarze Menschenfresser, an der dritten sanfte Tahitimädchen, an der vierten federgeschmückte Rothäute gibt, als ein schmerzlicher Verlust an bildhaftem Erscheinungsreichtum dieser Menschenerde.

Wenn wir aber unser Gewissen erforschen: dürfen wir wirklich von den Exoten verlangen, daß sie partout so leben bleiben, wie es sein muß, damit eine Weltreise für uns eine überdimensionale Faschingsmaskerade ist? Keines dieser exotischen Völker hat ja eine Weltreise, wie wir sie im Sinne haben, je gemacht, und kann daher der von uns gemeinten Buntheit der Menschenerde gar nicht gewahr geworden sein, kann daher aber auch von der Allerweltsgleichförmigkeit der Erde nicht betroffen werden, die es gar nicht kennt. Das vorläufige Schlußergebnis der Europäisierung dürfte wohl sein, daß die einzelnen Völker bereichert, das Bild der Erde im ganzen aber einheitlicher wurde.

Ebensowenig lebensgerecht ist das übliche städtische Bedauern über den Schwund der Mannigfaltigkeit bäuerlicher Kulturen. Die Bauern können nur die Bereicherung empfinden, welche ihnen die aus der Stadt kommenden Waren bringen, nicht die Vereinheitlichung des Kulturbildes von Friesland bis ins Allgäu, von der Memel bis ins Elsaß; denn sie kennen ja jeweils nur ihre eigene Form der Lebenshaltung. So könnte es geradezu sein, daß die Bauern durch weitere Reisen und größere Weltläufigkeit die Lust an Landschaftssitte und Tracht nicht verlieren, sondern dadurch erst überhaupt auf den Wunsch kommen, sich durch eigenwüchsige Kennzeichen von anderen Bauerngebieten abzuheben.

η) *Letztlich entscheidet die Wesensähnlichkeit der Menschen über die Einheit oder Mannigfaltigkeit der Kultur*

Wir gingen in diesem Abschnitt der Ablaufslehre der Kultur den Momenten nach, die dazu führen, daß Menschen der gleichen Bevölkerung bis zu einem gewissen Grade zur gleichen kulturellen Lebenshaltung kommen. Diese bisher in der Kulturkunde wohl noch nie behandelte Frage entspricht genau der rassenbiologischen Frage: Wieso kommt es, daß in bestimmten Erdgebieten verhältnismäßig einheitliche Menschen

leben. Handelt es sich in diesem Falle um die Typisierung der Erbanlagen, um das Entstehen von Rassentypen, so handelt es sich in unserem Falle um die Typisierung der kulturellen Mensch-Umweltbeziehungen, um die Entstehung von Kulturtypen.

Wir haben eine ganze Reihe solcher kulturvereinheitlichender Momente genannt, alle haben sie aber etwas gemeinsam: Daß zur Kulturvereinheitlichung eine entsprechend einheitliche Reaktionsweise der beteiligten Menschen Voraussetzung ist. Die Reaktion auf die in der Landschaft und im bisherigen Kulturzustande liegenden Möglichkeiten muß gleichartig sein, die Meinung über das relativ beste Kulturgut muß ungefähr dieselbe sein, das gleiche muß nachgeahmt werden, in gleicher Weise müssen die Menschen über das denken, was sich schickt usf. usf., damit durch alle diese Momente die Kultur einheitlich werden kann. Weil aber die Reaktion der Menschen wesensartlich und anlagemäßig nur in einem gewissen Rahmen gleichartig sein kann, darum letztlich sind die kulturvereinheitlichenden Momente nur von begrenzter Wirksamkeit. Die innere Mannigfaltigkeit menschlicher Kulturen wird immer bestehen bleiben, soweit sie ein Ausdruck der erb- und wachstumsbedingten Mannigfaltigkeit der Einzelmenschen ist. Auch äußerer Zwang kann eine Bevölkerung nur vorübergehend und nur scheinbar zu ganz gleichem Kulturverhalten bringen, denn äußerer Zwang hat sehr genau absteckbare Grenzen.

Umgekehrt kann uns die Tatsache, daß es überhaupt in sich verhältnismäßig einheitliche Volkstümer und Kulturtypen gibt, darauf hinweisen, daß zur gleichen Bevölkerung und Rasse gehörige Menschen auch in ihrer Wesensart einander besonders ähnlich sind.

4. Zusammenhang, Plan und Stil in der Kultur

(Die Korrelation der Kulturgüter)

Der vorhergehende Abschnitt sollte zeigen, wieweit und wodurch verschiedene Menschen der gleichen Bevölkerung zu ähnlichen oder gleichen Kulturgütern kommen. Nun handelt es sich darum, wieweit und wodurch die verschiedenen Kulturgüter einer Bevölkerung einander ähnlich sind, sich bedingen, untereinander zusammenhängen.

In der Kulturphilosophie der letzten Jahrzehnte hat die Vorstellung eine große Rolle gespielt, daß im Kulturwerden alles miteinander zusammenhänge, daß die Kultur wie ein großer Organismus, wie ein überdimensionales Lebewesen sei, und daß jeder Kulturzustand auf allen Lebensgebieten den gleichen Stil aufweise (Frobenius, Spengler, Stapel, Dilthey, Spranger u. a. m.).

Wenn das hier eingeschlagene, in engem Zusammenhang mit der Rassenbiologie stehende Verfahren der Kulturkunde brauchbar sein soll,

dann muß es imstande sein, auch diese Lehren und Hypothesen einer exakten Prüfung und einer wissenschaftlichen Entscheidung zuzuführen.

Worin liegt das Problem? Augenscheinlich aufs allgemeinste gefaßt darin, daß die Kulturgüter nicht willkürlich und zufällig nebeneinander vorkommen, sondern sich z. T. überdurchschnittlich oft im Sinne der Ähnlichkeit, des gemeinsamen Auftretens und der gegenseitigen Ergänzung verbunden zeigen, und sich zum anderen Teil überdurchschnittlich oft meiden. Es ist dies eine Fragestellung, die in der Rassenbiologie mit verschiedenen Verfahren der Korrelations- und Zusammenhangsrechnung bearbeitet wird.

a) Die allgemeinen Formen des Kulturgüterzusammenhanges

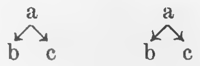
Die Zahl der allgemeinsten logischen Möglichkeiten für Zusammenhänge zwischen mehreren Kulturgütern ist sehr gering.

Zwei Kulturgüter werden zusammenhängen, wenn sie im Verhältnis von Voraussetzung und Folge stehen: Wenn das eine vorhanden sein muß, damit man das andere erwarten kann. Diese Abhängigkeit kann eine doppelseitige sein: ohne a ist b und ohne b ist a unmöglich, wie das z. B. für Pferdegeschirr (a) und Wagen (b) gilt. In anderen Fällen ist die Abhängigkeit eine einseitige: a kann wohl ohne b sein, b aber kann ohne a nicht sein, oder eine ungleichseitige: a kann leichter ohne b sein als b ohne a. Ein Göpel kann wohl ohne Häckselmaschine, aber eine Häckselmaschine nicht so leicht ohne Göpel sein (strenge korrelationsstatistisch ausgedrückt: man findet wahrscheinlicher Göpel ohne Häckselmaschinen als Häckselmaschinen ohne Göpel).

Wir wollen diese Abhängigkeitsformen folgendermaßen versinnbildlichen:



Nun ist aber in vielen Bauernhöfen nicht nur die Häckselmaschine, sondern auch der Rübenschneider vom Göpel abhängig. Das wäre folgendermaßen anzuschreiben:



Damit ist eine zweite Grundform des Kulturgüterzusammenhanges gegeben, nämlich das Verhältnis von b zu c. Häckselmaschine und Rübenschneider finden sich überdurchschnittlich oft auf dem gleichen Hofe beisammen, weil sie eine ihrer Voraussetzungen gemeinsam haben, nämlich das Göpel.

Das Verhältnis Voraussetzung—Folge und das Verhältnis zum Teile gleicher Voraussetzungen umfassen als die beiden logischen Grundformen des Kulturgüterzusammenhanges alle Möglichkeiten, die überhaupt auftreten können.

Für das nähere Verständnis ist nun vor allem ein Überblick darüber zu geben, was alles als teilgleiche Voraussetzung mehrerer Kulturgüter auftreten kann. Eine technische Einrichtung mit vielfacher Anwendbarkeit und Auswirkung haben wir schon im Göpel genannt. Vielfach anwendbar und daher gemeinsame Voraussetzung für jeweils vielerlei Kulturgüter sind natürlich erst recht die technischen Rohstoffe: Stein, Bronce, Holz, Eisen, Ziegel kann jeweils ganzen Kulturen ihr Gepräge geben, kann ihnen einen gemeinsamen Stil aufzwingen, der nicht im Schönheitsempfinden der Menschen, sondern in der gleichen stofflichen Voraussetzung ihrer Güter verankert ist.

Als ganz besonders wichtige „teilgleiche Voraussetzung" vieler Güter kommt der kulturschaffende und -tragende Mensch selbst in Betracht.

Jedes einzelne Kulturgut ist von einem Menschen „gestaltet".

Der Begriff der „Gestaltung" ist für Kulturkunde und Kulturbewertung von allgemeinster Bedeutung, wie sich noch in den speziellen Teilen dieses Werkes zeigen wird. Von Gestaltung kann man dort sprechen, wo Verschiedenartiges so zusammengefügt ist, daß die gemeinsame sachbezogene oder menschenbezogene Wirkung besonders gesteigert oder besonders einheitlich wird. Wenn es sich um eine sachbezogene (technische) Wirkung handelt, nennt man die Gestaltung Maschine oder Gerät, wenn es sich um menschenunmittelbare Wirkung handelt, heißt sie z. B. Kunstwerk oder Zeichen (Mitteilungsträger).

Wenn nun der gleiche Gestaltungsplan mehrere Dinge umfaßt, die wir gewohntermaßen als verschiedene Güter bezeichnen, dann hängen diese untereinander zusammen, denn sie sind ja Teile des gleichen Gedankens. Dieser Gedanke ist ihre gemeinsame Voraussetzung.

Wenn eine Hausfrau ihr Heim oder ein Fabrikant eine Fabrik einrichtet, sind eben alle Einzelstücke zumindest zum Teil als einzelne Folgen des Gesamtgedankens, der ihre gemeinsame Voraussetzung ist, zu betrachten. Daher hängen die verschiedenen Maschinen der Fabrik oder die verschiedenen Geräte des Heimes ähnlich untereinander zusammen, wie die Teile eines einzelnen Gerätes oder einer einzelnen Maschine.

Bis zu einem gewissen Grad sind alle Taten eines Menschen an eine teilgleiche Voraussetzung, nämlich an seine biologische Beschaffen-

heit geknüpft. Ein planmäßiger oder Gestaltungszusammenhang besteht aber zwischen diesen Taten trotzdem nur zum kleinen Teil. Denn die einzelnen Seiten des Seelenlebens haben doch eine große Selbständigkeit. Von einem Menschen, der gerne Bier trinkt, kann man kaum mit erhöhter Wahrscheinlichkeit sagen, ob er gut oder schlecht zeichnet, von dem Menschen, der ein rührender Vater ist, weiß man nicht, ob er nicht Pferde aufs häßlichste quält. Eher hängen Taten zusammen, die zur Architektonik des gleichen Handlungsgefüges gehören (vgl. S. 58). Aber auch hier sind die Zusammenhänge vielfach recht schwach und locker. Man könnte nur mittels konkreter Auszählung verschiedener Tagesläufe herausbekommen, wieviel Prozent aller menschlichen Handlungen deutlicher aufeinander bezogen werden können, wahrscheinlich würde man dabei auf eine erstaunlich geringe Zahl kommen.

Die Taten verschiedener Menschen können im Gestaltungszusammenhang stehen, weil Pläne oder Gestaltungsideen auch in unfertigem und unverwirklichtem Zustande adoptiert werden können. Man bezeichnet diese Art der Adoption, welche sich nicht auf fertige Güter, sondern unmittelbar auf Handlungsvorschriften bezieht, gewöhnlich als Führung. Führung trachtet dahin, die ganze Lebensform einer Bevölkerung planmäßig zu ordnen. Es entwickeln sich auf diese Weise Sozialgebilde, die als Gestaltungen anzusprechen sind, weil sie die Wirkungsmacht der beteiligten Menschen nach innen und nach außen erhöhen (vgl. S. 255 f.).

Keineswegs alle Ordnung des Zusammenlebens entspringt aber bewußten Führungsplänen bestimmter Menschen, eine recht weitgehende Ordnung kann schon durch das absichtslose Zusammenspiel der in der biologischen Beschaffenheit vorgezeichneten Verhaltensweisen der Menschen entstehen (vgl. das Beispiel der Gasmoleküle und Straßengänger S. 72).

So beruhte das liberalistische Wirtschaften darauf, daß jeder Mensch seinem Geld-Vorteil nachstrebt. Da nun bei durchgeführter Geldwirtschaft jeder einzelne immer dort seinen größten Vorteil erringt, wo er die jeweils dringlichsten und höchstgewerteten Bedürfnisse seiner Mitmenschen erfüllt, ergab sich eine Ordnung der Bedarfsdeckung, die sich in ziemlich weitem Rahmen selbst regulierte. Das beruht auf der Teilgleichheit der Voraussetzungen aller liberalistischer Wirtschaftsvorgänge: des Gewinnstrebens und der Spielregeln des Geldverkehrs.

Oder denken wir an die Entstehung einer Siedlung außerhalb der Stadt zu Zeiten, wo der Staat oder die Gemeinde den Gedanken des Siedelns noch nicht planmäßig aufgegriffen hatte. Irgendwo im Wienerwald oder im Grunewald entstanden viele Häuschen. Jeder baute, wie er Lust und Geld hatte, für sich planvoll, im Sinne des Ganzen aber planlos. Das Gesamtergebnis brauchte trotzdem nicht unharmonisch oder unzweckmäßig auszufallen. Die Gemeinsamkeit der Bedingungen des Bodens, der Anregungen, der Bedürfnisse, der Vorstellungen vom

Richtigen und Falschen, auch die Neigung, einzelnen Nachbarn zu helfen und Rücksichten zu nehmen, können als teilgleiche Voraussetzungen auch ohne übergreifenden Plan Einheitlichkeit und Stil in das Unternehmen bringen. Es siedeln sich gerade soviele Geschäfte an, wie sich halten können. Der Bau der Anschlußstraße, der Wasserversorgung und der Abfallsableitung beeinflussen die einzelnen Häuschen in irgendwie gemeinsamer Weise. So stellen sich im Werden einer Siedlung hochinteressante Selbstregulierungsvorgänge ein, die eines genauen und schrittweisen Studiums unter den vorgebrachten Gedanken wert wären. Planmäßige Gemeindeverwaltung tritt zu diesen nur krönend und steigernd hinzu.

Bei allen genannten Erscheinungen kommen wir mit den schon erörterten Hauptformen des Kulturgüterzusammenhanges zur Erklärung aus. Kulturgüter hängen durch von der Wahrscheinlichkeit abweichendes Zusammentreffen, durch Ähnlichkeit und durch Ergänzungsverhältnis dann zusammen, wenn sie im Verhältnis Voraussetzung—Folge stehen oder zum Teil gleiche Voraussetzungen dinglicher ideeller oder menschlicher Art haben.

b) Aufgliederung empirischer Beispiele

Wieweit die einzelnen genannten Möglichkeiten im Kulturleben tatsächlich in Betracht kommen, kann nur die empirische Forschung entscheiden. An dieser Stelle sei wieder das Beispiel des Landwirtschaftsgerätes in erster Linie herangezogen, weil es wohl das einzige Material zu Einzelforschungen über das Geschehen des Kulturablaufes ist, das bis jetzt besteht.

Welche Landwirtschaftsgeräte der Geestbauern stehen zueinander im Verhältnis von Voraussetzung und Folge? Wir zählen eine Reihe von Gütern auf und stellen jeweils die speziellsten Voraussetzungen daneben, die sich für sie namhaft machen lassen:

Güter:	Speziellste Voraussetzung:
Heidesichel:	Heidebesitz
Schiebekarre:	Bedürfnis, kleine Lasten kurze Strecken zu transportieren
Leiter:	Obstbäume, Haus
Schleifstein:	Messer
Häckselkiste:	Futterbedarf, Viehhaltung
Pumpe:	Wasserbedarf
Gießkanne:	Gartenbesitz
Kartoffelgabel:	Kartoffelwirtschaft
Butterfaß:	Milchwirtschaft
Hörnerformer:	Jungviehbesitz
Wagenheber:	Wagen
Milchtopf:	Milchwirtschaft
Jauchefaß usw.	Viehwirtschaft

Schon diese Liste, die beliebig verlängert werden könnte, zeigt, daß die jeweils speziellsten Voraussetzungen, mit denen der Besitz der genannten Güter zusammenhängt, doch zumeist schon sehr allgemeiner Natur sind. *Nur in zwei Fällen setzt ein spezielles Gerät das andere voraus.* Die meisten genannten Voraussetzungen gelten für vielerlei Geräte in gleicher Weise, so Heidebesitz für alle Heidegeräte, Milchwirtschaft für alles, was sich in der Milchkammer findet usw.

Daraus erkennen wir: gewiß hängen alle Güter des gleichen Leistungsgesamtes in dem Sinne zusammen, daß alle an bestimmte kulturelle Voraussetzungen gebunden sind. Aber diese Zusammenhänge sind doch schon innerhalb des gleichen Leistungsgebietes (Heidewirtschaft, Milchwirtschaft, Gartenbau) in der Mehrzahl der Fälle *lockerer und sehr allgemeiner Natur.* Das gilt natürlich noch mehr, wenn wir *Geräte zweier verschiedener Leistungsgebiete* auf ihre teilgleiche Voraussetzung vergleichen: Die speziellste Voraussetzung, die Heidesichel und Häckselkiste gemeinsam haben, ist, daß sie beide zur „Bauernwirtschaft in Heidegebiet“ gehören. Schleifstein und Leiter haben gar nur das eine gemeinsam, Bauernhausgeräte zu sein: Wagenheber und Butterfaß, Kartoffelgabel und Gießkanne, Schiebkarre und Hörnerformer und die meisten anderen Paare von Geräten, die man bilden kann, haben ebenfalls nicht mehr gemeinsame Voraussetzungen.

Noch schwächer werden die Zusammenhänge natürlich zwischen *Gütern verschiedener Höfe* oder gar verschiedener Dörfer.

Wenn man Geräte nach ihren *speziellen Einzelheiten* betrachtet, wie sie im Sprachnamen und in der handelsüblichen Bezeichnung zu Dingen zusammengefaßt sind, dann sind sie *großenteils recht unabhängig voneinander und haben großenteils getrennte Adoptionsschicksale.* Das zeigt sich in unseren bauernkundlichen Materialien darin, daß die Einzelgüter vorwiegend in zufallshafter Abwandlung in den einzelnen Höfen kombiniert sind. Man findet Schleifsteine ebensogut in Höfen mit wie ohne Butterfässer, Gießkannen ebensogut in Höfen mit wie ohne Jauchefaß oder Wagenheber.

Sieht man aber auf die *allgemeineren Eigenschaften der Geräte,* dann findet man auch stärkere Gemeinsamkeiten und Zusammenhänge. So ist die Konstruktion für Handbetrieb oder für Pferdebetrieb, die Herstellung aus Eisen oder aus Holz, der Maschinencharakter oder dergl. mehr jeweils gemeinsames Merkmal vieler Geräte der Geestbauern. Und die einzelnen Leistungsgebiete wie Ackerbau, Kartoffel-, Rüben-, Gartenbau, Milchwirtschaft, Heide und Torf hängen in dem allgemeinen Sinne zusammen, daß es keinen Geestbauernhof gibt, der nicht alles vereinigt. Daraus, daß ein Hof einen Pflug hat, kann man also gleich auch schließen, daß er irgendwelches Milchgerät, irgendwelche Garten-

werkzeuge und irgendwelche Heidemesser haben wird. Aber welche? — das ist im einzelnen nicht gesagt.

Das Wort: „Im Kulturleben hängt alles zusammen" ist also dann berechtigt, wenn die allgemeinsten Merkmale gemeint sind (diese hängen nämlich wenigstens vielfach zusammen). Wenig berechtigt ist es aber, wenn die einzelnen Kulturgüter gemeint sind.

Was wäre nun an unserem empirischen Beispiel über Planmäßigkeit in der Kultur zu sagen? Jede Veränderung am Gerätebestand eines Geestbauernhofes geht unter dem Leitgedanken vor sich, das Leistungsganze des Hofes irgendwie zu verbessern. Diese allgemeine Richtung auf Leistungsverbesserung ist allen Anschaffungen, allem Bedeutungswandel und allem Aufgeben von Landwirtschaftsgeräten gemeinsam. Dieser allgemeine Plan bleibt auch bestehen, wenn der Bauer in verschiedenen Jahren und verschiedenen Lebensaltern seine Ansichten über gutes Wirtschaften, seine Tatkraft und seine Einzelpläne ändert. Er bleibt auch bestehen, wenn der Sohn und wenn der Enkel sein Erbe antritt.

Ein Plan, der über so vielen Wechsel hinaus bestehen bleibt, kann aber nicht anders als wieder sehr allgemeiner Natur sein. Darüber, was jetzt und hier und in bestimmten Momenten zu geschehen hat, sagt er dementsprechend wenig aus. In dieser Hinsicht haben vielleicht Vater, Sohn und Enkel ihre verschiedenen Ansichten und Pläne, einmal wird auf Vermehrung der Heugewinnung, einmal auf großen Torfstich hingearbeitet usw. Es besteht also das bei der Architektonik menschlicher Handlungsgefüge beschriebene Verhältnis: Leistungsverbesserung ist das allgemeinste Ziel, das ganz verschiedene Einzelziele von verhältnismäßiger Selbständigkeit aus sich ausgliedern kann.

Gehen wir nun über den einzelnen Hof hinaus, so hält das allgemeine Ziel, das Leben des ganzen Dorfes zu verbessern, alle Bauern zusammen. Aber wenn schon der Gedanke an die Leistungsverbesserung des eigenen Hofes manchem gewissenlosen Nachkommen entschwinden kann, ist natürlich um so mehr Gewissen dazu nötig, damit die Antriebsmacht des Zieles, das gemeinsame Ganze zu verbessern, nicht blaß und schattenhaft wird.

Das Wunder der politischen Gestaltung und Formwerdung einer Bevölkerung besteht darin, daß immer weiter gespannte Gesamtziele — das Gedeihen des Dorfes, der Landschaft, des Volkes — für die Einzelmenschen antriebsmächtig werden. Gedeihen des Ganzen hat gedanklich den Vorrang für das Gedeihen des Einzelnen, es ist seine Voraussetzung. Diesen Gedanken in die politische Wirklichkeit umzusetzen, ist aber eine Aufgabe, um welche die verschiedensten auf politische Formwerdung drängenden Kräfte unausgesetzt und immer wieder ringen müssen.

Es ist damit so, daß einzelne Menschen diesen Vorrang des Ganzen und auch die Macht und Herrlichkeit des Ganzen erleben und einsehen und dann von sich aus trachten, den Gedanken einer Gemeinschaft, in welcher alles Einzelgeschehen vom Gedanken an das Ganze beherrscht wird, so wie auf jedem Bauernhof jede Einzelanschaffung durch die Leistungssteigerung des Hofes gerechtfertigt wird, zur allgemeinen Anerkennung zu bringen.

Es liegt also im Wesen politisch geeinter Menschengemeinschaften, daß sie ein Leistungsganzes und ein Lebensganzes zu werden trachten, in dem der Gedanke an die Verbesserung des Gemeinschaftslebens ebenso herrscht wie im einzelnen Menschen das Streben nach subjektiv gemeinter Verbesserung.

Man kann sagen: Gemeinschaftsbejahende Menschen streben danach, sich von der Idee und vom Plane des Ganzen letztlich leiten zu lassen. Man hat aber keine wissenschaftliche Berechtigung zu sagen: Die kulturelle Lebenshaltung einer Bevölkerung wird von einem Gesamtplan geleitet. Das ist die Vorausnahme eines Wunschtraumes, dem die realen Kulturen der Menschheit nur in bescheidenem Maße entsprechen.

Man dürfte allerdings auch sagen: nur dort ist eine Bevölkerung Volk, wo sie wenigstens in einem bestimmten Maße von Gesamtplänen geleitet wird. Ich möchte hier nicht darauf eingehen, ob diese Fassung des Volksbegriffes in lebensgerechtem Sinne zweckmäßig ist. Die Berechtigung, in einen von ihm gewählten Volksbegriff die Geführtheit durch Gesamtpläne als Merkmal hineinzulegen, kann dem Wissenschaftler jedenfalls nicht bestritten werden; wenn man den Begriff so faßt, sind eben entsprechend wenig menschliche Bevölkerungen Völker gewesen.

In der Architektur menschlicher Handlungsgefüge können verschieden allgemeine Leitgedanken die allgemeinsten sein, die überhaupt erfaßt werden, und diejenigen sein, die tatsächlich die größte Antriebsmacht ausüben. Für Geestbauern von heute dürfte in der Regel die Volksgemeinschaft als allgemeinster Leitgedanke in Betracht kommen und der sehr viel speziellere Gedanke der Leistungsverbesserung ihres eigenen Hofes die größte Antriebsmacht ausüben. Jeder in den Köpfen kulturschaffender Leute lebendige allgemeine Leit- und Plangedanke gibt aber nur einen weiten Rahmen ab, in dem sich Einzelpläne und Einzeltaten mannigfacher Art tummeln können.

So kommen wir hinsichtlich der Wirksamkeit von Plänen zu einem ähnlichen Schluß wie hinsichtlich der Zusammenhänge von Kulturgütern überhaupt: Handlungen erscheinen um so mehr durch Gesamtpläne bestimmt, je mehr man ihre allgemeinen Merkmale und Leitgedanken beachtet.

Und drittens, wie steht es mit der Stileinheitlichkeit aller Seiten der Kultur? Mir scheint es zweckmäßig, das wesentliche an der Erscheinung „Stil“ in der unmittelbar eindruckswirksamen Ähnlichkeit und Zusammengehörigkeit einer Vielheit von Auffassungseinzelheiten zu sehen.

Alles Ästhetische ist an das Merkmal der unmittelbaren, ohne Reflexion entstehenden Eindruckswirkung gebunden, daher auch Stil. Stil so allgemein begrifflich zu bestimmen, daß er nicht mehr allein eine ästhetische Erscheinung ist, hieße sein Wesen allzusehr verwischen und den Begriff damit gleichzeitig überflüssig machen!

Stilvoll ist eine Kirche oder irgendein anderes Einzelwerk dann, wenn alle seine Teile irgendwie ähnlich sind und sich in der Empfindung zu einer Einheit ballen, wenn sie also als zusammengehörig empfunden werden. Zum gleichen Stil gehören verschiedene Kirchen, oder Kirchen, Bürgerhäuser, Waffen und Möbel der gleichen Zeit dann, wenn sie alle dieselbe Ähnlichkeit umgreift.

Eindrucksähnlichkeit braucht nicht auf ein Sinnesgebiet beschränkt zu sein. Zu Kirchen, Häusern, Waffen und Möbeln kann auch Musik, Sittengesinnung, Sprechweise, Staatsform „passen“, wenn alles irgendwie einen ähnlichen Eindruck macht.

Alle Kulturbetrachtung unter dem Gesichtspunkte der Stileinheitlichkeit hängt also vom Ähnlichkeitserlebnis und vom Zusammengehörigkeitserlebnis der Betrachter ab. Es ist eine nicht leichte Frage der Wissenschaftslehre, wie man mittels solcher Eindrücke von geringer intra- und interindividueller Konstanz (vgl. S. 10) überhaupt Wissenschaft treiben kann. Der erkenntniskritisch interessierte Leser sei auf einige andere Schriften des Verfassers verwiesen, in denen diese Frage zu beantworten gesucht wird (Keiter 1934, 35, 36). Wir gehen nun zum konkreten bauernkundlichen Stoff zurück.

Was könnte an den Landwirtschaftsgeräten des Geestbauern einheitlichen Eindruck machen? Sicher wird das wesentlich davon abhängen, mit welchen Augen die Dinge betrachtet werden, z. B. von der Stärke des Kontrastes zu anderen Erfahrungen. Der Geestbauer selbst wird Gemeinsamkeiten gar nicht beachten, die einem Neger, der zum ersten Male nach Norddeutschland kommt, starken Eindruck machen; wieder anders wird der typische Städter erleben.

Käme ein Bauer aus ganz alter Zeit auf den Hof eines seiner jetzigen Nachfahren, dann würde er wohl einigermaßen entsetzt sein über die allgemeine Schmucklosigkeit dieser Geräte. Man kann dies ein allgemeines eindruckswirksames Kennzeichen modernen Arbeitsgerätes, ein Stilmerkmal nennen.

Worauf beruht es? Darauf, daß der allgemeine Gedanke, Arbeitsgerät brauche nicht geschmückt zu sein, völlig adoptiert ist. Dieser Gedanke ist also die teilgleiche Voraussetzung für die genannte Stilähnlichkeit aller heutiger Landwirtschaftsgeräte.

Ebenso verwundert würde dieser alte Bauer über die dünnen Spinnenfinger von Eisenarmen und Eisenrädern sein, die allenthalben anstelle der alten gediegenen Holzgestelle getreten sind.

Diesmal ist die weitgehende Adoption des gleichen Gedankens der Eisenverwendung die teilgleiche Voraussetzung vieler Geräte und damit die Ursache ihrer Stilähnlichkeit.

Sehr stiluneinheitlich erscheint der Gerätebestand der Geestbauern vielen heutigen Beschauern durch das schroffe Nebeneinander von einfachen Handgeräten — Spaten, Harke, Sense — und höchstkomplizierten Dreschmaschinen, Kartoffelrodemaschinen, Garbenselbstbindern u. dgl. m. Für das „Gefühl" dieser Beschauer mangelt es an eindrucksmäßiger Zusammengehörigkeit zwischen diesen Geräten, die so deutlich zu einer jüngeren und einer älteren Stufe der Landwirtschaftstechnik gehören.

Selbst in diesem Punkte liegt die empfundene Stiluneinheitlichkeit aber mindestens ebensosehr im Beschauer wie in der Sache. Denn wenn man es genau bedenkt: es gab schon auf den Bauernhöfen der Großväter einzelne recht komplizierte Geräte allgemeinen Gebrauches. Der P f l u g ist schon seit Jahrtausenden eine Maschine, die nicht viel weniger kompliziert ist als ein Teil der modernen Landbaumaschinen. Der W a g e n ist in seiner längst üblichen Form ebensowenig ein einfaches Handgerät.

Darum darf man vermuten, daß sich auch die modernen Ungetüme des Landbaubetriebes „in die Seelen einleben" werden und mit Sense, Harke und Spaten in denselben Umkreis von Zusammengehörigkeitsgefühl aufgenommen werden können.

Viel mehr ist über den Stil der Landbaugeräte wohl nicht zu sagen. Wir betonen als allgemeine Ergebnisse erstens, wie sehr d a s G e f ü h l d e r S t i l e i n h e i t l i c h k e i t u n d - u n e i n h e i t l i c h k e i t v o m S t a n d p u n k t u n d A r t d e r B e s c h a u e r a b h ä n g t, zweitens, daß Stilhaftigkeit oder Mangel an Stilhaftigkeit ü b e r a l l d o r t e r l e b t w e r d e n k a n n, w o e i n e t e i l g l e i c h e V o r a u s s e t z u n g v i e l e r G ü t e r m i t u n m i t t e l b a r e n E i n d r u c k s w i r k u n g e n v e r b u n d e n i s t (Eisengebrauch, Maschinen, Schmucklosigkeit), drittens, daß solche teilgleiche Voraussetzungen wohl das ganze Kulturleben umfassen können, daß aber viel öfter die Stileinheitlichkeit nur einen bestimmten Ausschnitt aus der Gesamtkultur betreffen wird.

In diesem Sinne ist die Lebenshaltung jedes Standes unseres Volkes stilverschieden. Mit ganz anderem Gefühl erlebt man den „Stil" des Försterlebens, des Bauernlebens, des Büromenschen. Nur schmale Volkskreise leben „in großem Stile", d. h. so, daß alle ihre Lebensäußerungen das Merkmal der gewollten Großartigkeit aufweisen.

Aber auch innerhalb der bildenden Kunst, von wo der Stilbegriff vor allem herkommt, ist es nicht die Regel, daß die Stileinheit alle zu einer bestimmten Zeit in einem bestimmten Volke erfolgenden Äußerungen umfaßt. Für die heutigen deutschen Verhältnisse kann man leicht nachweisen, daß verschiedene Volkskreise sich jeweils andere Kunststile als ihre Umgebung aussuchen, daß es Menschen

gibt, die ihre Wohnung in sämtlichen historischen Stilen bzw. in einem bestimmten davon einrichten, daß andere Wohnungen sich kunstgewerblich gebärden, dritte sich in den gemäßigt-modernen Formen ausdrücken, die etwa durch die Deutschen Werkstätten Hellerau in die deutsche Wohnkultur gekommen sind. Und neben diesen überhaupt stilvollen Wohnungen steht dann die Überzahl der anderen, die überhaupt keinen Stil haben, d. h. von keinem einheitlichen Ausdrucksgehalt erfüllt sind.

Nun wird man natürlich sagen, diese Uneinheitlichkeit sei eben ein übles Zeichen unserer verwirrten Gegenwart. Es soll nicht geleugnet werden, daß es Zeiten von vollkommenerer Einheitlichkeit des Ausdruckswollens gegeben hat, aber selbst in kleinen Naturvölkergemeinschaften laufen oft ganz verschiedene Stile nebeneinander her, manchmal in dem Sinne, daß die Frauen etwa die stilisierte Kunst, die Männer aber die naturalistische Darstellung pflegen oder auch umgekehrt.

Stileinheit aller Ausdrucksleistungen einer Bevölkerung ist jedenfalls *ein seltener kulturgeschichtlicher Glücksfall, nicht die allgemeine Regel*, wie das viele neuere Kulturphilosophen haben wollten.

Wir werden in den speziellen Darstellungen noch mehrfach Gelegenheit haben, diesen Fragen, die hier nur angedeutet werden können, an bestimmten Beispielen näher nachzugehen.

Die Stilerscheinungen am Landwirtschaftsgerät der Geestbauern wurden behandelt, ohne daß von dem absichtlichen und speziell künstlerischem Stilwollen, mit dem sich die Kunstgeschichte vorwiegend beschäftigt, überhaupt etwas gesagt worden wäre. Das sollte betonen, daß die bewußte, auf Stil gerichtete Absicht auch auf diesem Gebiete nur die Krönung an sich auch selbsttätig ablaufender Lebensvorgänge ist.

Der stilhafte Gesamteindruck des Landwirtschaftsgerätes beginnt aber auch für die wahrhaftig nicht künstlerisch eingestellten Geestbauern da und dort selbst antriebsmächtig und handlungsbestimmend zu werden. Geräte werden zwar im allgemeinen nicht ausdrücklich zu dem Zwecke angeschafft, um sich zu einem erfreulichen Gesamteindruck zu ergänzen. Ein gut arbeitendes Leistungsganzes erweckt aber auch eindrucksmäßig Freude, eine Freude freilich, die in der Regel noch enge mit dem Zweckmäßigkeitswunsch verquickt ist.

So kann es nicht ausbleiben, daß die Steigerung der Freude am Gesamteindruck bei der Beschaffung manches Gerätes mehr mitspricht als die Zwecküberlegung. Ebenso ist der blitzblanke Putz, in dem alles glänzen muß, schon gutenteils absichtliches Stilwollen. Es werden auch ganz bestimmte einzelne Bauern sein, bei denen sich solche über die Zweckerfüllung hinausschießende Schönheits- und Ausdruckswünsche in stärkerem Maße melden.

Solche Erscheinungen sind der keimhafte Ansatz zur *Kunst*, ähnlich wie die Orientierungsfunktionen des täglichen Lebens den keimhaften Ansatz zur

Wissenschaft darstellen (vgl. S. 7 ff.). Von solchen keimhaften Wurzeln muß auch die Betrachtung der hohen Kultur ausgehen, wenn sie lebensgerecht sein will. Denn alle Lebenserscheinungen muß man von ihrem Keim in ihre Entfaltung hinein erforschen, umgekehrt führt kein Weg. Abgefallene Früchte oder ausgerissene Blumen können nicht sagen, wie sie wurden. Der Beschäftigung mit abgefallenen Früchten und ausgerissenen Blumen gleicht aber die meiste Stilgeschichte, die sich nur mit den Kunstwerken abgibt.

Wir betrachten folgende Einsichten als Ergebnis der empirischen Überlegung der Fragen um Zusammenhang, Plan und Stil in der Kultur an einem bauernkundlichen Beispiel: Alle Korrelation von Kulturgütern beruht auf dem Voraussetzung-Folge-Verhältnis oder auf dem gemeinsamen Besitz teilgleicher Voraussetzungen. Solche Voraussetzungen können in der natürlichen oder in der kulturellen Güterumwelt liegen, oder sie können durch die kulturtragenden Menschen dargestellt werden, die durch ihr Wesen und ihre Gestaltungswünsche Einheit und Zusammenhänge der Kulturgüter bewirken. Wir haben ferner erkannt, daß Unabhängigkeit der Schritte des Kulturlaufes die Regel, Zusammenhang, Plan und Stil eher die Ausnahme ist; endlich haben wir gesehen, daß die Kulturgüter um so zufälliger und unzusammenhängender nebeneinander stehen, je mehr man ihre speziellen Einzelheiten besieht, und daß sie umgekehrt um so mehr untereinander zusammenhängen, auf je allgemeinere Eigentümlichkeiten man den Blick lenkt.

Keinerlei Anzeichen hat sich für Erscheinungen gefunden, welche die Behauptung rechtfertigen könnten, daß sich im Kulturleben eine Planmäßigkeit, ein innerlich angelegtes Schicksal auswirke, das sich nicht auf das Planen und auf das biologische Schicksal von Einzelmenschen zurückführen ließe.

Bis zum Beweise des Gegenteiles betrachten wir jede solche Meinung als voreilige und damit oberflächliche Mystik. Weder zur Annahme von „Kulturseelen", noch von „Entelechien" oder von vorbestimmten lebewesengleichen Schicksalsabläufen der Kulturen bleibt etwas Greifbares übrig, wenn man kritisch und wissenschaftlich genug an die Dinge herangeht.

Auf der anderen Seite geben die hier aufgezeigten Hauptformen des Kulturgutzusammenhanges eine Fülle von Möglichkeiten, warum Kulturleben planhaft, organismenhaft und stileinheitlich aussehen muß, obwohl allein die biologische Beschaffenheit der Einzelmenschen in ihrer Auseinandersetzung mit den Bedingungen der toten und lebendigen Umwelt diese Gefüge bildet.

Es wäre nun ebenso reizvoll wie vielleicht auch nötig, ein umfassenderes Gebiet „höherer" Kultur in ähnlicher Weise zu behandeln. Wir haben

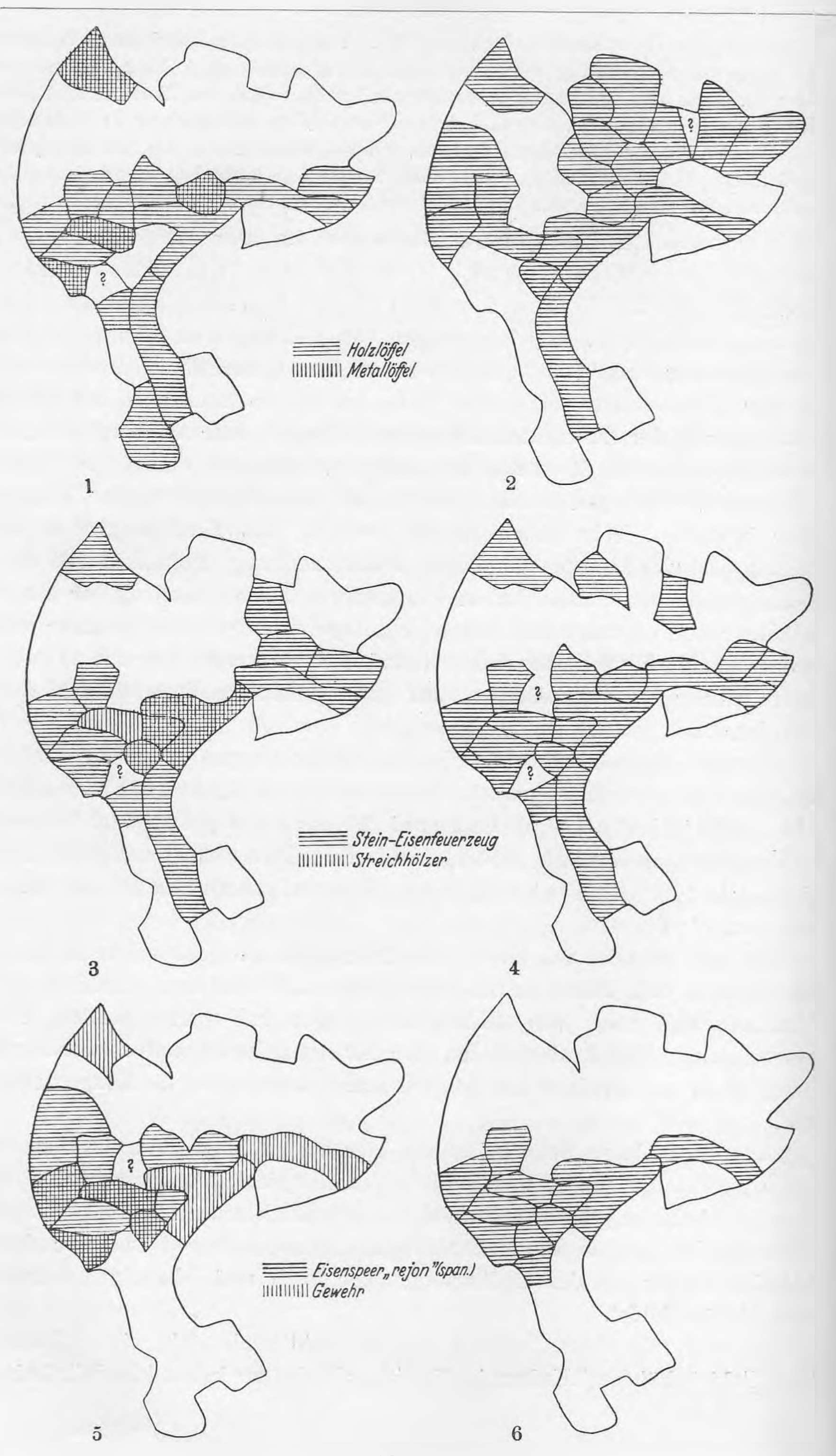

Holzlöffel
Metallöffel
1
2
Stein-Eisenfeuerzeug
Streichhölzer
3
4
Eisenspeer „rejon" (span.)
Gewehr
5
6

Abb. 12

aber weder den Raum zu einer weiteren breiten Auseinandersetzung, noch verfügen wir über empirisches Material — noch glauben wir, daß etwas wirklich grundsätzlich anderes dabei zutagetreten könnte.

Noch seien aber einige völkerkundliche Beispiele für die vorwiegende Unabhängigkeit der Schicksale der einzelnen Kulturgüter auch bei ihrer Verbreitung auf verschiedene Bevölkerungen gegeben. Die Kärtchen über die Verbreitung europäischer Kulturgüter in Nordostperu (Abb. 12) lassen erkennen, daß jedes Gut sich einen anderen Umkreis erobert hat. Das Diagramm von Klimek und Mielke zeigt die vorwiegend unabhängige Verbreitung der Kulturgüter in korrelationsstatistischer Darstellung (Abb. 13).

5. Entstehen und Bestand kultureller Sonderart

(Die geographisch-historische Differenzierung der Kultur)

Wir greifen auf die zu Beginn des Abschnittes über Mannigfaltigkeit und Einheit in der Kultur angestellte Überlegung zurück: Wenn die Erde überall die gleichen Lebensbedingungen böte und die Menschen überall von gleicher biologischer Beschaffenheit wären, dann müßten sich alle Kulturunterschiede längst ausgeglichen haben und eine einheitliche Menschheitskultur längst den ganzen Erdball umspannen.

Ebenso wie das Wettergeschehen sich totlaufen würde, wenn alle Flächen der Erde von gleichviel Sonne beschienen würden, und die Erde stille stehen würde, anstatt wirbelnd durch den Raum zu rasen, müßten die Kulturunterschiede der Menschheit sich ausgleichen, wenn die Erdenteile nicht physikalisch und die Menschen nicht biologisch verschieden beschaffen wären.

Eine solche einheitliche Menschheitskultur gibt es nicht und es besteht keine Aussicht, daß sie entsteht. Woran liegt das? Warum entstehen immer wieder kulturelle Besonderheiten in bestimmten Bevölkerungen und warum haben sie so zähen Bestand?

Dies ist die Fragestellung, in deren Sinn wir diesen letzten Abschnitt der Lehre vom Kulturwandel aufbauen wollen. Diese Fragestellung hat besonders enge mit der Frage Rasse und Kultur zu tun, ja die Frage

Abb. 12. Unabhängige und abhängige geographische Verbreitung von Kulturgütern. Die Kärtchen stellen schematisch Nordostperu und darin die Gebiete der Stämme, welche die entsprechenden Kulturgüter besitzen, dar. 1. Europäischer Löffel, 2. Perlenschmuck, 3. Stein-Eisenfeuerzeug und Streichhölzer, 4. Haumesser, 5. Eisenspeer und Gewehr, 6. Haarschneideschere. Jedes der dargestellten Güter hat eine andere Verbreitung gewonnen. Wo aber zwei Güter auf dem gleichen Kärtchen dargestellt sind, kommt das fortgeschrittenere nur dort vor, wo sich auch das einfachere findet (Metalllöffel sind an Holzlöffel, Streichhölzer an Feuerzeug, Gewehr an den Eisenspeer in ihrer Verbreitung gebunden).

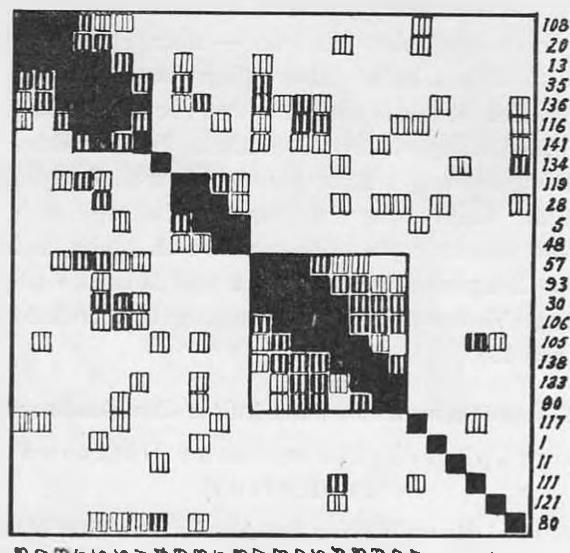


Abb. 13. Die größtenteils unabhängige geographische Verbreitung der Kulturgüter in korrelationsstatistischer Darstellung.

(Ausschnitt aus Klimek u. Mielke in Am. Anthr. 37, 1935.) Die Zahlen am Rande bedeuten 26 Kulturelemente, deren Zusammenvorkommen bei 17 sprachverwandten südamerikanischen Indianerstämmen (Tupi-Guaranigruppe) mittels des Assoziationsquotienten berechnet in vorliegendem, alle Kombinationen von Einzelgütern enthaltenden Diagramm dargestellt ist.

Je dunkler die Farbe des an der Schnittstelle zweier Zahlen stehenden Quadrates, desto enger aneinandergeknüpft ist die Verbreitung der beiden Güter. Die hellen oder ganz weiß gelassenen Felder überwiegen, die Mehrzahl der Güter ist unabhängig voneinander verbreitet.

Rasse und Kultur ist ein Teil der Frage, warum kulturelle Sonderart entsteht und Bestand hat.

Die geographisch-historische Differenzierung der Kultur kann zu erklären sein

aus den Unterschieden der Erdbedingungen,
aus den Unterschieden der Rassenveranlagung,
aus der unterschiedlichen Auseinandersetzung von Erbanlagen und Umwelt.

Von diesen drei großen Gruppen von Möglichkeiten sind die ersten beiden begrifflich wohl schon genügend klar, die dritte aber verlangt weitere Erläuterung.

Aus der Auseinandersetzung von Erbanlagen und Umwelt entstehen jene „Schichten“ der biologischen Beschaffenheit, welche das menschliche

Verhalten formen, ohne völlig erbbedingt zu sein: die Wachstumsformung und die aktuelle Bestimmtheit. So gehören zur dritten Gruppe die kulturellen Auswirkungen unterschiedlicher Wachstumsformung und unterschiedlicher aktueller Bestimmtheit von Bevölkerungen.

Die kulturellen Auswirkungen von Wachstumsformung und aktueller Bestimmtheit werden nun aber beim Menschen dadurch besonders kompliziert, daß die menschlichen Individuen sich nicht auf sich allein gestellt mit ihrer natürlichen Umwelt auseinandersetzen wie der Fisch, der seine Eltern nicht kennt und sich auf eigene Faust auf Jagd und Fraß begeben muß oder irgend ein anderes Tier nicht gesellschaftsbildender Arten.

Der junge Mensch hat sich großenteils nicht mit der natürlichen Umwelt auseinanderzusetzen, sondern mit der Kultur seiner Eltern, die selbst schon Umweltanpassung ist und ihrerseits wieder auf Auseinandersetzung mit der Kultur der Großeltern beruht. Jeder Mensch baut an der Kultur notgedrungen dort mit, wo seine Vorfahren und Mitmenschen aufgehört haben.

Die Auseinandersetzung von Erbanlage und Umwelt wird so ein viele Individuen und Geschlechterfolgen umfassender Vorgang, für dessen augenblicklichen Zustand die ihn augenblicklich tragenden Einzelmenschen nicht so ohne weiteres verantwortlich gemacht werden können.

Die dritte Gruppe von Ursachen der geographisch-historischen Differenzierung der Kulturen umfaßt daher zu einem wesentlichen Teil auch die Kulturunterschiede, die historisch-zufällig bedingt sind, d. h., die bei etwas anderem zeitlichen Zusammenspiel der Anlage-Umweltauseinandersetzungen trotz gleicher Erbbeschaffenheit der beteiligten Menschen ebensogut oder fast ebensogut auch anders liegen könnten. Man kann die im historischen Zufall liegenden Ursachen auch „zeitfolgebedingt" nennen.

Zeitfolgebedingt ist die Wahl einer bestimmten Automarke dann, wenn ohne technische und ästhetische Überlegung jener Vertreter mit einem Auftrag bedacht wird, der einen zufällig zuerst besucht hat. Zeitfolgebedingt ist der Arianismus der einen, der Katholizismus der anderen Germanenstämme, soferne die Stämme auch den jeweils anderen Glauben angenommen hätten, wenn dessen Apostel zufällig früher gekommen wären. Solche zeitfolgebedingte Entscheidungen kommen nicht nur sehr häufig vor, sondern haben wie die gebrachten Beispiele zeigen, oft auch weitreichende Auswirkungen (vgl. später S. 220).

Wir werden hier die in den erdkundlichen Verhältnissen und die in der Zeitabfolge der Ereignisse (im „historischen Prozeß") liegenden Momente des Bestandes und der Entstehung örtlicher und zeitlicher Kulturunterschiede besprechen. Damit wird Vorarbeit geleistet zur Behandlung der in den Rassenanlagen liegenden Momente, die uns als Frage „Rasse und Kultur" in den weiteren Teilen des Buches beschäftigen werden.

a) Art und Umfang geographischer Kulturunterschiede

Auch hier wieder würden die Erklärungen ins Leere greifen, wenn nicht an einigen empirischen Beispielen eine reinliche und klare Darstellung des Sachverhaltes gegeben würde. Wie weit geht eigentlich die geographische Verschiedenheit der Kulturen und worin besteht sie? Wir bearbeiten wieder die Geest- und Thüringer Bauern und die Nordostperuanischen Indianer.

α) *Geest- und Thüringer Bauern*

Von den im ganzen 234 wesentlich verschiedenen Landwirtschaftsgeräten, die in beiden Dörfern zusammen 1934 gezählt wurden, kommen 84 nur im Thüringischen Dorfe M., 49 nur im Geestdorf N. vor. Die Zahl der nur einseitig vertretenen Geräte ist also unerwartet hoch; sie beträgt 57%, also mehr als die Hälfte, obwohl,

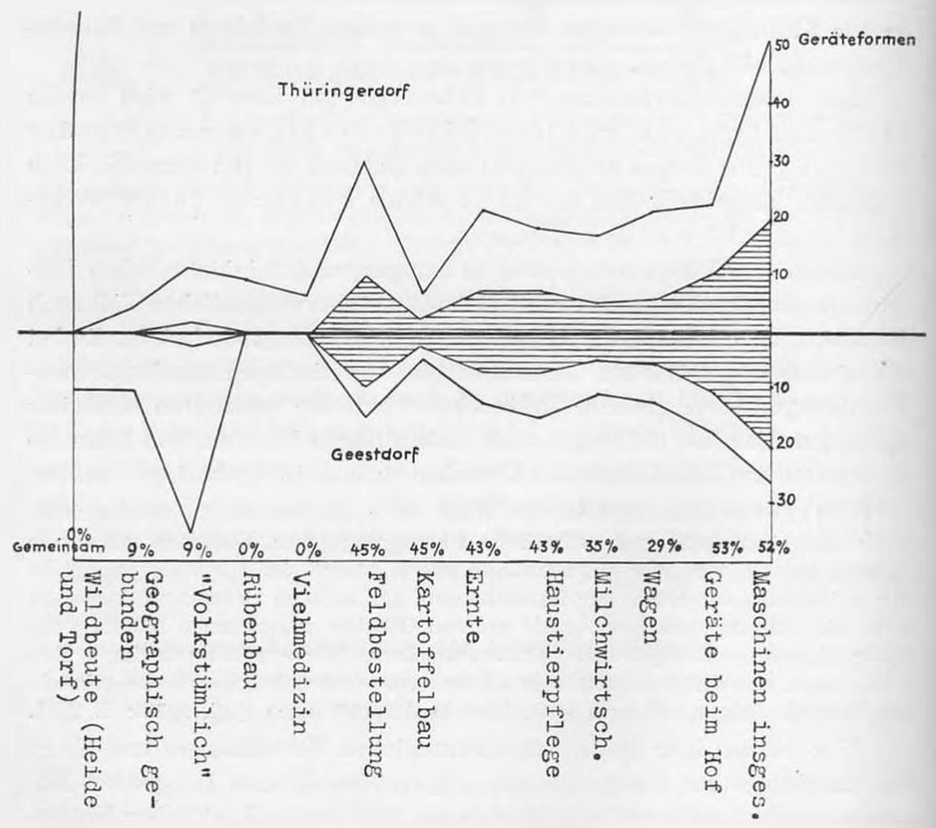


Abb. 14. Die Anzahl gleicher und verschiedener Landwirtschaftsgeräte in einem Geestdorf und einem Thüringer Dorf, getrennt nach Wirtschaftszweigen. Nach oben von der waagrechten Mittellinie Thüringer, nach unten Geestdorf. Schraffierte Flächen gleiche, weiße Flächen verschiedene Geräteformen.

wie schon früher erwähnt, fast alle Geräte heutiger deutscher Bauern nicht in den Landgebieten selbst hergestellt werden, sondern aus städtischen Fabriken kommen.

Dieses Ergebnis zeigt, wie wenig Maschinisierung notwendig mit Nivellierung, mit einem Verschwinden aller Kulturunterschiede verbunden ist. Das gefürchtete Schreckgespenst der allüberall auf Erden gleichen, entseelten Maschinenzivilisation ist anscheinend doch etwa voreilig an die Wand gemalt worden!

Das Schaubild 14 gliedert Unterschiede und Gemeinsamkeiten noch nach verschiedenen Gerätearten auf. Vom dicken waagrechten Strich nach oben zu sind die Geräteanzahlen von M. nach unten diejenigen von N. angeführt. Schraffiert ist der Bestand an gemeinsamen Geräten. Auf diese Weise wird ersichtlich, daß die irgendwie altertümlich wirkenden Geräte, mit denen sich die Volkskunde üblicher Art vorwiegend zu beschäftigen pflegt, nur in 9% in beiden Dörfern gemeinsam sind, während die Maschinen in 52% gleichartig in beiden Dörfern vorkommen. Hierin zeigt sich immerhin klar die kulturvereinheitlichende Wirkung der Maschinisierung.

Das Ausmaß der durch die Maschinen bewirkten Kulturvereinheitlichung deutscher Bauernlandschaften hält sich aber in solchen Grenzen, daß sie m. E. kulturpolitisch begrüßt werden kann. Solche Vereinheitlichung stellt ein wichtiges Stück materiell gefestigter Reichseinheit dar. Man muß sich ja überhaupt darüber klar sein, daß eine Volksgemeinschaft von 100 Millionen Menschen nur beim äußersten Einsatz aller technischen Mittel lebendig und straff zusammengehalten werden kann.

Zu höchst interessanten und für die ganze Kulturkunde wichtigen Erkenntnissen kommt man, wenn man nicht nur die alternative Frage stellt: ist das Gerät in M. und N. vorhanden oder nicht vorhanden?, sondern seine Häufigkeit im einen oder anderen Dorfe mit berücksichtigt.

Das Kurvenbild über die Häufigkeit gemeinsamer und einseitig vertretener Güter (Abb. 15) zeigt folgendes: Die beiderseits vertretenen Geräte sind auch in jedem einzelnen der beiden Dörfer in der Regel häufiger als die nur einseitig vertretenen Geräte. Unter ersteren gibt es z. B. in M. 4%, in N. 24% sehr seltener Geräte. unter den nur einseitig vorkommenden Geräten aber 25% und 35% sehr seltener Geräte!

Wenn man Vorhandensein und Nichtvorhandensein nur alternativ unterscheidet, erscheint der Kulturunterschied der beiden Dörfer also viel größer. als wenn man die Häufigkeit nebst der ge-

m e i n s a m e n u n d n i c h t g e m e i n s a m e n G ü t e r i n R e c h n u n g s t e l l t.

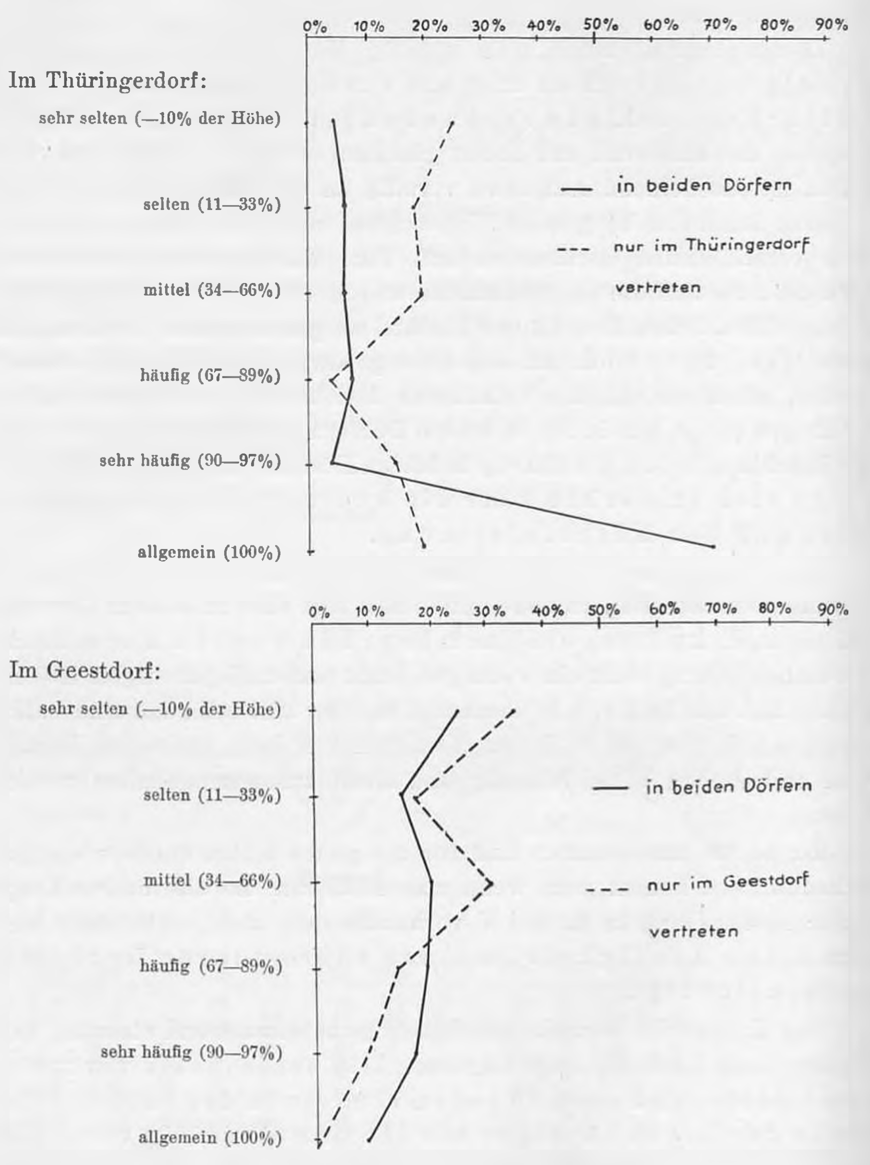


Abb. 15. Die Häufigkeit den beiden Dörfern gemeinsamer und nicht gemeinsamer Geräteformen innerhalb des einen und des anderen Dorfes (vgl. Text).

Nun pflegen aber alle bisherigen Kulturwissenschaften, die Volkskunde, die Völkerkunde, Vorgeschichte und Kulturgeschichte fast allein nach Kulturunterschieden im Sinne des Vorhandenseins oder aber Nichtvorhandenseins zu fragen. Ich gebe ein Stück aus einer tabellarischen Bearbeitung mehrerer Kulturen in

einer völkerkundlichen Darstellung als Beispiel für diese Arbeitsweise wieder. Ein Kreuz bezeichnet das Vorhandensein des Gutes bei dem betreffenden Indianerstamm, ein Strich sein Nichtvorhandensein.

Verteilung der europäischen Kulturmerkmale, die mindestens bei drei Stämmen vorkommen	Omagua	Kokama	Kampa	Tschama	Panobo	Kaschibo	Amahuaka	Koto	Pioche	Kichos	Kanelo	Aguano	Bora	Kandoschi	Ssabela
Stamm Nr.	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11	12	13	14	15
Eisenaxt	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+	+
Eisenangel	+	+	—	+	+	—	—	+	—	+	+	+	—	+	—
Haumesser	+	+	—	+	+	—	—	—	+	+?	—	+	—	+	—
Stein-Eisenfeuerzeug	+	+	—	+	+	—	—	—	—	+	—	+	—	+	—
Holzlöffel	+	+	+	+	+	—	—	—	—	+	—	—	—	+	—
Zivilisierte Tracht	+	+	—	+	+	—	—	+	—	+	—	+	—	—	—

Tab. 3. Kulturunterschiede in völkerkundlicher Darstellung.
Das Vorhandensein von 6 europäischen Gütern bei 15 nordostperuanischen Indianerstämmen. + = vorhanden. — = nicht vorhanden.

Nach unserer Erfahrung mit dem Unterschied der beiden Bauerndörfer kann man sich nun leicht vorstellen, wie sehr den Tatsachen durch eine solche Behandlung Zwang angetan wird. Sicher sind auch in solchen völkerkundlichen Fällen die beiderseits oder bei den meisten Stämmen vorhandenen Güter außerdem viel häufiger und typischer für die betreffenden Kulturen als die nur einseitig oder bei ganz wenigen Stämmen vertretenen Kulturgüter.

Denn wenn man die Erscheinung nur einmal entdeckt hat, dann liegen ihre Ursachen so klar auf der Hand, daß man sie ohne weiteres für eine allgemeine kulturkundliche Regel erklären kann: Kulturen sind gerade in jenen Gütern, die auch innerhalb der Kultur selten, untypisch und nicht die Regel sind, am ehesten alternativ voneinander verschieden.

Je weniger nämlich ein Gut, z. B. ein Gerät sich innerhalb eines Dorfes hat durchsetzen können, desto wahrscheinlicher ist es, daß es in andere Dörfer überhaupt nicht gelangt ist.

Je seltener ein Gut in dem einen Dorfe geworden ist, desto wahrscheinlicher ist es in dem anderen Dorf ganz ausgestorben.

Je allgemeiner verbreitet es in dem einen Dorfe ist, desto wahrscheinlicher hatte es auch die Kraft, sich über größere Entfernungen hin zu verbreiten.

β) *Die Indianerkulturen Nordostperus*

Das Werk G. Tessmanns über die Indianer Nordostperus steht insoferne im völkerkundlichen Schrifttum einzigartig da, als es vom selben

Forscher gleichmäßig gesammelte und bearbeitete Angaben über mehr als dreißig einander benachbarte Indianerstämme enthält, mithin die Verteilung einer großen Zahl von Kulturgütern über einen Raum, der größer als das Deutsche Reich ist, lückenlos wiederzugeben versucht. Alle Angaben unterscheiden allerdings nur in der soeben durch ein Beispiel belegten Art nach Vorhandensein und Nichtvorhandensein.

Immerhin ist es das weitaus brauchbarste völkerkundliche Material für die systematische Behandlung der Frage, worin eigentlich die Differenzierung der Naturvölkerkulturen bestehe.

Da eine solche Frage trotz ihrer so naheliegenden Bedeutung für eine lebensgerechte Kulturbetrachtung bis jetzt nicht gestellt worden ist, muß ein eigenes Verfahren zu ihrer Beantwortung zurechtgelegt werden.

Wir gehen davon aus, daß die Differenzierung der Kulturgüter *wesensgleich ist der Differenzierung der ihnen entsprechenden Begriffe*. Begriffe können in merkmalsreichere, aber umfangengere Unterbegriffe *aufgegliedert* und zu merkmalsärmeren, aber umfangweiteren Oberbegriffen *zusammengefaßt* werden. Zwei Begriffe sind also als umso verschiedener zu bezeichnen, je umfangweiter und merkmalsärmer der Oberbegriff sein muß, der sie beide umfassen soll.

Das gilt auch für Kulturgüter, nicht durch Zufall, sondern weil Kulturgüter, wie wir mehrmals hervorgehoben haben, wesentlich durch das, was sie als (begriffliche) Vorstellung in den Köpfen der zugehörigen Leute bedeuten, kulturwirksam sind. Wir können also auch für die Verschiedenheit zweier Kulturgüter den gleichen Maßstab wählen, wie wir ihn für die Verschiedenheit von Begriffen überhaupt vorschlugen: *Zwei Kulturgüter sind umso verschiedener, je weiter der Oberbegriff gewählt werden muß, der sie beide umfassen soll.*

Wenn man erkennen will, wie tiefgreifend die Differenzierung zweier Kulturen ist, wird man ihre einander am besten entsprechenden Kulturgüter jeweils paarweise vergleichen und wird nach den speziellsten Oberbegriffen suchen, die sie noch beide umfassen.

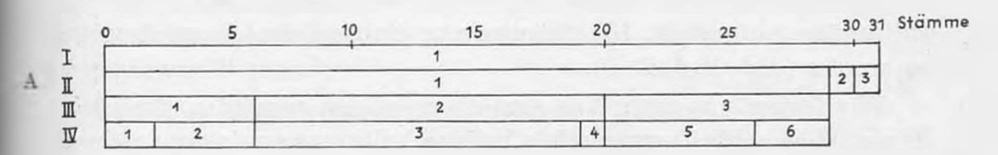
Wenn in einer Kultur nur polierte, in der anderen nur mattgewachste Eichentische vorkommen, so ist das ein weniger einschneidender Unterschied, als wenn in der einen nur polierte Eichentische, in der anderen aber nur mattgewachste Eschenholztische vorkommen. Im ersteren Falle ist der nächstspezielle Oberbegriff nämlich noch „Eichentisch“, im zweiten Falle aber nur mehr „Tisch schlechthin“.

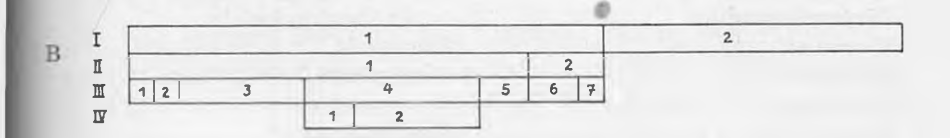
Noch stärker wäre die Differenzierung der Kulturen, wenn in der einen gar keine Tische vorkommen. Als Oberbegriff wäre dann etwa „Möbel“ brauchbar. Fehlen aber in der einen Kultur Möbel in unserem Sinne gar überhaupt, dann wäre etwa nur die Tatsache des Gerätebesitzes gemeinsam. Da aber sämtliche menschliche Kulturen Geräte haben, sind die beiden verglichenen Kulturen in

diesem Merkmal dann nicht spezieller ähnlich als beliebige andere menschliche Kulturen, anders ausgedrückt: sie sind in diesem Merkmal so verschieden, wie menschliche Kulturen nur überhaupt verschieden sein können.

Dieses hier vorgeschlagene Verfahren zur Schätzung des Verschiedenheitsgrades von Kulturgütern ist auch deshalb sachentsprechend, weil es die Verzweigung, Kombination und Differenzierung der kulturellen Ideen in der Kulturgeschichte genau widerspiegelt.

Wenn man die Differenzierung eines Kulturgutes in einer größeren Zahl von Kulturen, die man vergleichen will, übersichtlich darstellen will, läßt sich dafür ein einfaches und anschauliches graphisches Verfahren vorschlagen. Es sei am Beispiel der Differenzierung des Hausgerüstes beschrieben (Abb. 16 A). Jeder





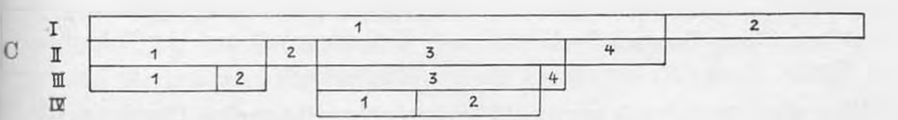


Abb. 16. Diagramm der geographischen Differenzierung von drei Kulturgütern bei 31 Indianerstämmen Nordostperus nach den Angaben Tessmanns (vgl. Text). A) Das Hausgerüst, B) der Vorbau am Rechteckhaus, C) die Männertracht.

I. 1 Hausgerüst überhaupt. II. 1 Rechteck, 2 Bienenkorb, 3 Kegeldach. III. 1 Rahmen, 2 Seitenpfette, 3 kombiniert. IV. 1 rechteckig, 2 quadratisch, 3 einfache Seitenpfette, 4 je zwei Seitenpfetten, 5 Seitenpfetten und aufliegender Rahmen, 6 Rahmen und je eine Seitenpfette.

I. 1 Vorbau vorhanden, 2 Vorbau fehlt. II. 1 mit Gerüst, 2 ohne Gerüst. III. 1 viereckig, 2 vierflächig, 3 dreiflächig, 4 rund, 5 Einzelheiten unbekannt, 6 gebogene Stangen, 7 runde Stangen. IV. 1.

I. 1 Männertracht vorhanden, 2 fehlt. II. 1 Hemd, 2 Poncho, 3 Lendentracht, 4 Schamschurz. III. 1 Rindenstoff, 2 gewebt, 3 gewebt, 4 Faserschurz. IV. 1 glatt um den Leib gelegt, 2 zwischen den Beinen durchgezogen.

Teilstrich bedeutet einen Indianerstamm, jede Zeile nach unten zu eine Stufe zunehmender Spezialisierung und Differenzierung. Hausgerüste schlechthin kennen alle Stämme, darum zeigt die oberste Zeile für alle Stämme die gleiche allgemeinste Möglichkeit. In der zweiten Zeile ist die Form des Hausgerüstes aufgegliedert als rechteckig, bienenkorbförmig und kegeldachförmig. Die letzten beiden Formen kommen jeweils nur bei einem einzigen Stamm vor, alle anderen 29 Stämme benutzen ein rechteckiges Hausgerüst. In der dritten Zeile wird die Bauart als Rahmenbau, Seitenpfettenbau und Kombination von beiden aufgegliedert. Alle drei Möglichkeiten werden bei etwa gleich vielen Stämmen angetroffen. In der vierten Zeile endlich werden die feinsten Unterschiede namhaft gemacht, die der Verfasser (Tessmann) an der Hausform der nordostperuanischen Indianer überhaupt berücksichtigenswert fand.

Diese Schaubilder wurden für alle von Tessmann bearbeiteten Kulturgüter aufgestellt. Hier können nur einige Beispiele wiedergegeben werden (Abb. 16 A, B, C).

Wir fragen uns nun: Was sind die möglichst speziellen Merkmale, die man allen nordostperuanischen Indianerkulturen gemeinsam zuschreiben kann? (So wie in dem ausgeführten Beispiel den Besitz eines Hausgerüstes schlechthin.) Man kommt zu folgender Liste:

Künstliche Körperformung
Körperpflegemittel
Tierverwahrung
Haustiere
Tierfallen
Schlafgerät
Mais
Maniok
Rauchreizmittel
Reizmittel
Pflanzennahrung
Wieger (zum Zerquetschen)
Haus
Tracht einschl. Schutztracht für die Geschlechtsteile
Fischgerät
Jagdwaffen
Kriegswaffen
Musikinstrumente
Feuerfächer
Besen
Sitzgerät
Siedlung als politische Einheit
Regelung des Geschlechtslebens
Enthaltsamkeit nach der Geburt
Seelenglaube

Wie man sieht, muß man meist schon sehr allgemeine Oberbegriffe bilden, um überhaupt etwas aussagen zu können, was für sämtliche von Tessmann beschriebene Indianerkulturen zutrifft. Die Differenzierung greift also bei den meisten Gütern recht tief.

Um dem näher nachgehen zu können, kann man unter den genannten allgemeinsten Kulturgütern folgende Gruppen unterscheiden:

a) solche, die nur in Nordostperu vorkommen,

b) solche, die nur bei Indianern überhaupt vorkommen,

c) solche, die in allen Indianerkulturen, aber auch in einem Teil der außeramerikanischen Naturvölkerkulturen vorkommen.

d) solche, die in allen oder den meisten menschlichen Kulturen vorkommen.

Unter a) fällt nicht ein einziges der genannten gemeinsamen Güter. Die nordostperuanischen Indianer sind also durch kein einziges allgemein vorkommendes Gut von anderen Tropenindianern verschieden.

b) trifft nur für Maniok und Mais (vor dessen Verbreitung über die alte Welt natürlich!) zu, also für landschaftseigene Pflanzen, nicht für Erfindungen.

Das heißt aber: wenn man diese beiden Pflanzennamen aus der Liste streicht, wäre kein Völkerkundler imstande, zu sagen, daß diese Liste Indianerkulturen betreffen soll!

c) Den Indianerkulturen und einem Teil der außeramerikanischen Kulturen gemeinsam sind die verhältnismäßig meisten der genannten gemeinsamen Merkmale:

Künstliche Körperformung, Tierverwahrung, Schlafgerät, Tierfallen, Rauchreizmittel, Wieger, Haus, Tracht, Fischereigerät, Besen, Feuerfächer, Haustiere, Sitzgerät, Musikinstrumente.

d) Die übrigen acht Merkmale sind allen oder fast allen menschlichen Kulturen gemeinsam, besagen als Besonderheiten der Indianerkulturen also überhaupt nichts.

Wir kommen daher zu dem Ergebnis, daß in dem verhältnismäßig engen Raum Nordostperus Kulturen von sehr tiefgreifender Differenzierung sitzen, daß hingegen die spezielle Eigenart dieser Kulturen anderen menschlichen Kulturen gegenüber in den allgemein vertretenen Gütern wenig ausgesprochen ist.

Ein solcher Tatbestand ist ein wichtiger rassenpsychologischer Hinweis. Denn wenn die Kulturen innerhalb der Rasse stärker verschieden sind als die Kulturen verschiedener Rassen, spricht das nicht gerade für typische Rassenunterschiede der Kulturfähigkeit. Näher wollen wir hier auf die rassenpsychologische Seite nicht eingehen. (Vgl. später im II. Band.)

Es darf nun aber nicht übersehen werden, daß das Bild sich wesentlich ändert, wenn man nicht verlangt, daß die betreffenden Kulturgüter bei allen Indianerstämmen Nordostperus ohne Ausnahme anzutreffen sein sollen, sondern einmal eine Liste etwa der mindestens bei der Hälfte anzutreffenden Güter aufstellt. Dann kommt man schon viel eher auf nur bei Indianern vorkommende Kulturgüter. Noch deutlicher tritt das hervor, wenn man die 386 feinsten Unterscheidungen, die Tessmann macht (der untersten Zeile unserer Schaubilder entsprechend!), auf die Gruppen a) bis d) aufzuteilen sucht.

Dann findet man nämlich, daß unter den feinsten Unterscheidungen der Fall d), also in fast allen menschlichen Kulturen vorkommende Güter-

formen, ganz verschwunden ist. Alle behandelten Güter sind also in der Menschheit spezialisiert und differenziert.

Dafür kommen die Fälle a) und b), also allein oder ganz vorwiegend bei Tropenindianern vertretene Güterformen nun in einer Anzahl von 68 oder 18% vor. Die eigentlich charakteristischen Indianergüter sind also viel öfter unter den feinsten, nur auf wenige Stämme beschränkten Güterformen zu finden, als unter den Kultureigentümlichkeiten, die allen Stämmen gemeinsam sind. Das deckt sich mit der im letzten Abschnitt aus dem Kulturvergleich deutscher Bauern gewonnenen Regel, mit dem einen Unterschiede, daß hier die Stammeskulturen an die Stelle des Kulturbesitzes der einzelnen Höfe treten. Die Güter, die eine Kultur am schärfsten von anderen Kulturen unterscheiden, sind in ihr selbst zumeist nur wenig allgemein vertreten.

Mit den an den beiden empirischen Beispielen gewonnenen Erfahrungen treten wir in die Besprechung der zur Kulturdifferenzierung führenden Momente ein.

b) Erdkundliche Bedingungen kultureller Sonderart

Für die Kulturdifferenzierung kommen einerseits die von verschiedenen Landschaften gebotenen natürlichen Lebensbedingungen, andererseits die Bedeutung der Raumlage mit den beiden Momenten der reinen Entfernung und der Wegsamkeit in Betracht.

α) *Die landschaftlichen Bedingungen*

Wir greifen auf Abb. 14 S. 196 zurück. Heide und Torf finden sich nur in der Geest, Rübenbau ist nur in Thüringen vertreten. Das erklärt das einseitige Vorhandensein der 19 Geräte, welche diesen beiden Wirtschaftszweigen dienen. Der Pferdeschuh und die Heutrage dienen ebenfalls speziell für moorige Geestwiesen. Last-, Renn- und Marktschlitten und Hemmschuhe gibt es auf der anderen Seite nur im hügeligen Thüringen mit seinen schneereicheren Wintern.

Im ganzen lassen sich aber landschaftliche Gründe für den Unterschied nur bei diesen 23 von 133 einseitig vertretenen Geräten angeben. Über 80% der Unterschiede im Gerätebesitz haben mit dem landschaftlichen Unterschied des Geestgebietes und Thüringens nicht ohne weiteres zu tun.

Wenn man die Verhältnisse ganz im allgemeinen betrachtet, hängt freilich der viel größere Gerätereichtum im Thüringer Dorf mit der viel größeren Wohlhabenheit der dort lebenden Bauern zusammen, die ihrerseits wieder zum Teil auf der größeren Fruchtbarkeit ihres Bodens, also

schließlich doch auf einem landschaftlichen Unterschied gegenüber der Geest beruht.

Stärker als die spezielle Kulturform ist also die allgemeine Kulturmöglichkeit landschaftlich mitbedingt. Auf welche Weise diese Möglichkeit ausgenutzt wird, liegt aber nicht am Boden, sondern an den Menschen.

Wie steht es nun bei den nordostperuanischen Indianern? Von den insgesamt 70 indianereigenen Gutformen, die sich unter Tessmanns feinsten Unterscheidungen finden, hängen 40 mit Pflanzen des Landes zusammen: Tabak, Plante, Erdnuß, Maniok, Mais, Guayusa, Kaapi, Kurupapulver usw. Die restlichen 30 scheinen von der landschaftlichen Ausstattung des Gebietes nicht unmittelbar abhängig zu sein, sondern könnten auch in anderen tropischen Waldgebieten vorkommen.

Wieweit ist ferner die Ausstattung der Stämme des Gebietes selbst aus landschaftlichen Gründen verschieden? Um dem nachzugehen, suchen wir Güter auf, deren feinste Unterscheidungen mit Unterschieden der landschaftlichen Umwelt korreliert sein könnten. Derartiges könnte in Betracht kommen bei der Wahl des bevorzugtesten Materiales zum Besenbinden, für die Wahl der Genußmittel, für den Gebrauch von Steinsalz oder Pflanzenasche, also wieder für eine Reihe naturgegebener Rohstoffe. Hingegen entdecke ich in Tessmanns Material kein Beispiel dafür, daß irgendwelche Erfindungen zur Anpassung an spezielle Umwelten besonders geeignet wären, wie sich auf der Geest immerhin einige Moor- und Heidegeräte, in Thüringen Hemmschuh und Schlitten fanden.

Augenscheinlich könnten alle überhaupt vorkommenden Gutformen von allen Stämmen gleichgut zur Anpassung an ihre heimatliche Umwelt verwendet werden. Diese besteht ja auch für alle Stämme aus Urwald, Wasser und tierischen und menschlichen Feinden ähnlicher Art. So wäre aus geographischen Gründen Gleichheit der kulturellen Ausrüstung entschieden zu erwarten. Wenn die tatsächliche Verschiedenheit der Stammeskulturen vielfach so weit reicht, wie menschliche Kulturen nur überhaupt verschieden sein können (vgl. S. 202), dann muß das andere als landschaftliche Gründe haben.

Ebenso wie im Beispiel der deutschen Bauerndörfer tritt aber auch im Falle der nordostperuanischen Indianer die Rolle der landschaftlichen Umwelt viel stärker hervor, wenn man nicht die speziellen Einzelheiten, sondern die allgemeinen Möglichkeiten der Kulturgestaltung ins Auge faßt. Wenn man die tropischen Indianer nicht untereinander vergleicht, sondern z. B. den Steppenindianern gegenüberstellt, dann tritt immerhin in vielen tiefgreifenden Unterschieden dieser Kulturen, begonnen mit der so entscheidenden Wirtschaftsform, die Anpassung an den verschiedenen

Lebensraum hervor. Dann erweist sich das kennzeichnende Gemisch von Knollenbau, Jagd, Fischerei in den Urwaldkulturen als landschaftsbedingt, dann zeigen sich auch die Unterschiede der hier und dort verfügbaren Rohstoffe in noch deutlicherem Licht.

Dem Völkerkundler besonders geläufig ist der ähnlich liegende Unterschied zwischen Negerkulturen des afrikanischen Urwaldes und der afrikanischen Steppe. Auch in diesem Falle bedingt die Landschaftsform einige besonders grundlegende Unterschiede der Wirtschaftsweise, der Rohstoffbeschaffung und der politischen Gestaltung. Unabhängig von der landschaftlichen Grundlage sind aber die einzelnen Urwaldkulturen wie die einzelnen Steppennegerkulturen unter sich in den spezielleren Zügen stark verschieden.

So lehren alle herangezogenen Beispiele das gleiche: Wesentliche Unterschiede der Landschaftsform bedingen in der Regel Unterschiede der Grundlagen und allgemeinen Möglichkeiten der Kultur. Wie diese Möglichkeiten genutzt werden, hängt aber in großer Freiheit von den Menschen ab. Von den Einzelgütern ist meist nur ein kleiner Teil besonders landschaftsbedingt.

Wenn darüber Meinungsverschiedenheiten bestanden, ob die Kultur stark oder schwach von der Landschaft abhänge, dürfte das daran liegen, daß die einen mehr an die allgemeinen Grundlagen und Möglichkeiten dachten, die anderen mehr an das, was die Menschen im einzelnen daraus machen.

Wir erinnern uns daran, daß wir schon früher bei Besprechung von Plan, Zusammenhang und Stil in der Kultur darauf gestoßen sind, daß allgemeine Merkmale sich anders verhalten als spezielle.

β) *Entfernung und Raumlage*

Es ist ein naheliegender Gedanke, daß mit der geographischen Entfernung auch die Verschiedenheit der Kulturen im allgemeinen zunimmt. Auf diesen Grundgedanken wird vielfach aufgebaut, den Tatsachen ist aber noch keine exakte Erforschung gewidmet worden.

Der Grund für das Zustandekommen einer positiven Korrelation zwischen geographischem und kulturellem Abstand ist auf der einen Seite darin zu sehen, daß die Ausbreitungskraft der an einem bestimmten Orte entstandenen Kulturschöpfungen eine beschränkte ist und sie sich in der Nähe viel allgemeiner durchsetzen werden als in der Ferne. Andererseits stehen Kulturen aber auch passiv unter um so verschiedeneren Einflüssen, werden von um so verschiedeneren Anregungen getroffen, je größer ihr örtlicher Abstand ist.

Den Faktor der Entfernung dürfen wir am reinsten in einem Gebiete erkennbar hoffen, das genügend groß, das landschaftlich weitgehend einheitlich ist und das von vielen voneinander unabhängigen Menschengruppen annähernd zusammenhängend bewohnt wird. Diese Verhältnisse bieten nämlich die größte Ähnlichkeit mit dem wellenmechanischen Modell

einer Wasserfläche, in der sich die von einem hineingeworfenen Stein verursachte Bewegung in konzentrischen Kreisen ausbreitet. Ein solches Modell wurde für die Kulturkunde mit Recht gerne verwendet (vgl. S. 148). Wo die Unabhängigkeit der einzelnen Menschengruppen fehlt, dort kann sich ein solches Wellenspiel, das auf der unabhängigen Beweglichkeit vieler gleichartiger Einzelteilchen beruht, nicht entwickeln.

Diesen Bedingungen entspricht das Amazonasbecken mit seiner landschaftlichen Gleichartigkeit und seinen vielen Indianergrüppchen besonders gut. Da es zudem für dieses Gebiet sehr brauchbare völkerkundliche Vorarbeiten gibt, wollen wir an diesem Beispiel die allgemeine Gesetzlichkeit von Raumlage und kultureller Differenzierung untersuchen.

Wir haben schon weiter oben auf die korrelationsstatistische Bearbeitung der Verbreitung von 144 Kulturelementen auf 17 Tupi-Guaranistämme durch Klimek und Mielke Bezug genommen.

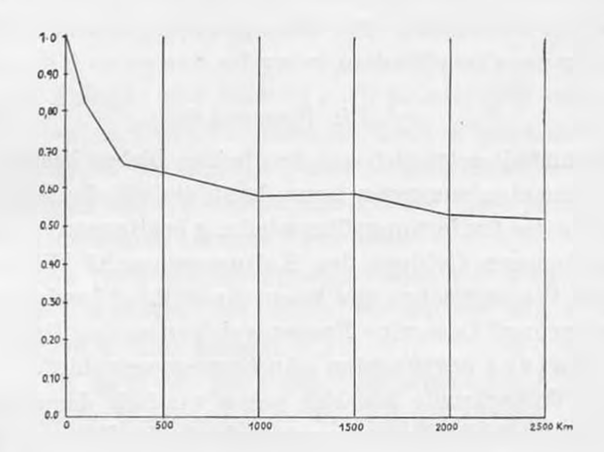


Abb. 17. Kulturverschiedenheit und Entfernung.
Die durchschnittlichen Korrelationswerte der Kulturgemeinschaft bei Gruppen von Stämmen verschiedener Entferntheit, Tupi-Guarani des Amazonasbeckens (vgl. Text).

(Je höher der Korrelationswert, desto größer die Ähnlichkeit. Maximalwert einer Korrelation, also absolute Gleichheit, wird durch 1.0 angezeigt.)

Wieweit sinken die Kulturähnlichkeiten ab, wenn man immer weiter räumlich voneinander entfernte Indianerstämme vergleicht? Die genauere Darstellung gehört in eine wissenschaftliche Spezialarbeit, wir gehen hier gleich auf das Ergebnis ein, das an dem Schaubild 17 abgelesen werden kann. Die durchschnittliche Höhe der Korrelationswerte, die als Maß für die Kulturähnlichkeit je zweier Stämme benutzt werden, sinkt von den unmittelbar benachbar-

ten Stämmen zu Stämmen, die etwa 300 km entfernt sind, sehr stark ab. Auch des weiteren vermindert sich die Kulturähnlichkeit mit zunehmender Entfernung der Stämme im Durchschnitt noch etwas, aber nur in ganz schwachem Maße.

Nachbarstämme sind also wesentlich ähnlicher als Stämme, die so weit voneinander getrennt leben, daß sie nicht unmittelbar aufeinander einwirken können. Ob die Entfernung dann aber 500 km oder 2500 km beträgt, das macht nicht mehr viel aus. So hat das Moment der reinen Entfernung nur in der unmittelbaren Nachbarschaft starken Einfluß auf den Grad der Kulturverschiedenheit.

Auch an den mehrfach erwähnten Materialien Tessmanns zur Kulturkunde der nordostperuanischen Indianer wurde dieselbe Untersuchung auf den Zusammenhang von Raumlage und kultureller Differenzierung durchgeführt. Das Ergebnis war das gleiche, braucht daher hier nicht vorgeführt zu werden. Die eben genannte Gesetzlichkeit scheint jedenfalls allgemeine Bedeutung beanspruchen zu können.

γ) *Die Wegsamkeit*

Die Wegsamkeit setzt sich aus den beiden bisher besprochenen erdkundlichen Momenten zusammen; man kann sie als die Rolle der Landschaftsform für die Entfernungsüberwindung bestimmen.

Wieweit hemmen Gebirge den Kulturaustausch? Wieweit trennen oder verbinden Wasserflächen und Meere die Völker? Inwieferne bedeutet Insellage Isolierung? Derartige Fragen gehören zu den Hauptgegenständen der von Ratzel begründeten „Anthropogeographie“.

Auch die Völkerkunde hat sich schon vielfach damit befaßt. Man denke an die Begriffe der Verdrängungsgebiete, der Rückzugslage, an die Haberlandtsche Darstellung der afrikanischen Kulturen nach Lebenskreisen u. dgl. m.

Darum sei hier auf eine Darstellung der Wegsamkeitswirkung der Landschaftsformen verzichtet. Wir haben in diesem Buche noch an keiner Stelle etwas breit berichtet, was man in anderen Büchern leicht nachlesen kann. Nur einige allgemeine Einsichten über Wegsamkeit seien hervorgehoben: Gebirge, Meere und Urwälder hemmen die Kulturverbreitung fast nie völlig, denn sie können immer wenigstens unter Schwierigkeiten überschritten oder doch auf irgendwelchem Wege umgangen werden, zumal in der Regel der Kulturgeschichte sehr lange Zeiträume zur Verfügung stehen.

Unterschiede der Wegsamkeit verzerren aber „den Raum gleicher Raumabstände und den Raum gleicher Verbreitbarkeit“ gegeneinander (vgl. S. 148). Sie bewirken, daß die konzentrische Verbreitung (vgl. die gl. S.)

nicht in idealen oder annähernd idealen Kreisen, sondern in Schichtenfolgen vor sich geht, die in der einen Richtung auseinandergedehnt, in der anderen zusammengepreßt sind. Sie wirken ferner wie gewaltige Siebe, die nur einen Teil dessen. was hineinkommt, auch hindurchlassen bzw. die verschiedene Güter ganz ungleich rasch durchlassen. Wenn eine Kultur, die viele Güter umfaßt, an eine solche Barre stößt, wird ihre Ausbreitung nicht nur im ganzen verlangsamt, sondern durch die verschieden starke Behinderung der einzelnen Güter auch ihrer Zusammensetzung nach gesiebt. Die Güter, welche die Barre überwinden, werden noch viel mehr eine einseitige Auswahl aus dem Gesamtbestand sein, als es die Güter einer „sich verbreitenden" Kultur in einiger Entfernung vom Ausgangspunkt auch aus anderen Gründen (Adoptionsneigung!) ohnedies sind.

c) Die in der Zeitabfolge (im historischen Prozeß) liegenden Bedingungen kultureller Sonderart

Zeitabfolgebedingt oder historisch zufällig nennen wir jene Kulturunterschiede, die bei etwas anderem Zusammenspiel der Auseinandersetzungen von Anlagen und Umwelt auch anders oder sogar umgekehrt liegen könnten (vgl. S. 195). Wir haben auch schon besprochen, daß infolge des Zusammenhanges der aktiven Umweltanpassungen aller Glieder und Geschlechterfolgen einer Gemeinschaft solcher historischer Zufall weit über den Einzelmenschen hinauswirken kann.

Schon in den früheren Abschnitten haben wir eine Reihe von Begriffen und Erkenntnissen besprochen, die auf die nun zu behandelnde Frage angewendet werden können.

α) Es war die Rede von der *Festlegungswirkung der Adoptionen*, vom „Vorrang des schon Vorhandenen". Wenn es eine Reihe etwa gleichwertiger Kulturgüter gibt, wird in der Regel jenes von einem Menschen oder einer ganzen Bevölkerung beibehalten werden, welches sie zeitlich am frühesten erreicht hat.

Wer im zweiten Lebensjahr Deutsch gelernt hat, spricht nicht ohne besondere Veranlassung eine andere Sprache. Wer mit einer bestimmten Rasierklingenmarke zufrieden war, geht nicht ohne besonderen Grund zu einer anderen über. Auch Naturvölker bleiben im allgemeinen bei dem, was ihnen von den Vätern überkommen ist, solange sie nicht etwas erreicht, was wesentlich begehrenswerter ist.

Selbst europäische Güter werden von Naturvölkern nicht so ohne weiteres aufgenommen, sondern müssen die angestammten Güter irgendwie überwältigen, wenn sie eindringen sollen. So setzte sich das Kulturgut des zivilisationslustigsten der nordostperuanischen Indianerstämme, der Aguano in der Nachkriegszeit in folgender Weise zusammen:

Europäische Güter	26 Elemente
Indianische „geistige Kultur“	7 „
„ Geräte unvollkommener als europäische	2 „
„ „ bei Selbstanfertigung gleich vollkommen	28 „
„ „ vollkommener als europäisches Angebot	15 „
	78 Elemente

Europäische Kulturelemente bilden nur ein Drittel der vorliegenden Mischkultur, obwohl nahezu alles weniger vollkommene indianische Gut von ihnen verdrängt ist. Was an indianischen Geräten technisch vollkommener ist, wird nicht aufgegeben (z. B. das Blasrohr), aber auch die indianischen Güter, die etwa gleich gut sind wie das europäische Angebot, können sich erhalten, eben weil ihnen der „Vorrang des früher Vorhandenen“ zugutekommt.

Das Alte bleibt im Recht, solange das Neue nicht seine größere Kraft erweist. Es ist dies eine Auswirkung des schon im seelenkundlichen Teile aufgestellten „kulturellen Trägheitsprinzipes“ (vgl. S. 60). Kulturveränderung wird dadurch teilweise zu einem gerichteten Vorgang, der immer irgendwie ein Streben vom Wertniedrigeren zum Werthöheren beinhaltet. Da es aber nicht theoretisch eindeutige Wertungen sind, die dabei wirksam werden, sondern die tatsächliche Verhaltensweise und Vorziehensneigung der beteiligten Menschen, ist diese Gerichtetheit natürlich keine ideal einheitliche; immerhin wird der Kulturvorgang dadurch mehr als ein willkürliches Auf und Ab, Hin und Her. Die Gerichtetheit wird um so deutlicher sein, je übereinstimmender und dauernder die Vorziehensneigungen der Menschen sind, am eindeutigsten vielleicht dort, wo reine Zweckeinsicht herrscht, am unausgesprochensten dort, wo der augenblickliche Reiz den Ausschlag gibt. So kann man z. B. fast mit Sicherheit sagen, daß kein Volk, welches den Pflug und welches elektrisches Licht hat, freiwillig zum Hackbau und zum Petroleum zurückkehren wird. Moden hingegen sind launisch und keine Mode ist so alt und überwunden, daß sie nicht morgen wiederkommen könnte

β) Ebenso wie die Festlegungswirkungen verbinden auch die *Schlüsselwirkungen der Adoption* (S. 156) die einzelnen Adoptionsschritte zu in sich zusammenhängenden, nicht ohne weiteres umkehrbaren Prozessen.

So kann man in der Zivilisierung der nordostperuanischen Indianer deutlich zwei Schichten von Stämmen unterscheiden. Eine ganze Reihe von europäischen Gütern findet sich nur bei Stämmen, die den Taufnamen nach christianisiert sind und europäische Tracht tragen. So das Moskitonetz und Hängematten aus eingeführtem Stoff, Bettdecken, Bänke, Metallöffel, das Gewehr, gekaufte Hüte, Streichhölzer, die Musterung der Krüge nach spanischem Muster — das einzige Beispiel einer von den Europäern übernommenen Ornamentform! —; das Auswerfnetz, das eiserne Kopfkratzmesser, Taschentuch, Besenstiel und Radzuckerpresse. Vgl. für einzelne dieser Güter die Kärtchen S. 192!

Von der nominellen Christianisierung und der Annahme europäischer Tracht geht also wohl eine vielfache „Schlüsselwirkung“ aus. Weitere Adoptionen von umfassender Schlüsselwirkung wären wohl die Übernahme der Schrift und das Aufgeben der Selbstherstellung von Geräten. Denn die Leseunfähigkeit läßt bislang den wesentlichsten Inhalt der europäischen Kultur gar nicht im Gesichtskreis der Indianer auftauchen. Sie bekommen von der Machtstellung des weißen Mannes nur die äußeren Seiten zu sehen (wollen allerdings auch gar nicht mehr, die Missionare gaben sich seit Jahrhunderten erschütternd viel nutzlose Mühe um eine tiefergreifende Christianisierung der Indianer).

Die Selbstherstellung ist ein weiteres Bollwerk der überkommenen Kultur, denn die Europäer bringen nicht Handwerkslehre, sondern nur Ware herein. Wenn man also die Ware nicht kauft, dann verbleibt man bei den alten Handfertigkeiten. und diese liefern denn auch die altgewohnten indianischen Gutformen.

γ) Die *Adoptionszeit* (vgl. S. 146), die Tatsache, daß jedes neue Gut bis zu seinem Durchdringen einen wesentlichen Zeitraum braucht, führt dahin, daß sich lange Zeit hindurch die Kulturen danach unterscheiden, ob sie das Neue schon haben oder noch nicht haben. Wir erinnern an die weiter oben gegebenen Beispiele der Geestbauern und Thüringer, der Italiener und Jugoslaven.

In der Kulturgeschichte ist ständig Bewegung. Ständig gibt es Güter, die noch um ihre Durchsetzung ringen. Darum spielen Unterschiede im Durchsetzungsgrad der an sich gleichen Güter unter den Gründen kultureller Sonderart eine wichtige Rolle. (Diese Unterschiede sind aber nur zum Teil zeitfolgebedingt, auch die erdkundlichen und die rassenpsychologischen Momente bedingen derartige „Phasenunterschiede“!)

δ) *Die Abhängigkeit der Adoption von der Angebotsdichte* bedeutet, daß nicht das alternative Kennen oder Nichtkennen der Güter, sondern ihre „Massenwirkung“ die Übernahmswahrscheinlichkeit bestimmt.

Wenn es auf das bloße Kennen ankäme, dann wäre jedes neue Gut verhältnismäßig schnell im weitesten Umkreis verbreitet. Die Angebotsdichte nimmt aber, wie wir weiter oben rechnerisch erläutert haben, ungemein rasch ab, wenn ein Raum Schritt für Schritt durchmessen werden soll. Das erschwert eine Verbreitung, die nicht fortlaufend aus erster Hand geht, sondern über viele Mittelglieder, von Dorf zu Dorf, von Stamm zu Stamm hinwirken muß, oft in hohem Maße.

Man glaubt vielfach, durch Zeitungen, Kaufläden, Auto, Radio und Film sei der ländliche Lebensstil in Europa in Gefahr, vom städtischen Lebensstil völlig verdrängt zu werden. Man denkt dabei aber zu wenig daran, daß der Mensch nicht von der Kenntnis der Güter allein, sondern entsprechend der Häufigkeit ihres Vorkommens in der Umwelt und der Dichte ihres Einwirkens geformt wird.

Wenn man das berücksichtigt, ergibt sich, daß alle diese städtischen Dinge den Großstädter noch immer in viel größerer Dichte umgeben, und vor allem daß unter der Gesamtzahl der Umwelteinwirkungen die Stadt und Land verbindenden Elemente noch immer eine kleine Minderheit ausmachen. Der weitaus größte Teil seiner konkreten Umwelteindrücke ist für den Landmann auch heute noch ein anderer als für den Städter.

Ist infolge zu geringer Angebotsdichte die Verbreitung eines Gutes in einer bestimmten Richtung einmal zum Stillstand gekommen — wie z. B. die ausländische Hutform im Dorfe III b des Schaubildes S. 158 —, dann hat das die weitreichende Folge, daß damit gleichzeitig alle in gleicher Richtung noch weiter entfernten Stämme, Dörfer oder Völker von der Kenntnis des Gutes völlig abgesperrt werden, gleichgültig, wie groß vielleicht ihre Adoptionsneigung dafür wäre.

Wenn z. B. in Togo Zivilisationsgüter zu den Negern kommen, hat sich ihre Verbreitung infolge der ins Innere zu rasch abfallenden Angebotsdichte schon jenseits einer schmalen Küstenzone in der Regel totgelaufen. Das hat auch die Folge, daß die Fulbe, Haussa und anderen rassisch halb europäerhaften Sudanvölker von der Kenntnis dieser Güter abgeschlossen werden, obwohl sie nach Rasse und Kulturstand wesentlich besser dazu geeignet wären, sie sinnvoll aufzunehmen.

Wenn hingegen die bloße Kenntnis genügte, dann hätte sich die Nachricht von den europäischen Dingen längst allenthalben gleichmäßig durch Afrika durchgesogen.

Infolge der Bedeutung der Angebotsdichte ist auch zu erwarten, daß bei konzentrischer Verbreitung überspringende Adoption selten sein wird. Nur selten wird z. B. eine Hutform, deren Verbreitungskraft nicht mehr bis ins nächste Dorf reichte, im übernächsten Dorfe noch einmal zu finden sein. Dieser Erwartung entspricht die Verbreitungsform sowohl der europäischen wie der voreuropäischen Güter in Nordostperu. Die Verbreitung ist, wie die früher gegebenen Kärtchen zeigen, in der Regel eine geschlossene, nur selten erscheinen Stämme übersprungen oder der Umkreis eines Gutes in zwei getrennte Teile zerfallen (Abb. 12 S. 192).

Man kann dementsprechend aber auch nur für die unmittelbar benachbarten Stämme aus dem Nichtvorhandensein eines Kulturgutes schließen, daß ihre Übernahmeneigung dafür gering sei. Alle Stämme des weiteren Umkreises hat das Gut ja höchstens mit so viel verminderter Angebotsdichte erreicht, daß sie es auch bei an sich gleicher Adoptionsneigung nur in wenigen Fällen aufgenommen haben können.

ε) Die *Verbreitbarkeit der Güter* ist nunmehr noch ein neuer Begriff, den wir für das Verständnis der in der Zeitabfolge (im historischen Prozeß) liegenden Bedingungen für Entstehung und Bestand kultureller Eigenart einführen müssen.

Ein Gut ist umso verbreitbarer, je leichter es räumlich entfernten Menschen vor Augen gestellt und damit zur Übernahme angeboten werden kann.

Die Verbreitbarkeit ist durchaus etwas anderes als die Adoptionswahrscheinlichkeit durch die in Betracht kommenden Menschen. Diese meint nämlich die in der biologischen Beschaffenheit liegende Neigung zur Aufnahme des schon vor Augen gestellten Gutes.

Als allgemeine Regel kann man angeben: Ein Gut ist um so verbreitbarer. je geringer sein (räumlicher und zeitlicher) Umfang und je größer seine Unveränderlichkeit.

Diese allgemeine Regel erfaßt zunächst die *materielle Transportfähigkeit*, also jene Seite der Verbreitbarkeit, die z. B. dem Kaufmann am meisten zu denken gibt. Güter sind um so leichter zu transportieren, je kleiner. leichter, unzerbrechlicher und unverderblicher sie sind.

So nehmen auch *Vergnügungsreisende* vorzugsweise eine Auswahl der leichtesten, wenigst umfänglichen, unverderblichsten Güter eines Landes als Andenken mit. Wenn man Italien oder Ostafrika nach dem beurteilen würde, was sich davon in einem exotenfreudigen deutschen Privatzimmer findet, bekäme man ein ganz falsches Bild, u. a. auch deshalb, weil man eine Auslese nach besonderer Verbreitbarkeit vor sich hat.

Viel anders steht es aber auch in völkerkundlichen Museen nicht. Auch der Ethnologe war immer gezwungen, auf die „Verschleppbarkeit" der von ihm nach Europa geschafften kulturellen Umweltstücke der untersuchten Völker Rücksicht zu nehmen. So zeigt auch die sachlichst aufgestellte Sammlung im Vergleich zur Wirklichkeit des Lebens einen Überschuß an besonders verbreitbaren und eine Unterbilanz an schwer transportfähigen Kulturgütern.

Wohin die Verschickung von Waren sich verlohnt, hängt außer vom Umfang, Gewicht und von der Haltbarkeit auch vom Wert und von den jeweiligen Zoll- und Frachttarifen ab. Wir wollen uns aber nicht in Einzelheiten der Tarifierungskunst verlieren.

Der Transportgesichtspunkt läßt sich auch auf Fragen der Verbreitbarkeit anwenden, die jenseits des kaufmännischen Gesichtskreises liegen.

Ein Oswald-*Spengler*-Wort, das großen Eindruck gemacht hat, handelt davon, daß Kulturen auf einem bestimmten Heimatboden aufwachsen und ihm unübertragbar bis zu ihrem Untergang verhaftet bleiben.

In weniger dichterischer Ausdrucksweise heißt das nichts anderes, als daß Gesamtkulturen zu umfangreich sind, als daß sie als Ganzes ohne Verzerrung transportiert werden könnten.

Übertragung ganzer Kulturen wäre der Gegenpol zu den aus dem Kulturmantel eines fremden Landes herausgezupften Klein-Reiseanden-

ken, von denen wir eben gesprochen haben: Eine venezianische Glaskette kann der Reisende in die Tasche stecken, das leibhaftige Venedig aber muß er stehen lassen.

Kulturen kann man nicht verpflanzen. Es gibt eben kein Transportmittel, das ganze Menschenwelten willkürlich zu verschieben erlauben würde.

Das größte Kulturgut, das ausnahmsweise noch transportiert wird, ist ein einzelnes Haus. Da aber seine Umwelt nicht mit verschoben wird, hat das an andere Stelle transportierte Haus seinen lebendigen Charakter doch wesentlich geändert.

Aus dem lebendigen Bauernhaus, das in eine Volkskundesammlung geschafft wird, wird ein totes Museumsstück, das nicht weniger entseelt ist als ein in Spiritus präpariertes Tier.

Was darüber hinausgeht, eine Straße, ein ganzes Dorf, geschweige denn eine ganze Kultur, ist noch nie transportiert und damit unverändert verbreitet worden.

Am nächsten kommen der Verpflanzung von Kulturen die Unternehmungen von Kolonisten.

So kann man in Südrußland, im Kaukasus, in Rumänien, im Chako, in Chile auf deutsche Bauerndörfer stoßen. Transportiert wurden bei ihrer Gründung deutsche Menschen, alle ihre ideellen und ein Teil ihrer materiellen Güter. Spengler hat aber auch in diesen Fällen recht. Der heiße Kolonistenwunsch, Deutschland im neuen Lande wieder aufzubauen, kann nur in sehr bedingtem Umfang in Erfüllung gehen. Die Notwendigkeiten der neuen Heimat verlangen gebieterisch ihr Recht, außerdem sind kleine, vom Volksganzen abgesplitterte Menschengrüppchen in großer Gefahr, lebendige Museumsstücke zu werden, die eben durch ihr starres Festhalten an dem, was bei ihrer Auswanderung besonders deutsch war, den lebendigen Fluß dessen nicht mitmachen, was heute deutsch ist. So findet man in der krainischen Gottschee deutsche Mundarten des 15. Jahrhunderts, in Chile die Lebensformen des bürgerlichen Liberalismus erhalten.

In keine auslandsdeutsche Gruppe konnte der pulsierende Strom des deutschen Kulturlebens unverändert verpflanzt werden — weil eben sein Gesamtgefüge zu groß und umfangreich ist, als daß es in andere Länder übertragen werden könnte.

Kulturverbreitung wäre überhaupt unmöglich, wenn man nicht aus kulturellen Gesamtgefügen Stücke ablösen könnte. Das sind

entweder losgelöste Einzelgüter
oder losgelöste Abbilder wirklicher Güter.

Wo die Güter selbst zu umfangreich sind, springt die Verbreitung durch losgelöste Abbilder ein. Die Technik der transportierbaren Abbilder nimmt an Vollkommenheit immer weiter zu.

Ihr natürlicher Kern sind die Vorstellungen und Erinnerungsbilder, die mit dem Menschen mitwandern, wo immer er gehe. Diese werden nach dem „Prinzip der Organablösung" allmählich immer mehr durch vom Menschen getrennte und vergegenständlichte Güter ersetzt.

Die älteste Form des Abbildens ist die Sprache. Sprechenkönnen heißt, Anschauungsbilder, die man nicht als gegenwärtig vorführen kann, durch den Klang allgemein adoptierter Dingnamen (Worte) in der Vorstellungswelt der Mitmenschen zu erwecken.

So wird der Sprecher von der Gegenwart dessen, was er zeigen will, unabhängig. Im Rundfunk und in der Schallplatte wird er sogar von seiner eigenen Gegenwart unabhängig.

Das Abbilden für das Auge war lange Zeit viel unvollkommener als das Abbilden für das Ohr durch die Sprache. Zeichentalent ist eben bis heute eine verhältnismäßig seltene Fähigkeit, auch heute bewundern die meisten von uns den Menschen beträchtlich, der Abbilder der Gegenstände festhalten kann. Auch die Idee der Zeichen für das Auge (der Ausgangspunkt der Schrift) ist augenscheinlich schwieriger, beruht auf unwahrscheinlicheren Erfindungen als die Idee der Zeichen für das Ohr (Sprachworte).

Heute sind aber die Abbildungen für das Auge, die Schrift, die Zeichnung, das Lichtbild, der Film mindestens ebenso wichtige Formen losgelöster Kulturgutsabbilder wie die auf die Hörfähigkeit aufbauenden Techniken.

Die Verbreitung der Kultur durch Abbilder aller Art hat ihre besonderen, eigentümlichen Folgen. Sie kann die wirkliche Übertragung der Güter nicht ersetzen. Wie verhalten sich die einzelnen Güterarten, die Abbildungsmittel zu ihrer Verbreitung nötig haben?

Einzelvorstellungen sind, weil sie sich auf stofflichen Trägern geringen Umfanges wiedergeben lassen (Briefe, Bilder, Bücher), in vieler Hinsicht leichter zu befördern als stoffliche Güter. Das zeigt sich auch darin, daß die Vorstellungsbeförderung (die Briefpost) von der Sachgüterbeförderung (der Paketpost und Verfrachtung) organisatorisch in allen Ländern abgetrennt zu werden pflegt.

Wieweit aber das Abbild das Urbild ersetzen kann, hängt von der besonderen Lage des Falles ab.

Im allgemeinen können Einzelvorstellungen nur von jenen Menschen getreu aufgenommen werden, die schon annähernd das gleiche Vorstellungsgesamt wie der Absender in sich tragen. Da aber besonders in den Anfangsabschnitten der Verbreitung einer Kultur diese Voraussetzung in der Regel fehlt, sehen wir in den verschiedensten Beispielsfällen, daß die Verbreitung stofflicher Güter der Verbreitung bloßer Vorstellungen weit vorauseilt.

So ist in die Kultur der Indianer von europäischen Vorstellungsgütern trotz der schon so langen Berührung ungleich weniger eingedrungen als von europäischen Sachgütern. Dasselbe wird in der Südsee und in Afrika beobachtet

Im Grunde genommen können natürlich auch Sachgüter nur von den Menschen getreu übernommen werden, die schon ein einigermaßen ähnliches Sachgütergesamt kennen. Gerade das Studium der nordostperuanischen Verhältnisse hat auch hierfür ergeben, wie sehr die Auslese des Übernommenen vom bisherigen Kulturzustand abhängt. Das zeigt sich u. a. darin, daß die übernommenen europäischen Güter

in 89% indianische Zwecke erfüllen,
in 69% nur im Werkstoff (Eisen, Gewebe) europäisch sind,
in 60% auch in ihrer technischen Grundidee an die Indianerkultur anschließen.

Es setzen sich also zuerst die überlegenen fremden Werkstoffe durch, erst zuletzt neuartige Verwendungszwecke. Neue technische Grundideen der Geräte werden immerhin leichter übernommen als neue Gebrauchszwecke. Das zeigt sich darin, daß in den etwas stärker europäisierten Indianerkulturen zwar der Gebrauchszweck ebenso selten neu ist, wohl aber europäische technische Ideen in 52% gegen 40% in den weniger zivilisierten Stämmen vorkommen.

Sachgüter finden aber noch eher Anknüpfungspunkte als Vorstellungen, ihr Zweck ist handgreiflicher, und sie werden auch von Leuten gewertet, die sie nicht getreu verwenden können. Vorstellungen, die auf einen wenig vorbereiteten Boden fallen, verdorren, da sie weniger für sich allein bestehen können. Sachgüter sind wie Dauersporen eines Pilzes, die lange Dürrezeiten der Interesselosigkeit überstehen können und immer noch zur Benutzung bereitstehen, Vorstellungen verdursten dagegen in der Dürre bald wie die Menschen, die ihre Träger sind.

Ist die Vorbereitung des Vorstellungsgesamtes etwas besser, hat die übernehmende Menschengruppe immerhin schon Vorstellungen, von denen aus sich Brücken zu den fremden Vorstellungen schlagen lassen, dann beginnt eine zweite typische Periode: die Periode der schicksalhaften, nahezu unvermeidbaren Mißverständnisse zwischen den Völkern.

Diese setzt sich für die meisten von außen kommenden Vorstellungen bis in die unmittelbare europäische Gegenwart fort. Mit „Sport“ meint der Engländer etwas anderes als der Franzose, mit „Vernunft“ der Franzose etwas anderes als der Deutsche, mit „Humanität“ der Deutsche etwas anderes als der Italiener.

Auch Einzelmenschen kommen in ihrem sprachlichen Verkehr über diesen Zustand schicksalhaften Mißverstehens nicht ganz hinaus, die Mißverständnisse sind nur innerhalb des Volkes im allgemeinen weniger schwerwiegend, weil das Vorstellungsgesamt mehr Gemeinsames hat. Verzerrungen gibt es aber bei der Übertragung von Vorstellungen von einem auf den andern Menschen fast immer.

Die Verbreitbarkeit ist natürlich bei jenen Seiten der Kultur am

allergeringsten, die auf Abbildung angewiesen sind, aber wenig getreu abgebildet werden können.

Hierher gehört die lebendige Wesensart und Wachstumsgeformtheit der Menschen. Die Art eines fremden Volkes kann man wohl in künstlerischen Gestaltungen dem Verständnis nahebringen, aber man kann sie kaum eigentlich „verbreiten". Was ein „Gentleman" ist, weiß daher ein Deutscher, der nicht in England gereist ist, nur in einem matten Abklatsch, an dem zumeist das das beste ist, was er aus eigener Seelenkraft dazu getan hat, Versuche, nach einem solchen Abklatsch selbst ein Gentleman zu werden, müssen mißlingen. Ebenso unabbildbar und schon deshalb unnachahmbar ist Pariser Grazie und Wiener natürliche Liebenswürdigkeit.

Ein Mittel, welches zur Verbreitung eines kulturellen Menschentypus helfen kann, ist, daß die Menschen selbst ins fremde Land ziehen, sei es, daß sie als Reisende oder als Kaufleute ihr Wesen nur nebenbei verbreiten, sei es, daß sie als Lehrer ausdrücklich zur Vermittelung von Kulturgütern die Fremde aufsuchen.

Auch diese Hilfe der Verbreitung eines Volkstums und seiner Kultur nützt aber vorwiegend nur dort, wo es auf einzelne Kulturseiten ankommt. So kann eine Französin ihr Französisch, oder ein Italiener seine Fechtkunst im fremden Lande wenn nicht vollgültig lehren, so doch vollgültig vor Augen stellen — auf das Voraugenstellen kommt es bei der Verbreitbarkeit ihrem Begriffe nach an!

Die Übertragung französischen oder italienischen Wesens ins fremde Land scheitert aber selbst dann, wenn Menschen selbst als Kulturträger zu anderen Völkern ziehen, u. a. daran, daß dabei die Grundbedingung der Unveränderlichkeit des Gutes nicht erfüllt ist.

Die Verpflanzung lebender Menschen in eine andere Umwelt verändert diese notwendig, oft so weit, daß der gleiche Mensch in der Fremde gar nicht mehr wiederzuerkennen ist. Man kann viel leichter Mittel finden, um zerbrechliche oder verderbliche Sachgüter sicher ins andere Land zu bringen, als daß man Menschen in einen fremden Umweltzusammenhang stellen kann, ohne daß sie darauf mit wesentlicher Abänderung ihres Verhaltens reagieren.

Das gleiche gilt natürlich überhaupt für lebendige Wesen, z. B auch für die Tiere des Zoo, am meisten aber doch für die Menschen, da man diese wegen der Weite ihres Blickfeldes über die Fremdheit der neuen Umwelt am schwersten hinwegtäuschen kann.

Abgesehen davon sind die Menschen, welche über die Grenzen ihrer eigenen Kultur hinausdringen, natürlich immer eine einseitige Auslese. Man darf bekanntlich weder die Engländer nach den reisenden Engländern noch die Deutschen nach den reisenden Deutschen beurteilen. Auch

aus diesem Grund liefern die ins Ausland kommenden Vertreter einer Kulturgemeinschaft nur ein verzerrtes Abbild.

Wie man die Sache auch dreht, und welche Mittel man einzusetzen sucht: Die sich im Einzelmenschen verkörpernde Volkseigenart bleibt fast unverbreitbar und erst recht unübertragbar. Wir haben damit ohne jede Mystik und in ruhiger sachlicher Ableitung einsichtig gemacht, warum ein Mensch in vieler Hinsicht von seinem Volkstum weder etwas abgeben, noch sich ein anderes Volkstum erwerben kann.

Die Schwierigkeiten für die Verbreitung steigen aber natürlich noch gewaltig an, wenn es sich nicht um Einzelmenschen, sondern um kulturelle Gesamtgefüge aus vielen Menschen handelt. Gemeinschaftsgebilde wie Dorfschaften, Völker, Stände kann man weder einigermaßen vollständig abbilden, noch kann man sie anderen Völkern als Reisende und Lehrer vorführen.

So können sich Gemeinschaftsformen am wenigsten verbreiten, erfahren aber allerdings manchmal eine Scheinverbreitung durch gewisse höchst abgezogene (abstrakte) und ungetreue Vorstellungen von Gemeinschaftsideen, Organisationsprinzipien und dergleichen mehr. Wenn diese in fremde Länder gelangen, dann treten sie dort immer in den Dienst der jeweils wirklich lebendigen Abläufe des Gemeinschaftslebens und lassen unter der Maske des Gleichen und der Nachahmung bewährter Vorbilder Gemeinschaftsformen von in Wirklichkeit ganz anderem Charakter entstehen.

Wir haben ein Beispiel dafür in den Versuchen, die westlichen Demokratien auf Mitteleuropa zu übertragen, vor kurzem am eigenen Leibe erlebt. Wie viel schlimmer muß erst die Übertragung des gleichen genormten Schemas auf Philippinos, Japaner, Maori, Abessinier usw. aussehen!

Damit soll nicht gesagt sein, daß die Kenntnis fremder Staatsformen nicht auch günstige Anregungswirkungen haben könne. Diese beruhen gewöhnlich aber nicht auf Nachahmung, sondern darauf, daß sich infolge ähnlicher Reaktionsweise der beteiligten Menschen parallele Entwicklungen oft schon auf geringe Anstöße hin einstellen. Es ist also nicht etwa die fremde Sozialform zuerst getreu vor Augen gekommen und dann übernommen worden, sondern das abstrakte Vorstellungsbild hat genügt, um eine in ähnlichen Bahnen schon angelegte Entwicklung sich entfalten zu lassen.

Damit sind die Grundlinien einer Lehre von der Verbreitbarkeit der Güter angedeutet. Jedes Kulturgut hat eine andere Verbreitbarkeit. Einigermaßen getreu lassen sich vor allem Sachgüter und einfache Vorstellungen übertragen. Wo das Herauslösen einzelner Güter aus dem Kulturganzen nicht möglich ist, springen die reich entwickelten Techniken

der Loslösung der Güter durch Abbilden in weitestem Sinne helfend ein. Auch die Abbildungen versagen aber um so mehr, je mehr es sich um das Gesamtgefüge der Kultur oder um das Gesamtgefüge der kulturgeformten Menschen (um ihr „Wesen“) handelt. Am wenigsten verbreitbar sind die aus dem „Wesen“ vieler Menschen aufgebauten Gesamtgefüge, also die Gemeinschaftsformen.

Die Unverbreitbarkeit von Kulturgütern bedeutet, daß der historisch einmalige, in der besonderen Zeitabfolge der Auseinandersetzung von Erbanlage und Umwelt bestehende Vorgang des Entstehens dieser Güter nicht durch nachträgliche Adoption ausgeglichen werden kann, wie das bei verbreitbaren Gütern der Fall ist.

Wandernde Kulturen kommen auch durch die unterschiedliche Verbreitbarkeit der Güter — als andere Gründe haben wir ungleiche Adoptionsneigung und Wegsamkeit genannt — in einer ganz ungetreuen Auslese bei anderen Bevölkerungen an.

Wenn diese Auslese dann den Übernahmsneigungen entsprechend adoptiert ist, können gerade dadurch die Wege für eine nachfolgende getreuere Verbreitung versperrt werden. Halbbildung versperrt durch ihre Festlegungswirkungen der Bildung, Halbkultur durch ihre Festlegungswirkungen der Kultur den Weg. Eingeborenen, welche den Europäer einerseits als brutalen Ausbeuter, andererseits als übermenschlich sanften Missionar kennengelernt haben, ist viel schwerer eine richtige Vorstellung vom durchschnittlichen Wesen des Europäers, wie ihn das zivilisierte Dasein voraussetzt, beizubringen, als Eingeborenen, die noch ganz unberührt sind.

Darum darf man nicht damit rechnen, daß die bei der Ausbreitung einer Kultur auftretende Verzerrung zwar zuerst unvermeidlich ist, aber später durchaus die Neigung zeigen wird, sich im Sinne eines getreueren Abbildes auszugleichen. Es ist vielmehr zumindest ebenso wahrscheinlich, daß durch die einmal eingetretene ungetreue Adoption besondere kulturelle Entwickelungsabläufe in Gang gekommen sind, welche die Entfernung zur Ausgangskultur noch verstärken, anstatt sie zu mildern.

Die Verzerrungen in der Zusammensetzung einer auf andere Bevölkerungen übergreifenden Kultur dürften daher in der Regel unausgleichbar und endgültig sein. Auch aus diesem Grunde ist die Entstehung einer einheitlichen Weltkultur offensichtlich ebenso eine bare kulturmechanische Unmöglichkeit, wie etwa die Vereinheitlichung des Wetters auf der Erde eine meteorologische Unmöglichkeit ist. Es sind *keine Kräfte auszudenken, welche eine solche Menschheitskultur erzwingen und erhalten könnten.*

ζ) Zufallsunterschiede im Auftreten von Neuschöpfungen

Wir stellen die Auswirkung von Zufallsunterschieden der Neuschöpfungsbilanz auf Entstehen und Bestand kultureller Sonderart nicht an den Anfang, sondern an das Ende, denn sie bilden gegenüber Adoptionsunterschieden nicht die Regel, sondern die Ausnahme.

Durch den hohen Unwahrscheinlichkeitsgrad der Neuschöpfung werden Zufallsunterschiede in der Kulturgeschichte begünstigt. Die zufälligen Unterschiede in der Häufigkeit neuartiger und genialer Leistungen in verschiedenen Bevölkerungen müßten sich allerdings wieder ausgleichen, wenn man die Gesamtbilanz genügend langer Zeiten und genügend großer Bevölkerungsmengen zusammenfaßt. Denn dann müßte auch für die unwahrscheinlichen Kombinationen von Erbanlagen, die wir Kulturschöpfer nennen, das statistische Gesetz der großen Zahl sichtbar werden.

Das trifft aber deshalb nicht ganz zu, weil von neuartigen Leistungen oft weitausholende Schlüsselwirkungen ausgehen; der Erfinder der Schrift, der Erfinder des naturwissenschaftlichen Denkansatzes haben jeweils ganzen Heeren von Erfindern die Wege geebnet.

Mit dem Zufall des ersten Anstoßes hängt oft ein ganzer Entwickelungsgang aus vielen Neuschöpfungsschritten zusammen. Darum spielt „historischer Zufall“ auch für die Leistungsbilanz einer Bevölkerung an kulturellen Neuschöpfungen eine große Rolle. Es ist z. B. vielleicht weder geographisch noch rassenmäßig besonders hochgradig wahrscheinlich gewesen, daß gerade in Westeuropa die „induktive Methode“ erfunden wurde. Das Gebiet aber, in dem diese Methode erfunden wurde (und auf Adoptionsneigung stieß!) muß auf jeden Fall einen Vorsprung in ungezählten auf diese Methode aufgebauten naturwissenschaftlichen Einzelleistungen erwarten lassen. Kann der Eindruck einer besonderen naturwissenschaftlichen Begabung der Nordwesteuropäer durch den historischen Zufall, daß gerade in diesem Gebiete die naturwissenschaftliche Methode erfunden wurde und durch die folgenreiche Schlüsselwirkung dieses Zufalls vorgetäuscht sein?

Das sind methodisch ganz besonders schwierige Fragen der rassenbiologischen Kulturdeutung, mit denen noch später zu ringen sein wird.

Für die Annahme, daß in dem erwähnten Fall nicht die besondere Rassenbegabung, sondern umgekehrt die Zufallshaftigkeit der Erfindung der induktiven Methode nur vorgetäuscht ist, läßt sich allerdings ebenfalls nicht weniges ins Treffen führen.

Eine geniale Idee taucht wesentlich wahrscheinlicher in einer Bevölkerung auf, die auch im rassenmäßigen Durchschnitt in der gleichen Richtung begabt ist. Eine geniale Idee geht beinahe sicher unbegriffen wieder unter, wenn sie nicht auf besonderes Verständnis und besondere Adoptionsneigung stößt. Auch

eine geniale Idee mit starker Schlüsselwirkung übt diese nur aus, wenn die Nachfahren die dargebotene Möglichkeit zu ergreifen verstehen.

Gerade dieser letzte Punkt in der Besprechung der Rolle, welche der zufälligen Zeitabfolge der Auseinandersetzungen von Anlage und Umwelt für Entstehen und Erhaltung kultureller Sonderart zukommt, führt unmittelbar in die Zweifels- und Verfahrensfragen der Rassenpsychologie hinein. Damit ist der Abschnitt über den Ablauf kulturellen Geschehens in gewissem Sinne zu Ende, aber nur insofern als das ganze übrige Werk seine Ergänzung ist. Denn alles, was wir über die Kulturbilanz der Menschenrassen und ihre rassenbiologische Deutung noch ausführen wollen, hat, wie mehrfach betont, innerhalb einer lebensgerechten Kulturlehre seinen systematischen Platz in der Lehre von der geographisch-historischen Differenzierung der Kulturen. Nach den in der Erdkunde und den in der Zeitabfolge des Geschehens liegenden Momenten der Entstehung kultureller Sonderart sollten die in der Rassenveranlagung liegenden Momente in vorliegendem Abschnitt noch abschließend behandelt werden — wenn dies nicht die Aufgabe des ganzen übrigen Werkes wäre.

D. Hauptinhalte des Kulturstrebens

Man könnte ein bis ins einzelne gehendes System der Kulturgüter (Kulturinhalte) entwerfen, indem man von den biologischen Bedürfnissen und Fähigkeiten ausgeht, die diesen jeweils zugrundeliegen. Der Raum ist aber knapp, darum seien über jedes Hauptgebiet der Kultur nur so viele Bemerkungen hier angeführt, wie zur allgemeinen Grundlegung der speziellen Kulturvergleiche unentbehrlich ist.

Ein lebensgerechtes System der Kulturinhalte wird von zwei Einsichten auszugehen haben:

1. Alle Kulturgüter schließen im Sinne des Prinzipes der Organablösung an natürliche Lebensfunktionen an.

2. Für die menschliche Kulturentwicklung ist kennzeichnend, daß in ihr die verschiedensten Lebensfunktionen weit über das zur Erhaltung des Lebens unmittelbar Notwendige hinauswachsen. So ist das Kulturstreben in diesem Sinne voll Überschwang und luxushaft, freilich erreicht aber der Mensch gerade dadurch auch das höchste Maß an Daseinssicherung unter allen Wesen der Erde.

Man tut allerdings wohl gut daran, auch dem Tierleben zuzugeben, daß es voll Überschwang und Luxus ist und sich nicht als zweckmäßige Maschinerie zur Lebenserhaltung erschöpft. Die Erhaltung ist Minimalvoraussetzung, nicht Maximalinhalt des Daseins. Ohne Zweifel ist aber die Überschwangs- und Luxussphäre beim Menschen besonders stark entwickelt. Die Politik er-

füllt den Mann viel stärker als zum Daseinskampf nötig, das Kind die Frau stärker als zur Fortpflanzung, die Liebe beider Geschlechter viel stärker als zur Zeugung nötig wäre usw. In der Wissenschaft wird die Orientierung, in der Kunst die Freude an der sinnlichen Begegnung Selbstzweck usw. usw.

An welche Lebensfunktionen (Bedürfnisse und Fähigkeiten) schließen die Kulturinhalte an? Nur einige besonders wichtige seien genannt: Nahrungsaufnahme. Fortpflanzung, Orientierung. Daseinskampf.

Die Kulturformen des Essens und Trinkens können in viele Feinheiten entwickelt sein und entfalten eine gewaltige Antriebsmacht. Sie nehmen aber wenig „höhere" geistige und seelische Entwicklung. Die „Gastronomie" kann zwar viele Menschen gewaltig beschäftigen, aber sie pflegt doch weder als Wissenschaft noch als Kunst für voll genommen zu werden.

Die Kulturformen des Fortpflanzungstriebes sind bekanntlich tausendfältig. Sie sind auch insofern besonders allgemeinmenschlich und total-menschlich, als sie für die allermeisten Menschen sehr antriebsmächtig, zugleich aber auch in die vielen geistigen und seelischen Erlebnisformen des Liebeslebens verfeinert sind. Die Kulturformen der Nahrungsaufnahme sind im Vergleiche dazu antriebsstark, aber „ungeistig", die Kulturformen z. B. der Orientierung umgekehrt sehr hochgeistig, aber nur für wenige Menschen wirklich antriebsstark.

Dem Menschen ist seit jeher der an keine Jahreszeit gebundene und häufig unbefruchtende Beischlaf eigen, der im Tierreich kaum vorkommt. Die willkürliche Empfängnisverhütung ist nur eine künstliche Steigerung dieser Arteigentümlichkeit. Aber auch sonst geht das Liebesleben des Menschen so weit über das fortpflanzungsnotwendige hinaus, daß man ernstlich fragen kann, ob Erotik nicht ein allgemeines Bedürfnis nach liebender Zuwendung zu Erscheinungen der Außenwelt ist, das nur sekundär am stärksten im Bereiche der Fortpflanzung in Erscheinung tritt.

Die Kulturformen der Orientierung sind, wie schon gesagt, von weniger großer und weniger allgemein verbreiteter Antriebsmacht als diejenigen der Nahrungsaufnahme und des Fortpflanzungstriebes, aber die Kultur im engeren Sinne des „seelisch Werterfüllten" erreicht in ihnen ihre höchsten Gipfel. Die Religion, die Wissenschaft und die Kunst gehören zum großen Teil hierher. Allen drei Gebieten ist gemeinsam, daß nur einzelne, besonders begabte Menschen zutiefst davon erfüllt sind.

Die Lust am unmittelbaren Eindruck trägt alle Kunstbetätigung, die Lust am Erkennen (am durch Ableitung und Zusammenordnung beherrschbar gewordenen Eindruck) trägt die Wissenschaft. Über die Religion, die ihrem seelischen Keim nach der Kunst und Wissenschaft ohne Zweifel enge benachbart ist, werden wir noch ausführlicher sprechen.

Ohne Zweifel könnte man die eigentümliche menschliche Lust an den Orientierungsfunktionen „Eros der Orientierung" nennen, und könnte dann Kunst,

Wissenschaft und Religion zum „höheren Liebesleben“ des Menschen rechnen. Das Zurechtfinden in der Umwelt und die aufnehmende Beziehung zu ihr bleibt aber auch bei solcher Auffassung der seelische Kern dieser Kulturinhalte.

Die Kulturformen des Daseinskampfes enthalten endlich alles, was um Betätigung, Macht und Ansehen geht. Daseinskampf ist Behauptung in der Umwelt, hat also aufs engste mit dem Wesen des Lebens überhaupt zu tun. So nimmt nicht wunder, daß die Antriebsmacht der hierher gehörigen Kulturinhalte wieder allgemeinmenschlicher und zumeist stärker und selbstverständlicher ist als diejenige der an die Orientierung anschließenden Kulturgüter. Politik in Staat, Beruf und Wirtschaft, Arbeit und Krieg, Wettstreit und Abenteuer schließen an die Funktionen des Daseinskampfes an und sind deren überschwängliche und luxushafte Entfaltung. Noch der Heldentod ist Überschwang der Lebensbehauptung.

Der Tod auf dem Schlachtfeld würde nicht so sehr geehrt, wenn nicht die, die am besten zu sterben wissen, auch am besten zu siegen wüßten. Die Gesinnung, der das (Einzel-)Leben nicht der Güter höchstes ist, würde nicht so geachtet, wenn sie nicht das Gesamtleben höher trüge als eine andere Gesinnung.

An den Daseinskampf schließt aller Geltungstrieb als dem Menschen eigentümliche Übersteigerung an. Man kann die Lust am Gewertetwerden, und damit die Lust am Wert, auf der er beruht, neuerdings zum höchsten Liebesleben des Menschen rechnen. Damit haben wir aber gesehen, daß jede stärkere Lebensäußerung Eros genannt werden kann. Wenn aber jedes Leben Liebe (lust-, unlustvoll wertende Beziehung zur Umwelt) ist, dann haben wir wohl recht damit gehabt, ein erotisches Grundbedürfnis nicht besonders abzugrenzen.

Natürlich beruht keines der Kulturgebiete üblicher Abgrenzung, wie Politik, Wissenschaft, Religion, Kunst, nur auf einem einzigen Grundbedürfnis. Jedes enthält das volle Leben, nur der Schwerpunkt liegt das eine Mal mehr bei der Orientierungsfunktion, das andere Mal mehr beim Betätigungsbedürfnis, beim Geschlechtstrieb u. dergl. m. Das ist bei der nun folgenden Besprechung einzelner Kulturgebiete zu berücksichtigen.

I. Die sachbezogenen Kulturgüter

Sachbezogene Kulturgüter sind jene, von denen in der Regel erwartet wird, daß sie auf tote oder lebendige Körper einwirken sollen (vgl. S. 68). Es gehören also Geräte, Handwerke und Waffen, Bauwerke und Maschinen, aber auch Arzneien und sonstige chemische Mittel hierher.

Da jeder Mensch sich in einer stofflichen Umwelt behaupten muß, hat auch jeder Mensch sachbezogene Kulturgüter. Er mag noch so wenig „technisch interessiert“ sein, mannigfaltige sachbezogene Hilfen kann er doch nicht entbehren. Auch die Herstellung seelenbezogener Kulturgüter erfordert andauernd technische Hilfsmittel!

So ergibt sich: Es kann keine völlig untechnische Rasse geben. eine solche wäre nicht lebensfähig. Das ist zu bedenken, wenn in der kulturphilosophischen Spekulation davon die Rede ist, daß viele Völker es einfach deshalb zu keiner Technik gebracht haben sollen, weil sie kein technisches Interesse hätten. Jeder menschliche Alltag ist dauernder Umgang mit sachbezogenen, technischen Hilfsmitteln. Umso weniger können die tatsächlich großen Unterschiede der technischen Leistung verschiedener Völker durch bloße Unterschiede der „Weltanschauung" erklärt werden.

Da die Körperwelt, auf welche die sachbezogenen Güter wirken sollen, immer den gleichen Naturgesetzen unterliegt, gibt es nur eine einzige richtige Bewertung der Wirksamkeit technischer Vorrichtungen. So unterliegen die sachbezogenen Güter auch tatsächlich kulturgeschichtlich viel weniger schwankender Bewertung als die meisten anderen Kulturgüter. Daher gibt es auf technischem Gebiet eine verhältnismäßig eindeutige Richtung vom Wertniedrigeren zum Werthöheren und dadurch einen verhältnismäßig eindeutigen und unumkehrbaren Fortschritt (vgl. S. 210). „Ein Volk, welches den Pflug und welches elektrisches Licht hat, kehrt nicht freiwillig zum Hackbau oder zum Petroleum zurück. Moden hingegen sind launisch und keine Mode ist so alt und überwunden, daß sie nicht morgen wiederkommen könnte."

Die Sachbezogenheit der technischen Güter kann allerdings in verschiedenem Maße und auf verschiedene Weise zum Bewußtsein kommen. In Kulturen mit geringer Entwicklung des sachlichen Denkens ist natürlich auch die Scheidung von technischen Geräten und Zaubergeräten unscharf. Zumindest die Geräte des täglichen Gebrauches werden aber doch auch schon ebenso sachlich betrachtet wie von uns. Und Zaubergeräte wollen überaupt genau so auf Sachen wirken wie technische Geräte, der Unterschied liegt nur in der Vorstellung über die Wirkungsweise.

Die Wirkung der sachbezogenen Güter kann auch dort, wo sie sachlich begriffen wird, auf verschiedene Weise aufgefaßt werden. Das Tier benutzt seine Pranken und Zähne in erlebnisunmittelbarer Weise. Es spürt und sieht die Wirkungen und macht so seine Erfahrungen. Auch die menschlichen Geräte werden zu einem großen Teil durch anschauliche Zusammenhänge erfunden und erprobt. Darum darf man im Werkzeuggebrauch nicht eigentlich einen Beweis für logisches Denken sehen. Man müßte zur richtigeren Kennzeichnung der dabei beteiligten seelischen Fähigkeiten schon eher den Ausdruck „logisches Sehen" (welcher der Philosophie vergangener Zeiten natürlich ein Widerspruch in sich wäre!) prägen.

Wer einen Hammer oder einen Bogen gebraucht, sieht die Wirkungsweise. Logikähnlich ist dieses Sehen insoferne, als die Erfahrungen mit dem Werkzeug

ähnlich geordnet zusammengefaßt werden wie die Operationen des logischen Denkens.

Das eigentliche Denken als „Auffassen am schon Aufgefaßten" (vgl. S. 48) tritt im Umgang mit technischen Geräten nur schrittweise zu diesem „logischen Sehen" hinzu. Erst spät in der Kulturgeschichte wird das Überlegen und Konstruieren überhaupt vom Umgang mit dem werdenden Werkstück abgelöst und zeitlich vor und räumlich an einen anderen Ort verlegt (Konstruktionsbüro).

II. Seelenbezogene Kulturinhalte

Jedes Kulturgut wirkt auch seelisch. Während aber z. B. ein Speer körperlich wirken soll und nur durch seine körperliche Gefährlichkeit Eindruck macht und imponiert, soll das Bild eines Kriegers mit erhobenem Speer gefahrdrohend aussehen und wäre sonst nicht gemalt. Seelenbezogene Kulturinhalte nennen wir jene, die nicht wären, wenn sie nicht auf Seelen wirken sollten — auf fremde Seelen oder auf den Schöpfer selbst.

Während die sachbezogenen Kulturgüter sämtlich an den Funktionsbereich des Daseinskampfes anschließen und als Technik in eine einzige Gruppe zusammengefaßt werden können, sind die vorwiegend seelenbezogenen Güter viel mannigfaltiger differenziert. Wir werden Religion, Kunst, Mitteilungsmittel (Sprache und Schrift), Wissenschaft und Gemeinschaft in den nachstehenden Abschnitten herausgreifen.

1. Religion

Klar ist, daß die Lebensregungen, die als Religion zusammengefaßt werden, keine biologische Einheit bilden. Sie schließen an verschiedene seelische Funktionsbereiche an und enthalten zeitlich und örtlich nicht das Gleiche.

Religion haben alle Zeiten und Völker. Vielenorts scheint sie als antriebsmächtigstes Kulturbedürfnis die Menschen ganz in ihren Bann zu schlagen. Wenn unsere Theorie der religiösen Bedürfnisse lebensgerecht sein will, muß sie erklären, warum das so ist.

Religion handelt in der Regel vom Übernatürlichen. Dieses gilt als eine Welt für sich, die nur besonders Begnadete erkennen können. So ist die Frage des sachlichen Wahrheitsgehaltes der Religionen ernsthaft zu prüfen. Wir wollen nicht in die Rolle jener naturalistischen Philosophen zurückverfallen, die für religiöse Erlebnisse selbst blind sind, sie darum ohne wirklichen Ernst behandeln und schnell bei der Hand sind zu sagen, es sei „nichts als" Leichtgläubigkeit, Furcht oder verdrängte Sexualität.

Haben die Gläubigen verschiedener Götter wirklich mehr Wissen von metaphysischen Welten als wir Biologen von heute? Eines wollen wir gleich deutlich sagen: Im Religionsleben kommen ohne Zweifel in reicher Fülle Bewußtseinszustände und Erlebnisformen vor, gegen welche das normale und auch das sachlich-wissenschaftliche Bewußtsein enge, blind und antriebsarm genannt werden muß. Weshalb das so sein kann, müssen wir erst noch erklären.

Angesichts religiöser Erlebnisse und Erschütterungen gleich wieder den Psychiater zu zitieren, wäre sicher allzu billig. Wenn man immer gleich von halber oder ganzer Geisteskrankheit redet, kann man schließlich jedes abgeleitetere Seelenleben aus der Welt hinweg erklären. Wir wollen eher noch an Parallelen zum Liebesberauschten, zum Wein- oder auch zum Mescalinberauschten denken. Diese sind ja auch aus anderen Gründen in abnormen Seelenzuständen als der Schizophrene oder der Neurotiker. Darin gleichen sie den religiösen Ekstatikern. Und wir werden noch beiden Teilen gerecht werden, wenn wir sagen: Das Erleben der Welt (die religiös gefärbte Orientierung in der Umwelt) hat für den religiösen Menschen ähnliche berauschende, verzückende entrückende Wirkungen wie die Geliebte für den Verliebten, wie der Wein für den Trinker.

Die sachliche Richtigkeit der Glaubensvorstellungen ist aber eine ganz andere Frage. Die sachliche Richtigkeit religiöser Erkenntnis kann nur an den gleichen zwei Kriterien gemessen werden, wie die aller anderen Erkenntnis (vgl. S. 8): An der Überzeugtheit (Evidenz, Fehlen eines Kritikbedürfnisses) und an der Bewährung. Soweit religiöse Bekenntnisse die Form von Urteilen über raum-zeitlich Seiendes annahmen (was sie dauernd tun), sind sie auch den gleichen Kriterien unterworfen wie alle anderen Erkenntnisgegenstände. Der Satz „es gibt einen Gott" unterscheidet sich erkenntnistheoretisch nicht von Sätzen, welche die Existenz von Gemälden, Bergen, Hunden usw. behaupten. Anders, wenn der Gläubige etwas zu fühlen vermeint, was nicht mehr endliches Sein in Raum und Zeit ist: Dies ist dann aber auch unaussprechbar und unbeurteilbar.

Sachliche Richtigkeit kann einfach deshalb zumindest nicht bei mehr als bei einer einzigen Glaubenslehre stehen, weil sie einander in raumzeitlichen Urteilen widersprechen. Nicht umsonst ist in Fragen der Existenz übernatürlicher Welten Glaube und Toleranz ebenso unvereinbar wie wissenschaftliche Erkenntnis und Toleranz.

Wenn sich aber auch die Mehrzahl der Glaubenslehren durch gegenseitigen Widerspruch aufheben, wäre es doch unwissenschaftlich, daraus gleich zu folgern, daß keine einzige der Religionen sachlich richtige Wahrheiten über Welten enthalte, die dem durchschnittlichen Europäer von heute verschlossen sind. Das ändert aber nichts daran, daß der weitaus größte Teil des Religionslebens der unzähligen Zeiten und Völker, von

denen wir wissen, von wesentlich anderen Kräften als vom Besitz sachlich richtiger Erkenntnisse getragen sein muß. Welches sind diese Kräfte?

Es gibt ohne Zweifel bestimmte Empfindungsqualitäten, die im Religionsleben ihren hervorragendsten Ausdruck finden, so wie die Farben im Augenerlebnis oder die Harmonien im Ohrenerlebnis. Diese religiösen Empfindungsqualitäten beziehen sich vorwiegend nicht sachkorreliert auf die Außenwelt, sondern antriebskorreliert auf den Wert der religiös erlebten Gegenstände. Erhabenheit, Göttlichkeit, Gnade, Heiligkeit, göttliche Beauftragung usw. sind Ideen, die vorwiegend auf Werterlebnissen beruhen.

Wenn ein Mann seine Frau verehrt, nennt man es Liebe, wenn er den Gesamtanblick seiner Umwelt ebenso beglückt verehrt, nennt man es Religiosität. Die Empfindungsqualitäten, die für typisch religiös gelten, können an sich an verschiedensten Erscheinungen der Umwelt haften. Sie tun das schon innerhalb der Religionsgeschichte. Einmal gelten mehr anschauliche Dinge, einmal mehr die Welt als solche, einmal überhöhte Menschen, einmal mehr der Geist als solcher für heilig, erhaben, verehrungswürdig, über alle Maßen groß und wichtig.

Heilig ist alles, was im Menschen die Empfindungsqualität heilig auslösen kann. Heilig kann darum nicht nur das Jenseits, sondern auch das Diesseits, nicht nur der Himmel, sondern auch das Erdenleben sein — vorausgesetzt, daß es Menschen gibt, die so empfinden. Ebenso steht es mit allen anderen religiösen Empfindungsqualitäten.

Die religiösen Empfindungen sind dem religiösen Menschen Bedürfnis, wie dem Augenmenschen das Sehen, dem Magenmenschen das Essen. Eine Kultur, die ihnen keinen Raum läßt, ist verarmt und wahrscheinlich sogar erkrankt, so wie eine Kultur, die einem ebenso antriebsmächtigen anderen Bedürfnis keinen Raum läßt.

Je nach der Gesamtform ihrer natürlichen und kulturellen Umwelt erlangen die Menschen solche Erlebnisse auf verschiedene Weise und in verschiedenem Maße.

Ein Hauptnährboden religiöser Erlebnisse ist das „eindrucksstarke Unbestimmte". Die Unbestimmtheit braucht dabei keine leibliche Bedrohung zu enthalten, um eindrucksstark zu sein. Es liegt im Überschwang der menschlichen Seele begründet, daß auch Erscheinungen, die nicht das Dasein an sich, sondern nur die Orientierungssicherheit bedrohen, schwere Erschütterungen des seelischen Gleichgewichts bewirken können. Die „Welträtsel" können den Menschen bestimmter Entwicklungsstufe bis zum Selbstmord treiben!

Das „eindrucksstarke Unbestimmte" kann ganz nahe sein bei engem geistigen Blick: Das Gewitter, die Befruchtung, jede Krankheit, jeder Todesfall, aber auch schlechthin jeder „Zufall" ist dann Nährboden des

Religionslebens. Das „eindrucksstarke Unbestimmte“ wird bei sich weitender geistiger Welt immer weiter, immer ferner zurückgeschoben: Gewitter und Krankheit und Tod werden durch naturkundliche, der Zufall wird durch mathematische Erkenntnis aus eindrucksstarken Unbestimmtheiten zu beherrschbaren Bestimmtheiten. Dann bleibt als unentthronbarer Nährboden religiösen Erlebens etwa die Idee der Unendlichkeit, der Unbedingtheit oder andere Grenzfälle unserer Erfassensfähigkeiten, oder aber das religiöse Erleben und Werten richtet sich neben dem wissenschaftlichen Erkennen ein.

So wie anatomisch-physiologische Erkenntnisse den Liebesreiz nicht bedrohen, kann religiöses Erleben auch in der rein wissenschaftlichen Welt Platz haben, wenn es gar nicht Erkennen sein will.

Auf welche Weise nun wird das wirkungsstarke Unbestimmte zum Glauben? Es wird bevölkert und es wird von der als bestimmbar bekannten Welt abgesondert, das sind wohl die beiden Hauptrichtungen der sich hierbei abspielenden Vorgänge.

Die „Bevölkerung“ des eindrucksstarken Unbestimmten mit lebendigen Wesen, mit Göttern und Geistern macht aus einem Fernsten ein Nächstes: aus bedrohlicher Ungewißheit ein immerhin bekanntes Abbild der eigenen Seele. Auch den bösesten Geist, ja den Teufel selbst kann man erbitten, erweichen. Ein unbekanntes Naturgeschehen ist aber schlechthin grauenvoll. Darum ist personifizierende Bevölkerung des eindrucksstarken Unbestimmten die erste Gefühlssicherung, darum ist der Trieb dazu so mächtig und allgemeinmenschlich verbreitet. Wir begreifen ihn als durchaus sinnvolle Anpassungshandlung einer bedrohlichen Umwelt gegenüber.

Solche personifizierende Deutung ist eine Gestaltungsleistung, die sicher immer von seltenen Menschen ausging, die etwa unseren Künstlern gleichen. Da eine wohlgelungene derartige gefühlsdeutende Gestaltung ein höchst erwünschter Fortschritt ist, wird sie von den Mitmenschen in der Regel gerne adoptiert. So wird sie immer weiter in bestimmte Vorstellungen und Kulthandlungen verdinglicht, deren Gefühlswert so groß ist, daß er jede Frage nach der Existenzberechtigung solcher Deutung für lange überwuchert.

Es ergibt sich in der Kulturgeschichte folgende typische Stufenfolge: Wirkungsvolles Unbestimmtes ergreift und erschüttert, macht den Menschen unsicher. So sucht er zuerst die Gefühlssicherung, sucht ein gefühlsdeutendes Begreifen. Dieses gewähren ihm am häufigsten die Personifizierung oder andere Formen religiöser Gestaltung des Erlebnisses. Oft wirkt das gefühlsdeutende Begreifen so gut, daß es aus sehr unlustvoller Unsicherheit geradezu jene besonders lustvollen Erregungen macht, von denen die Gläubigen jedes Gottes so jubelnd kündigen. Um so

lieber greifen die Menschen nach solchem religiösen Kulturgut, das sie nicht nur schützt, sondern ihnen auch „höchste Augenblicke" verschafft. So wird die tiefe seelische Verankerung und die weite kulturgeschichtliche Auswirkung der Mythen und des Glaubenslebens durchaus verständlich.

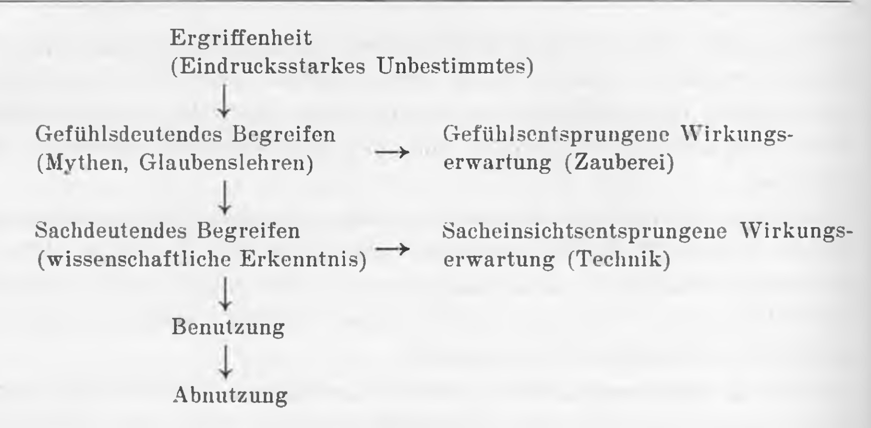
Das gefühlsdeutende Begreifen erschöpft sich nicht im kontemplativen Erleben der Gottheit. Die Menschen wollen auch ihre dankende Liebe an sie wenden und suchen Heil und Erfolg bei ihr. Beides wirkt zusammen im Gebet und im Opfer, die sowohl Dank wie Bitte sind, das eine Mal mehr dies, das andere Mal mehr das.

Durch Beten und Opfern wird die Gottheit auf sanfte und passive Weise gezwungen, das Heil zu spenden. Auf aktive Weise will der Mensch im Sinne des gefühlsdeutenden Begreifens das gleiche durch Zauber erreichen: indem er dies und jenes Zusammentreffen, das ihm starken Eindruck macht, auch für wirkungsstark hält und willentlich herbeizuführen trachtet.

Ein eindrucksstarkes Zusammentreffen, das dementsprechend leicht für zaubermächtig gehalten werden kann, wäre z. B.: sich bei Vollmond nackt auszuziehen und mit einem Rosenstachel Blut aus der Fingerbeere zu stechen. Ein solches Zusammentreffen löst eine so starke Gefühlswallung aus, daß der primitive Mensch meint, diese Wallung müsse ihren besonderen Grund haben. Diesen sieht er in der zauberischen Wirkungskraft, die solcher Prozedur anhaften soll. Das wäre ein Beispiel für die kulturgeschichtlich so wichtige Erscheinung der gefühlsdeutenden Wirkungserwartung. Der sachdeutende Mensch hingegen wird sich sagen: wo vier gefühlsbeladene und ungewöhnliche Einzelerscheinungen zusammentreffen, Vollmond, Nacktheit, Rosenstachel und Blut, da muß es wohl eine ganz besondere Wallung der Gefühle geben; es besteht daher kein Grund, ein solches Zusammentreffen *wegen* seiner Gefühlsladung für besonders zauberwirksam zu halten.

Der wirkungsvollste Zauber ist und bleibt das *sachdeutende Begreifen*, die Erkenntnis. Erkenntnis macht aus eindrucksstarkem Unbestimmten anwendbare Bestimmtheit. Ihr Weg ist aber so schwierig und dem durchschnittlichen Menschen so wenig naheliegend, daß sie in der Regel hinter dem bloß gefühlsdeutenden Begreifen wesentlich herhinkt. Wissenschaft tritt darum in der Regel als Tochter der Mythologie, als ihre späte Fortentwicklung auf.

Sachdeutendes Begreifen drängt früher oder später auf *Anwendung*, *auf Benutzung* hin. Die Stufenfolge: unbestimmte Ergriffenheit — gefühlsdeutendes Begreifen — sachdeutendes Begreifen — Anwenden fügt sich also der Stufenfolge des „gefühlsmindernden Bedeutungswandels" ein, den wir weiter vorne besprochen haben. Wir kommen für diese religions- und geistesgeschichtlich so bedeutsamen Ablaufsvorgänge zu folgender schematischer Übersicht:



Und wie kommt es zur zweiten Hauptidee der religiösen Gestaltung des eindrucksstarken Unbestimmten: zur Absonderung des eindrucksstarken Unbestimmten von der alltäglichen Welt und damit zur dualistischen Zerspaltung der Wirklichkeit in ein Diesseits und ein Jenseits?

Was sehr verschieden ist, wird dem Bewußtsein leicht zum Gegensatz. Darum ist auch die dualistische Hypothese vom Wesen der Wirklichkeit dem Herzen der Menschen so nahe, daß sie augenscheinlich immer wieder geboren wurde. Es handelt sich um die Idee einer Welt, welche das eindrucksstarke Unbestimmte entlastet von allem Bestimmten umfaßt, so verschieden vom Diesseits wie die Nacht vom Tage und so schroff ihm entgegengesetzt wie der Tod dem Leben — aber eben deswegen auch um so freizügiger mit dem erfüllbar, was im Leben des Diesseits keinen Platz hat.

So hat die Erfindung der Jenseitswelt enge mit den vielen Wunschträumen zu tun, die in das religiöse Leben mit eingehen: Ewiger Erhaltungswunsch, Liebeserfüllungswunsch, Bequemlichkeits- und Glückwunsch können sich in der unbestimmten Welt des Jenseits in unbehinderter Freiheit tummeln.

Ein Himmel als Inbegriff der Wunscherfüllungen, und damit die Verlegung des Schwerpunktes des Daseins in das Jenseits ist aber nicht allen Religionen gemeinsam, sondern eine späte und verhältnismäßig seltene Erscheinung.

In der Welt des Jenseits und der Religion können sich auch alle freisteigenden Träume der gestaltenden Einbildungskraft ungestört entfalten. Darum wächst die Kunst so oft auf dem Boden des Glaubens.

So ist die Annahme einer zweiten, vom Diesseits entlasteten und ihrerseits das Diesseits entlastenden Welt eine Hypothese von unvergleichlichem Wert für die verschiedensten Triebrichtungen und Bedürfnisse der Menschen.

Wenn wir mit dem Bisherigen die Lebenszusammmenhänge der Religion auch nur in wenigen, kurz skizzierenden Linien gezeichnet haben, kann solcher Ansatz einer Theorie der religiösen Bedürfnisse doch wohl schon genügend erklären, warum Religion in der Kulturgeschichte eine so große Antriebsmacht entfaltet. Ihr Kern ist das „eindrucksstarke Unbestimmte", also eine Besonderheit der menschlichen Orientierungsfunktionen. Daran schließen aber weitere mächtige seelische Kräfte an: Höchstgewertete Erlebnisqualitäten wie Heiligkeit und Verzückung, Wunschträume verschiedenster Art, schöpferischer Gestaltungsdrang usw.

Was lehrt diese Theorie der Religion nun für die Kulturbiologie? Das Ausmaß an eindrucksstarkem Unbestimmten einerseits, an gesichertem Wissen andererseits verändert sich im Verlaufe der Kulturgeschichte stark. Daher ist zu erwarten, daß es auch ohne Änderung der rassischen Substanz religiöse und unreligiöse Zeitepochen geben kann, je nach dem Zustand der allgemeinen geistigen Situation. Sicherlich spielt in der Religiosität der Völker die rassische Beschaffenheit nicht allein die Hauptrolle, sondern kommt es wie auf allen Lebensgebieten so auch in den religiösen Äußerungen auf die Gesamtlage an, in der sich die rassischen Kräfte auszuwirken haben.

Man darf sich allerdings nicht in erster Linie vorstellen, daß die gleichen Menschen, zufällig in einer religiösen Zeit geboren, Ekstatiker, Mystiker und Grübler, zufällig in einer unreligiösen Zeit geboren aber nüchterne Praktiker oder Naturforscher würden. Vielfach handelt es sich doch eher darum, daß in einer religiösen Zeit religionsbegabte, in einer unreligiösen Zeit aber andersartig begabte Menschen aus dem Gesamtbestand des Volkes als die hervorstechendsten Führer des betreffenden Zeitabschnittes ausgesiebt werden.

Die französischen Gotiker des 13. Jahrhunderts wären wohl eher die Sektierer als die Atheisten des 18. Jahrhunderts geworden, wenn sie ein halbes Jahrtausend später geboren worden wären. Nur sind die Gotiker für das 13. Jahrhundert Inbegriff ihrer Epoche, die Sektierer des 18. Jahrhunderts aber belanglose Nebengruppen der Geistesgeschichte (vgl. für ähnliche Fragen S. 145).

Bevor man aus der Religiosität oder Unreligiosität eines Menschen unmittelbar auf seine Erbveranlagung schließt, muß man also natürlich seine geistige Umwelt mitberücksichtigen. Unter dieser Voraussetzung enthält dann gerade das Glaubensleben als höchst persönliche Lebensäußerung eine Fülle wesensartlich bedeutsamer Hinweise. Man braucht nur an die Grenzfälle der Psychopathien und Psychosen, und der künstlerischen und führerischen Genialität zu denken, die im Religionsleben eine so große Rolle spielen.

Das Glaubensleben gehört zu jenen Seiten fremden Seelentumes, von denen man an sich nur wenig wissen kann. Jede Psychologie muß sich klar darüber sein, daß sie ihrem Gegenstande, dem Fremdseelischen nur in beschränktem Maße nahekommen kann, ganz besonders gilt das aber von der Religionspsychologie, welche

die unalltäglichsten Seelenlagen von Menschen anderer Rasse, anderer Kultur und anderer Umwelt zum Gegenstand hat.

Aus diesem Grunde werden wir die religiösen Lebensäußerungen überhaupt nur in sehr beschränktem Maße heranziehen können. Gerade bei den kulturgeschichtlichen Nachrichten über Religion muß man sehr damit rechnen, daß die Forscher nur auf das Antwort bekommen konnten, was sie zu fragen wußten. Alles mit europäischen Vorstellungen nicht Faßbare kann darum in die Berichte gar nicht eingehen.

2. Kunst

Wodurch wirken Kulturgüter, die auf dem Wege über das Auge oder über das Ohr oder über ein anderes Sinnesorgan die Seele erreichen wollen? Entweder durch den unmittelbaren Eindruck, den sie machen, oder durch die Bedeutung, die ihnen durch willkürliche Setzung verliehen wurde (Zeichen, Symbole, Schrift) oder endlich durch die Ähnlichkeit mit Vorstellungs- oder Wahrnehmungsgegenständen.

Das Wesensgesetz der künstlerischen Güter ist, daß sie zu eindrucksunmittelbarer Wirkung bestimmt sind.

An sich kann alles in der Umwelt solche eindrucksunmittelbare Wirkung haben. Ein Heuhaufen, ein paar Hosenknöpfe, ein Bahnhof können starke künstlerische Erlebnisse auslösen, wenn ein Malerauge darauf fällt. Das eindrucksunmittelbare Erleben ist nicht auf Kunstwerke beschränkt, sondern allumfassend.

In jeder Kultur werden aber vorwiegend ganz bestimmte Dinge regelmäßig und typischerweise unter solchem künstlerischem Gesichtswinkel betrachtet, und werden jeweils nur bestimmte Kulturgüter ausdrücklich zu dem Zwecke gestaltet, solche eindrucksunmittelbare Wirkungen auszuüben.

Darum kann es leicht vorkommen, daß Nachfahren oder Fremde Kulturgüter als Kunstwerke auffassen, die ihren Schöpfern und Trägern gar nicht als solche bewußt waren. Es kann auch leicht vorkommen, daß Geräte oder Lebensgebiete auf einmal für kunstwürdig gelten, die vordem nie unter solchem Gesichtswinkel betrachtet wurden. So wären unsere Großväter noch gar nicht auf den Gedanken gekommen, daß eine Maschine oder ein Bahnhof durch sich selbst schön sein könne.

Wenn wir eindrucksunmittelbare Wirkung als Wesensgesetz des Kunstgutes ansehen, zählen wir natürlich auch manches zur Kunst, was der üblichen Kunstbetrachtung blasphemisch vorkommen mag. Eine wohlschmeckende Torte oder ein gutes Glas Bier sind ebensowohl Kunstwerke wie eine gestickte Weste oder ein Heiligenbild. Denn die Torte und das Bier sollen ebenso wie das Heiligenbild eindrucksunmittelbar und sinnlich konkret wirken, nur auf dem Wege über andere, weniger „geistige" Sinnesorgane.

Wir fragen auch nicht nach dem Zweck, den diese eindrucksunmittelbare Gestaltung des Kunstwerkes erfüllen soll. Dieser kann in der Freude oder im

Erlebnis an sich liegen, also „rein ästhetischer“ Art sein. Das Kunstwerk kann aber auch dem Geltungstrieb dienen, kann imponieren oder schützen wollen. Es kann auch Gedanken „verkörpern“ und abgeleitete geistige Gehalte eindrucksunmittelbar machen.

In der Kunstbetätigung wirken zu sehr verschiedene Triebrichtungen zusammen, als daß man das „reine“ Kunstwerk vom „angewendeten“, irgendwelchem Lebenszusammenhang dienenden Kunstwerk trennen könnte. Im Grunde dient nämlich auch das scheinbar „reinste“ Kunstwerk des l'art pour l'art irgendwelchen Lebenszusammenhängen, schwebt nicht in der Luft, sondern ist irgendwie Bedürfnisbefriedigung und Weltverbesserung für Schöpfer und Genießer.

Gesetzte Bedeutung und Ähnlichkeit als die beiden anderen Wirkungsweisen der „Kulturgüter, die über Auge oder Ohr die Seele erreichen wollen“, hängen mit der eindrucksunmittelbaren Wirkung mehr oder weniger eng zusammen. Im allgemeinen kann man sehen, daß sich die drei Wirkungsweisen vom Kinde zum Erwachsenen hin und wohl auch von den primitiven Kulturen zu den Hochkulturen hin immer mehr voneinander scheiden und differenzieren.

Wenn ein Kind ein Männchen zeichnet, so liegt darin noch alles drei: Das Männchen soll der Wirklichkeit, die gemeint ist, genug ähnlich sein, um an sie zu erinnern, es wirkt durch den unmittelbaren Eindruck, den es macht, als Kunstwerk — und es kann nur durch eine Zeichensprache gesetzter Bedeutungen verstanden werden: dieser Kreis soll ein Gesicht, dieser größere Kreis der Leib, dieser Haken ein Arm, jener die Nase, der schräge Strich ein Gewehr sein usw. Je besser und naturalistischer die Ähnlichkeit mit dem wirklichen Mann dargestellt wird, desto weniger brauchen die Bedeutungen willkürlich gesetzt zu werden; desto leichter wird aber auch die unmittelbare Eindruckswirkung durch das Bewußtsein überwuchert einer durchschnittlichen Wirklichkeit gegenüberzustehen. Der genug genau abgezeichnete Mann ist Ersatz für wirkliche Wahrnehmung geworden und damit der Seele viel entfremdeter als das Männchen der Kinderzeichnung, das Ersatz für eine gefühlsdurchpulste Vorstellung sein wollte. Auf welche Weise ein naturabbildender Wahrnehmungsersatz doch von eindrucksunmittelbarer Wirkung sein kann, das ist das große Problem vor allem der abendländischen Kunstentwicklung, in der das naturalistische Bestreben besonders stark ist.

Unsere abendländische Kunst ist so sehr mit der ihrem Wesensgesetz eigentlich fremden Verpflichtung überbürdet, gleichzeitig auch Wahrnehmungsersatz (Naturabbild) zu sein, daß man besser auf die Ohrenkunst, die Musik übergeht, um das Wesen der künstlerischen eindrucksunmittelbaren Wirkung zu erklären.

Abbildung tönender Wirkl'chkeiten als Wahrnehmungsersatz (Hühnerhof, Eisenbahn, Gewitter, Bachgemurmel) hat in der Ohrenkunst immer nur eine be-

scheidene Rolle gespielt. Gesetzte Bedeutungen, die über das Ohr die Seele erreichen, sind aber als Sprache zu gewaltiger Wirkung gekommen, und die Eindrucksfreude des Ohres hat die Musik erzeugt.

Musik beruht auf der Grunderscheinung der Melodie. Melodien sind gestaltete Gefüge, die in der Mitte zwischen Unordnung und Schema stehen. Völlig ungeordnete Tonreihen erfreuen nicht, zu schematisch durchschaubare Ordnungen wirken nicht als Melodie. Wenn sie geschätzt werden, so rein wegen des Klanges wie in Fanfaren, im Glockenton oder im Jodler. Melodien sind gefühlte aber nicht gewußte, man könnte also sagen, sind geahnte Ordnungen.

Es ist eine seelenkundliche Eigentümlichkeit des Menschen, daß gerade solche geahnte Ordnungen besonders starke Gefühlsreaktionen auslösen. Das dürfte durchaus dem entsprechen, daß wir auch geahnte Erkenntnis nicht ohne Grund gefühlsmäßige Erkenntnis nennen.

Die Kunst des Melodienschöpfers besteht nun darin, aus der Unzahl möglicher Tonreihen jene herauszufinden, die eindruckswirksame geahnte Ordnungen darstellen. Melodien klingen nicht nur schön, sie drücken bekanntlich auch Gefühle aus, d. h. sie sind bestimmten Affektabläufen für das Erlebnis ähnlich und vermögen sie zu bedeuten. Es gibt unter den Melodien auch wieder solche, die mehr Formenfreude und solche, die mehr Gefühlsbedeutung enthalten, solche die mehr Schönheit und solche, die mehr Ausdruck sind.

Ausdruckskunst enthält die Momente der Ähnlichkeit und der Bedeutung, ist also der ursprünglichen Wirkungsdreiheit sinnlich die Seele erreichender Kulturgüter noch näher als Schönheitskunst, in der die Formenfreude vorherrscht. So ist Schönheit das reiner künstlerische, Ausdruck aber das lebensnähere Ziel des eindrucksunmittelbaren Wirkungsstrebens. Natürlich sind aber Ausdruckswirkung und Schönheitswirkung nie ganz voneinander getrennt.

Was wir soeben am Beispiel der Musik gezeigt haben, gilt auch für die Augenkünste. Auch Kunstwerke, die auf dem Wege über das Auge wirken sollen, sind geahnte, aber nicht nach ihrem mathematischen Gesetz aufgefaßte Ordnungen, sind „Augenmelodien“, die als Form Freude machen und durch ihren Ausdrucksgehalt, d. h. durch irgendwie bestehende Ähnlichkeit mit Affektabläufen den Menschen wichtig sind.

Je mehr Naturabbild verlangt wird, desto schwieriger ist es natürlich für die Augenkunst, ihr Eigengesetz beizubehalten. Aus einer Kinderzeichnung kann man verhältnismäßig leicht ein formenfrohes Ornament und auch ein ausdrucksstarkes Symbol machen. Wenn das Ornament gleichzeitig naturähnlich sein muß, dann kommt es z. B. zu den geistlosen Blumen- und Blätterabbildungen, die seit der Antike als Zierkunst gelten wollen; Darstellungen aber, die so wahrnehmungsähnlich sind, wie es die neuere europäische Kunst zumeist verlangte, können nur die größten unter den Künstlern noch zur ausdrucksstarken „Formmelodik“ verlebendigen.

Wir haben damit für die Entwicklungsrichtungen der Kulturgüter,

die über ein Sinnesorgan die Seele erreichen wollen, das folgende Schema gewonnen:

Weg:	Darstellung	Gesetzte Bedeutung	Formmelodik (Kunst)
Ziel:	Ähnlichkeit	Mitteilung	Eindrucksunmittelbare Wirkung
Stufen:	Vorstellungsersatz	Symbol	Ausdruckskunst
	Wahrnehmungsersatz	Schrift, Sprache	Schönheitskunst

So enge Vorstellungsersatz, Symbol und Ausdruckskunst miteinander zu tun haben, so fremd sind die ausdifferenzierten Formen Wahrnehmungsersatz, Schrift und Schönheitskunst einander geworden.

Wir haben damit die „Kulturgüter, die über Auge oder Ohr die Seele erreichen wollen", und damit auch die Kunst so weit dem Wirkungswillen nach beschrieben, wie das für das universelle Verständnis der hierhergehörigen Erscheinungen der Menscheitskulturen unentbehrlich ist.

Nun haben wir uns einer ganzen Anzahl weiterer Momente zuzuwenden, die für die kulturbiologische Beurteilung von Kunstleistungen wichtig sind!

Kunst leitet sich dem Wortsinn nach von Können ab. Kunstleistungen sind darum immer auch Zeugnisse für den Zustand spezieller Könnerschaften von beträchtlicher Unwahrscheinlichkeit. Nur wenige Menschen können zeichnen, nur wenige virtuos Klavier spielen. Kunst als Könnerschaft läuft aber neben allen anderen handwerklichen und technischen Könnerschaften als eine unter vielen nebenher. Die „Schwierigkeit" der Kunstwerke wird ein Moment sein, das immer beachtet werden muß, das aber doch mit dem künstlerischen Wirkungswillen wenig zu tun hat.

Freilich ist es oft schwer, ja ohne Kenntnis der zugehörigen Menschen unmöglich, Ungeschicklichkeit und sich beschränkenden Stilwillen zu trennen. Ebenso sind nüchterne Einfallslosigkeit und gehaltene Schlichtheit nicht am Kunstwerk selbst, sondern nur an der beabsichtigten Wirkung zu unterscheiden.

Man kann Kunstwerke als Gestaltungen bewerten, wie Maschinen oder Sozialgebilde. Will man aber ihre Wirkungsweise und damit ihre Stellung im Leben erkennen, dann muß man die zugehörigen Menschen noch enger berücksichtigen als bei den meisten anderen Kulturinhalten (kulturellen Mensch-Umweltbeziehungen). Kunstwerke als Wirkungsmittel haben am allerwenigsten ein „Sein an sich". Sie sind ebensoviel wert, wie ihre Wirkung auf den gemeinten Menschenkreis groß und wie sie unwahrscheinlich ist.

So wirkt auf uns heutige die schlichte Form in einem Maße, das später sicher unverständlich sein wird, wenn man nichts mehr von dem Pathos des Verzichtes auf billige Wirkungen wissen wird, das der schlichten Form heute die seelische Spannung gibt. Die Künstler, die uns die schlichte Form brachten, verehren wir

mit Recht als groß, weil sie das wagten, was die meisten nicht wagten. Ein Urteil nach Gestaltungshöhe oder gar nach aufgewendeter Geschicklichkeit wird aber vielleicht Ärmlichkeit und nüchterne Langeweile feststellen. So geht es allen schlicht formenden Zeiten, insbesondere wenn sie nicht durch monumentale Ausmaße wenigstens Staunen erregen. Wer nicht die stark gespannte Seele mitsieht, die nur sparsamen Ausdruck b r a u c h t, der verfehlt natürlich das Wesen solcher Kunst. Er sieht nicht, daß sie als „Ausdruck" viel mehr wert sein kann als ein virtuoser und spielerischer Kunstbetrieb, in dem keine hochgespannte Seele spricht.

Damit ist das Stichwort für die kulturbiologisch besonders wichtige Frage gefallen: W a s b e d e u t e t K u n s t a l s A u s d r u c k i n d i v i - d u e l l e r u n d r a s s i s c h e r W e s e n s a r t ?

Es ist seit Jahrzehnten üblich geworden, in der Kunst den tiefsten und besten Wesensausdruck eines Menschen und eines Volkes zu sehen. Aber nicht seelenkundliche Erforschung, sondern geisteswissenschaftliche Deutungsversuche haben diesem Gedanken Pate gestanden! So muß noch sehr genau überlegt werden, wieweit er auch kulturbiologisch gilt, wieweit die Kunst eines Volkes wirklich die typischen Vorziehensneigungen der Mehrzahl seiner Menschen bezeugen kann.

Wenn man Kunst Wesensausdruck nennt, meint man zumeist, daß zwischen Mensch und Kunst das Verhältnis der Ähnlichkeit besteht: daß schlanke Leute grazile, derbe Leute grobe Formen bevorzugen u. dergl. m. Der Zusammenhang zwischen Mensch und bevorzugter Kunst kann aber auch anders liegen. Gerade Unähnlichkeit und Gegensatzspannung spielt ohne Zweifel ebenfalls eine große Rolle. Man sucht die Lieblingskunstwerke nicht so aus, wie man ist, sondern so wie man sein möchte: man kompensiert und überkompensiert gefühlte Schwäche durch kraftstrotzende Werke, gefühlte Weichheit durch harte, gefühlte Schwunglosigkeit durch phantastische Bilder. Auch das ist aber noch ein verhältnismäßig einfacher und durchschaubarer psychologischer Fall. Die seelischen Zwischenglieder zwischen Charakter und bevorzugter Kunst können natürlich noch viel verwickelter und schwerer faßbar sein. So muß man damit rechnen, daß auch wenn jeder Mensch durch sein Wesen zu seiner Kunst kommt, doch im Gesamtdurchschnitt vieler Menschen offensichtliche Beziehungen zwischen Mensch und Kunst fehlen könnten.

Ferner wäre die Vermutung ohne vernünftigen Grund, daß der gleiche Mensch immer den gleichen Gefühlsausdruck in seiner Kunst sucht: er kann doch auch verschiedener Stimmung sein, er kann verschiedene Aufgaben lösen wollen u. dergl. m. Die künstlerische Welt eines Menschen kann aber kaum enger vermutet werden als der gesamte Umkreis seiner Stimmungen und seines Charakters. Sowie allerdings durch Stimmungsschwankungen u. dergl. m. Charakterkunde keineswegs unmöglich wird, weil der Schwerpunkt, um den die Stimmungen pendeln, von Mensch zu

Mensch noch immer genug verschieden ist, steht es auch mit der kulturbiologischen Deutung der bevorzugten Kunstformen. Nur ist klar: Man muß sich schon die Mühe geben, das ganze Schwanken der Kunstneigungen zu überblicken, um daraus die bevorzugten „Schwerpunkte" ausfindig zu machen. Die Dinge liegen also ohne Zweifel verwickelter als viele Leute sich vorstellen, die so leichthin Kunst und Charakter oder Kunst und Rasse zusammenbringen.

Wir kommen nun zu Fragen, die sich ergeben, wenn man die Kunst nicht einzelner Menschen, sondern ganzer Völker und Rassen als „Wesensausdruck", als seelenkundliches Zeugnis werten will.

Kunstgüter, d. h. Kulturgüter, deren eindrucksunmittelbare Wirkung gewertet wird, sind an sich wohl allen Menschen Bedürfnis. Schon die einfache körperliche Reinlichkeit gehört hierher, ebenso die Freude an einem schicken Anzug oder an einem Ohrring. Auch die Kulturgeschichte bezeugt, daß es ebensowenig ein Volk ohne Kunst gibt wie ein Volk ohne Technik oder ein Volk ohne Religion.

Ein Wesensbedürfnis aller Menschen sind aber vorwiegend jene Kunstleistungen, die so tief unter der „eigentlichen", der „hohen" Kunst stehen, daß sich die Kunstgeschichte lange Zeit überhaupt nicht um sie gekümmert hat: Tracht und Mode, Handwerk und Kunstgewerbe, Volkslied und Gebetbuch. Die Kulturbiologie wird also die wirklich allgemeinen oder häufigen künstlerischen Bedürfnisse gerade in jenen Kulturgebieten erwarten müssen, welche die Kunstgeschichte gar nicht oder fast gar nicht zu berücksichtigen pflegt.

Die „hohe Kunst" ist vielfach eigentlich der Wesensausdruck nur recht weniger Menschen und darf darum nur mit ganz besonderer Vorsicht als Zeugnis der Vorziehensneigungen einer ganzen Rasse genommen werden. Wir werden im dritten Buch noch auf die damit gegebenen Fragen zurückkommen.

Wieweit sind die Kunstbedürfnisse der meisten Menschen spezialisiert? Wieweit werden verschiedene Stile, verschiedene Ausdrucksformen wirklich bevorzugend aufgefaßt? Ist es nicht vielen Menschen egal, wie der Stil einer Handarbeit aussieht, wenn sie nur Geschicklichkeit verrät, oder wie der Stil eines Hauses aussieht, wenn es nur Reichtum verrät? Das sind Überlegungen, die man in aller Nüchternheit prüfen muß, bevor man Kunststile, deren Unterschiede vielleicht nur der feinnervige Ästhet erfaßt, als Ausdruck verschiedenen völkischen oder rassischen Wesens ansieht. Allerdings werden wahrscheinlich unbewußt doch bestimmte Formen, Farben und Stile deutlicher bevorzugt als es scheint. Wir wissen darüber aber noch kaum etwas.

Eines wissen wir: Es gibt in jeder Bevölkerung einen „Publikumsgeschmack“, der sich keineswegs alles gefallen läßt. sondern im Gegenteil ungemein scharf aussiebt.

So hat mir ein Porzellankaufmann einmal erzählt, daß er von 250 Geschirren eigentlich nur 15 verkauft, die immer wieder verlangt und gewählt werden. Von den vielen Tausenden künstlerisch wertvoller Farbendrucke des Seemann-Verlages sind nicht mehr als eine Handvoll populär geworden. Mit den neu erscheinenden Büchern geht es ebenso. Bamberger Reiter, Uta und Nofretete sind gegenwärtig so ziemlich das einzige, was von alter Plastik lebt.

Diese Erscheinung „Publikumsgeschmack“ spiegelt ohne Zweifel wesensartliche Vorziehungsneigungen. Diese sind aber nicht allein maßgebend, sondern es wirken alle die Kräfte zusammen, die wir in der Typisierungslehre besprochen haben (vgl. S. 171 ff.). Das Leben der Kunstgüter kulturbiologisch einsichtig zu machen, wird noch eine besonders wichtige und schöne Sonderaufgabe der Ablaufslehre der Kultur sein. Man wird etwa auf folgendes kommen:

Gewohnheit und Wachstumsformung, mittelbare Nachahmung und Menschenzusammenhang spielen bei den Adoptionsneigungen für künstlerische Güter sicher eine große Rolle.

Eine Zeit, ein Volk, ein Mensch drückt sein Wesen in der Kunst nicht unmittelbar aus, sondern durch die Mittel, welche ihm die Überlieferung an die Hand gibt. Eine arme Überlieferung beschränkt seine Kunstsprache, eine zu reichliche Überlieferung läßt sie vielleicht zu bequem und rasch hin und her schwanken. Jedenfalls gibt es in der Kunstentwicklung nicht viel weniger eine Bereicherungs- und Fortschrittreihe als in der Technik, sie baut sich nur weniger eindeutig in bestimmten, unumkehrbaren Wertungsrichtungen auf. Ein heutiger Künstler greift bedenkenlos auf unzählige überlieferte Kunstformen aller Völker und Zeiten zurück, wenn er dazu Lust hat, während der melanesische Bildschnitzer nichts *kennt* als die Schule seiner nächsten Vorfahren ...

Auch abgesehen von Fortschritt und Bereicherung gibt es in der Kunstgeschichte typische Stufenfolgen und Veränderungsreihen, die oftmals wiederkehren und offenbar „in der Natur der Sache liegen“. Z. T. handelt es sich um gefühlsmindernden oder gefühlsmehrenden Bedeutungswandel. Reiz der Neuheit und Langeweile am zu sehr Gewohnten treiben die Künstler dazu, sich in den einmal eingeschlagenen Entwicklungsrichtungen immer weiter überbieten zu wollen, bis Endformen erreicht sind, über welche nicht mehr hinausgegangen werden kann.

Als solche typische Veränderungsreihe ist an völkerkundlichem Stoff das Schwanken zwischen Darstellung und Formmelodik, zwischen Naturalismus und Stilisierung besonders eingehend untersucht worden. Ohne Zweifel kommen beide Abänderungsrichtungen vor: aus Abbildern werden ebensowohl Zierformen, wie

umgekehrt in Zierformen Ähnlichkeiten mit Naturabbildern hineingesehen werden.

In der Kunstgeschichte der Hochkulturvölker ist wieder eine andere typische Veränderungsreihe viel beachtet worden, die mit ruhigen und schlichten Formen beginnt und bei rokokohafter Auflösung in Zierformen endet. Vorgeschichtliche, antike, mittelalterliche Kunst Europas, ebenso aber auch die indische, chinesische und japanische Kunst zeigen solchen Stilablauf.

Ohne Zweifel gehen solche „in der Natur der Sache" liegenden Änderungsreihen oft vor sich. ohne daß sich die tragende Rasse ändert. Umsiebung in dem Sinne, daß im Verlauf solcher Abläufe jeweils anders begabte Künstler und Volksschichten zur Führung aufrücken, dürfte allerdings vielfach vorliegen. Rasseneigentümlich kann noch immer sein. auf welchen Abschnitten dieser Stilreihen da und dort der Schwerpunkt liegt.

Noch eine letzte wichtige Einsicht: Kunst gilt den Menschen nicht immer, ja nicht einmal in der Regel als eine Möglichkeit, ihr eigenes Wesen auszudrücken. Diese subjektive Sinnbestimmung der Kunstbetätigung übertönt nur in seltenen Zeiten die objektive Einstellung, bei welcher sich der Künstler als Gestalter von Inhalten und Gütern fühlt. Die Art der entstehenden Werke wird darum nicht so gleichbleiben, wie das Wesen der Künstler gleichbleibt, sondern wird so verschieden sein wie die Aufgaben, welche die Künstler vor sich sehen. Wenn eine Mythenwelt eindrucksnah gemacht werden soll, entsteht natürlich eine andere Kunst, als wenn höfische Pracht zu gestalten ist. Schönheitskult stellt vor andere Aufgaben als Machtkult, Seelentröstung vor andere Aufgaben als Festgestaltung. Der echte und rechte Künstler sucht vor allem. diese Aufgaben gut zu lösen. so wie der Techniker seine Konstruktionen und der Staatsmann seine Politik.

Wesensausdruck aber ist die Kunst kaum mehr und kaum in einem anderen Sinne als jede andere Lebensleistung. Auf die richtige seelenkundliche Deutung kommt letzthin alles an. Die kulturbiologische Kunstforschung untersucht, was für Umweltstücke den Menschen verschiedener Kultur und Rasse unmittelbar gewerteten Eindruck machen, und wieweit sie fähig sind. solche Kunstgüter zu gestalten. Andere Teile der Kulturbiologie haben andere, nicht weniger wichtige menschliche Wesensseiten zum Gegenstand.

3. Mitteilungsmittel

Die Möglichkeit, Vorstellungen von Mensch zu Mensch übergehen zu lassen. gehört zu den unentbehrlichsten Hilfen allen Kulturlebens. Damit ist Leistung und Bedeutung der Sprache und der Schrift als der beiden überragend wichtigsten Mitteilungsmittel des Menschen bezeichnet.

Die Sprachbegabung des Menschen ist geradezu rätselhaft groß. jedenfalls ungleich größer als seine Begabung zur Schrift. obwohl Schrift für das Auge genau das gleiche bedeutet und mit genau den gleichen

Mitteln arbeitet wie die Sprache für das Ohr. Wir kennen diese Mittel schon: Es sind willkürlich gesetzte Bedeutungen, die durch gewisse Ähnlichkeiten mit dem dargestellten Gegenstand (mit der gemeinten Vorstellung) eingängiger werden, aber doch nur dem Eingeweihten verständlich sein können.

Die verhältnismäßig geringe Schriftbegabung des Menschen ist um so merkwürdiger, als der Mensch in ganz besonders hohem Maße ein Augenwesen ist und auch die Hand als das motorische Mittel der Schrift kaum für unvollkommener gelten kann als der Kehlkopf als motorisches Mittel der Sprache.

Das Problem Rasse und Sprache ist schon lange aufgeworfen, aber vom Standpunkte heutiger Rassenbiologie gesehen mit unzulänglichen theoretischen Vorstellungen erörtert worden.

Es ist eine nicht gut bestreitbare Erfahrungstatsache, daß Menschen jeder Rasse als kleine Kinder auch die Sprache anderer Rassen in der Regel soweit erlernen können, daß man nicht ohne weiteres einen Unterschied merkt. Das hängt einerseits mit der rätselhaft großen Sprachbegabung des Menschen zusammen, von der soeben die Rede war, und bezeugt andererseits, daß Sprachen nicht völlig gleichbedeutend mit dem Denken sind, sondern daß sie Denkmittel und Ausdruckssysteme sind, die man sich im Rahmen der Veranlagung aneignen kann, wie man sich Füllhalter oder Automobile verschiedener Systeme und Bedienungsvorschrift aneignen kann.

So wie aber jeder Mensch mit seinem Füllhalter und mit seiner Rasierklingenmarke, die er sich allmählich ausgesucht hat, am besten vorankommt, kommen auch verschiedene Menschen mit verschiedenen Sprachen „am besten voran".

Wäre der Zusammenhang der Sprache mit der Seele so eng, wie das oft in romantischer Weise behauptet wird, dann müßte es ja überhaupt unmöglich sein, daß ein Mensch sich verschiedener Sprachen bedient. Ein einigermaßen sprachbegabter Mensch kann aber nicht nur von deutschen auf englische oder malaiische Worte, sondern auch auf die entsprechenden Denksysteme augenblicklich umschalten.

In dieser Lockerheit liegt gutenteils gerade das Wesen der Sprachbegabung. Höchstens ganz unbegabte Menschen sind mit einer einzigen Sprache ganz starr verbunden. Das gilt in gleicher Weise für alle Kulturgebiete: Jede Annahme einer starren Erbbindung kulturellen Verhaltens bedeutet Annahme von Unbegabtheit, sich in verschiedenen kulturellen Umwelten zurechtzufinden. Denn seelisches Verhalten ist seinem Sinn nach dazu bestimmt, das Lebewesen möglichst frei durch möglichst vielerlei Umweltbegegnungen hindurchzusteuern.

Es wäre also keineswegs eine verständnisvolle Kulturbiologie, die das Panier erheben würde: Alle Unterschiede der Sprachen sind auch Rassenunterschiede. Man muß auch in der Frage Rasse und Sprache schon etwas tiefer graben, wenn man auf die wesentlichen Zusammenhänge kommen will.

Die Rassenunterschiede der Sprechneigungen und Sprachfähigkeiten brauchen an sich gar nicht groß sein, um im Zusammenhang längerer historischer Prozesse recht verschieden gezüchtete Volkssprachen zu ergeben. Wenn z. B. für Deutsche das Deutsche nur „um 5% besser paßt“ als das Englische, so braucht dieser Rassenunterschied nur durch einige Jahrhunderte zu wirken, und es werden sich in der Ausdrucksweise der beiden Völker so große Unterschiede ergeben haben, wie sie tatsächlich bestehen. Am einzelnen Deutschen merkt man die um 5% vermehrte Hinneigung zu deutscher Denkweise vielleicht aber gar nicht, und wird finden, daß er auch recht gut englisch sprechen kann.

Vieles, was unter dem Schlagwort Rasse und Sprache segelt, sind eigentlich Zusammenhänge zwischen Sprache und Volkstum. Von solchen sind vor allem drei Erscheinungen wichtig:

Die frühkindlich erworbene Muttersprache geht begreiflicherweise auch besonders tief in die unumkehrbare Wachstumsformung der Menschen ein (vgl. S. 35). Schon dieses Moment läßt die Völker an der Sprache zäher festhalten als an vielen anderen Kulturgütern, darum kann es so aussehen, als ob Sprache unmittelbar „in der Rasse liege“.

Ein zweites wichtiges Moment ist, daß die vielen menschlichen Sprachen ihrer Leistung nach zumindest für die Bedürfnisse des täglichen Lebens fast gleichwertig sind. So fehlt zwischen Sprachen großenteils jenes Wertgefälle, das nötig ist, damit ein Kulturablauf in Gang kommt. Darum wird von vornherein im allgemeinen an jener Sprache festgehalten, welcher der „Vorrang des zuerst Vorhandenen“ (vgl. S. 209) zugutekommt. Das ist die Muttersprache. Da diese auch noch durch Wachstumsformung unersetzlich nahe liegt, besteht innerhalb geschlossener Bevölkerungen nur selten ein Grund, die Muttersprache zu wechseln.

Anders steht es mit Völkern, die eine fremdsprachige Herrenschicht haben, deren Sprache für feiner, geläufiger oder reicher gilt. Anders ist es auch, wenn es sich um die sprachliche Bezeichnung aus der Fremde adoptierter Kulturgüter handelt: deren Namen werden in der Regel mit übernommen. Anders ist es endlich, wenn besondere fachsprachliche Notwendigkeiten eintreten, wie z. B. bei der Ausdrucksweise der Gelehrten. In solchen Fällen steht der Muttersprache eine andere Sprache m i t W e r t v o r r a n g gegenüber, und diese wird dementsprechend verhältnismäßig leicht aufgenommen. An solchen Fällen kann sich erweisen, daß es gar nicht so sehr die Treue zur Muttersprache als das Fehlen eines Anreizes zum Sprachwechsel ist, was die Tausende von Volkssprachen, die es heute gibt, bestehen ließ und wahrscheinlich auch immer wird bestehen lassen.

Sprachen sind als Systeme gesetzter und Außenstehenden unverständlicher Bedeutungen drittens besonders abzeichenähnlich und kennzeichnen die Völker deutlicher als die meisten anderen Kulturgüter. So hat die angestammte Sprache auch besonders enge mit dem Selbstbewußtsein der völkischen Gemeinschaften zu tun. Sprache ist wie ein Schatten jeder

Lebensäußerung zugesellt, so trennen Sprachen strenge und verbinden gleichzeitig total. Menschen, die ihre Sprache gegenseitig verstehen können, fühlen sich besonders leicht als Völker. Menschen verschiedener Muttersprache konnten noch nie ein einziges echtes Volk bilden.

Aus diesen Eigentümlichkeiten der Sprache ergibt sich, daß Sprache und Volk besonders enge miteinander zu tun haben müssen, was ja auch immer aufgefallen ist. Ebenso auffallende Zusammenhänge mit der Rasse wird man bei einsichtiger Überlegung des Wesens von Rasse und des Wesens von Sprache gar nicht erwarten. Die Rassenkräfte der Sprachentwickelung sind aber nicht etwa deshalb, weil sie unsichtbarer sind, auch schwächer. Man muß nur die richtigen Mittel anwenden, um sie erkennbar zu machen.

Die europäische Sprachwissenschaft ist noch immer so vorherrschend Indogermanistik, daß die Erforschung der Sprachen von Rassen, die den Europäern wirklich sehr fernestehen, über geographisch lückenhafte Feststellung der Oberflächen des Sprachbildes noch nicht viel hinausgekommen sein kann. Spracheigentümlichkeiten, die der Rassenhaftigkeit verdächtig sind, haben Koppelmann, P. W. Schmidt und Gräbner genannt, wenn auch anders gedeutet. In diesem Werke wird wenig von Sprache die Rede sein, da der Verf. das ungeheure und heute noch so wenig vorbereitete Feld der universellen Sprachwissenschaft seiner Vorbildung nach nicht zu betreten wagen darf.

Das Problem Rasse und Schrift hat etwa folgende Seiten: Schrifterfindung und Schriftübernahme ist ein besonderes Begabungszeichen. Alle Rassen sprechen, nur wenige aber schreiben. Allen Menschen fliegt die Muttersprache mühelos zu, während fast alle Menschen die Schrift mühsam in besonderen kulturellen Veranstaltungen (Schulen!) lernen müssen.

Das Schreiben gehört zweitens zu den am besten erfaßbaren Äußerungen der „Psychomotorik" und ist infolgedessen unmittelbarer Wesensausdruck als die meisten anderen Kulturgüter. So hat auch die Rassengraphologie noch ein weites und fruchtbares Gebiet vor sich.

Von dem Ausmaß der Rassenunterschiede der Psychomotorik hängt es drittens ab, ob verschiedene Schriftsysteme für verschiedene Rassen am besten passen. So hat man z. B. den starken Eindruck, daß die ostasiatischen Schreibweisen nie und nimmer in Europa heimisch werden könnten.

4. Wissenschaft

Das kulturbiologische Wesen der Wissenschaft wurde schon in der Wissenschaftslehre S. 8 ff. so weit besprochen, daß darauf zurückverwiesen werden kann.

Ebensowenig wie eine Rasse ohne Technik kann es eine Rasse ohne Wissensschatz geben. Recht selten begegnet man in der Kulturgeschichte

aber der Absonderung des Wissensgewinnes von anderen Seiten des Lebens: ebensoselten etwa. wie auch in unserer eigenen Zeit erst auf recht viele Menschen ein anlagemäßiger Wissenschaftler kommt. Erkenntnisbemühen um seiner selbst willen übt wenig allgemeine Antriebsmacht aus.

Interessant ist, daß sich die höhere Wissenschaft nicht unmittelbar aus den Bedürfnissen des täglichen Lebens erhoben hat. Das theoretische Interesse am eindrucksstarken Unbestimmten, welches in den Religionen so hoch aufschäumt, war wohl in allen Kulturen auch der Urboden der höheren, abgeleiteteren Erkenntnisleistungen. Zuerst war Theologie und Metaphysik. viel später kehrte Wissenschaft als Physik in das Leben des Alltages zurück.

Im Wissensschatz der Völker und Zeiten gibt es wieder sehr deutlich unumkehrbare Anreicherungs- und Fortschrittsreihen. Wissenschaft ist ja als Theorie der Erfahrung von der Außenweltwirklichkeit ebenso abhängig, wie Technik als Praxis der Erfahrung. Nachfolgende Zeiten werden, wenn sie sich überhaupt wissenschaftlich bemühen. natürlich in der Regel mehr und bessere Erkenntnisse haben als die vorangegangenen Zeiten. Die Erkenntnisse werden auch, soweit sie der gleichen Außenweltwirklichkeit und den gleichen Erfassungsfähigkeiten der Menschen entsprechen, unumkehrbar wahr bleiben. Trotzdem ist es natürlich auch sehr vom Zeitgeist und von der Veranlagung abhängig, was Menschen aus dem überkommenen Wissensschatz machen, was sie vergessen, umdeuten, weiterbilden, was sie interessiert und was sie kalt läßt.

Wie auf anderen schon besprochenen Kulturgebieten läuft auch im Wissenschaftsleben eine vorwiegend durch Umwelt und historischen Prozeß bedingte Veränderungsreihe neben der deutlichen Wirksamkeit von rassenmäßigen Begabungskräften her. Kultur ist eben *gleichzeitig* in hohem Maße umwelt- und rassenbedingt, das muß man begreifen lernen.

5. Gemeinschaft

Auch der kulturbiologischen Stellung und Bedeutung des Gemeinschaftslebens ist schon bisher mehrfach eingehend gedacht worden (vgl. S. 35, 80 ff.).

Neigung und Begabung für Gemeinschaftsleben und Menschenführung ist zumindestens ebensosehr an einen bestimmt veranlagten Menschentyp gebunden, wie z. B. Neigung und Begabung für Kunst. An der Leistung des Menschenführers ist zweierlei ganz besonders charakteristisch: Die Meisterung von Menschenseelen und die Meisterung von Zeitabfolgen.

Ideen und Großartigkeit des Planens gibt es auf den verschiedensten Kulturgebieten. Kein anderer Kulturschöpfer wirkt aber so unmittelbar

seelenbezogen wie der Menschenführer. Kunstwerke sind auch seelenbezogen. Ein Künstler darf sich aber beklagen, wenn er auf die gemeinten Menschen nicht wirkt und darf ihrer Verständnislosigkeit die Schuld geben. Ein Menschenführer, der keinen Erfolg bei seiner Gemeinde hat, hat hingegen, mit dem ureigensten Wesensgesetz seiner Leistungsweise gemessen, versagt.

Kein anderer Kulturschöpfer muß sich auch mit seiner Leistung so enge in die vorgegebene Zeitabfolge der Ereignisse hineinstellen, wie der Menschenführer. Der Künstler darf warten, bis ihm packende Einfälle kommen, und niemand fragt vor seinem Werk, ob er es morgens oder abends geschaffen und ob er eine Woche oder zwei dazu gebraucht hat. Der Menschenführer hingegen, der den Moment des Handelns versäumt, weil er auf Stimmung und Einfälle wartet, hat, ebenfalls nach dem ureigensten Wesensgesetz seiner Leistungsweise gemessen, versagt.

Die Geniebewertung noch nicht lange vergangener Zeiten (z. B. H. Türk) hat trotz so ausgesprochener Besonderheiten in der Leistungsweise des Menschenführers dem Praktiker, dem Staatsmann, dem Feldherren und dem großen Priester nur höchst widerwillig Genialität zugestehen wollen. Auch wo Menschenführern Genialität nicht abgesprochen werden konnte, wurde der Schwerpunkt ihrer Leistung oft in der Ideenschöpfung und in der Gedankenleistung gesehen, nicht in der Macht über die Seelen und in dem virtuosen Spiel mit der richtigen Zeitabfolge des Handelns. So einseitig war der Geniebegriff an die „Bildungswerte“ und an intellektuelle Gedankenleistung gebunden!

Es gibt Menschenführerbegabung aller Grade. Schon jeder rechte Ehemann und jeder echte Bruder muß zu seinem Teil zu führen wissen. Ein Gemeinwesen, das nicht über genügend Führermenschen genügenden Formates verfügt, verfällt unfehlbar, darum ist die Gemeinschaftsform für vielerlei rassische Fähigkeiten so aufschlußreich.

An den sozialen Leistungen des durchschnittlichen Menschen tritt natürlich nicht so wie beim großen Führer die Neuartigkeit und Kühnheit am meisten hervor, sondern die Bewährung des „Charakters“. Man sieht an den Verhältnissen des menschlichen Zusammenlebens besonders gut, zu welchen Handlungsweisen es die Menschen drängt und wieweit sie sich Ordnung, Beherrschung und Stetigkeit aufzuerlegen verstehen. Sittlichkeit, Recht und politische Verfassung sind der ideelle und verdinglichte Niederschlag der hierher gehörigen Lebensregungen.

Als vielfältiges Zeugnis für Wesensart und Begabung wird das Gemeinschaftsleben wohl von keinem anderen Kulturinhalt übertroffen.

E. Über lebensgerechte Kulturbewertung

Aus der Frage nach der Ungleichheit der Menschenrassen ist zumeist eingestandenermaßen oder uneingestandenermaßen eine Frage

nach der Ungleichwertigkeit der Menschenrassen gemacht worden. Das hat die Gemüter aufgerührt und hat auch wesentlich zu der häufig geäußerten Meinung beigetragen, die Frage nach Rasse und Kultur lasse sich nicht wissenschaftlich, sondern nur durch das Gefühl entscheiden.

Nun könnte, um die Wissenschaftlichkeit der Frage zu retten, behauptet werden, die Ungleichheit der Rassen habe mit Rassenwertung nichts zu tun. Das widerspräche aber der seelenkundlichen Grundtatsache, daß jede Ungleichheit, die ein Lebewesen überhaupt wichtig nimmt, von ihm notwendig auch gewertet wird.

Richtiger scheint uns der umgekehrte Weg: Wir wollen zeigen, auf welche Weise auch Tatsachen, die lebendig gewertet werden, Gegenstand der Wissenschaft sein können. Daß die Wissenschaft auch mit solchen Dingen zu tun haben kann, ist wohl klar, denn anders würde Wissenschaft sich ja nur mit Dingen beschäftigen können, die nicht lebendig wichtig genommen werden.

Wir müssen die Fragen der Kulturbewertung behandeln, weil die Frage Rasse und Kultur innig damit verbunden ist. Zu diesem Zweck werden wir zuerst eine Ergänzung zur Wissenschaftslehre zu geben haben, welche davon handelt, auf welche Weise Wertfragen wissenschaftlich entschieden werden können. Wir werden sodann überlegen, wie man überhaupt Kulturen lebensgerecht zu bewerten habe, und endlich aus beiden Überlegungen die Schlußfolgerung für die Frage Rasse und Kultur ziehen.

1. Wertfragen und Wissenschaft

Welcher Art die Beziehungen zwischen Wertfragen und Wissenschaft sind, muß sich aus unserer allgemeinen seelenkundlichen Theorie der Werterlebnisse ergeben. Werterlebnisse bedeuten ein Innewerden der Gefühls- und Antriebswirkungen der Gegenstände. In allen Werterlebnissen gibt es nicht nur eine Wertungsseite, sondern auch eine Erkenntnisseite, d. h. der Gegenstand tritt in ihnen nicht nur mit seinen Gefühls- und Antriebswirkungen, sondern auch seiner Qualität nach, in seiner Gleichheit, Ähnlichkeit und Verschiedenheit zu anderen Bewußtseinsgegenständen in Erscheinung. In diesem Sinne sind auch Werterlebnisse sachkorreliert und daher erkenntnishelfend. (Vgl. S. 50, 53.)

Was hat nun Wissenschaft mit Werterlebnissen zu tun? Ein Mensch kann seine Erlebnisse mit Dingen mitteilen und die Antriebe, die er selbst erfahren hat, auf andere Menschen zu übertragen suchen. Das ist aber mehr eine künstlerische oder politische als eine wissenschaftliche Leistung, denn nicht das Erkennen, sondern das Fühlen und Handeln stehen

dabei im Vordergrund. Vieles, was man Geisteswissenschaft nennt, ist in Wahrheit dieser Art: Nicht Erkenntnis, sondern Bekenntnis.

Wenn das Wesentliche am Wissenschaftler das Ausgehen auf Erkenntnis sein soll, ist die Wissenschaftlichkeit eines großen Teiles unserer Kunstgeschichte, unserer Literaturgeschichte, ja unserer ganzen Geschichts„wissenschaften" überhaupt, etwas fragwürdig. Alle Historiker, insbesondere alle Kunsthistoriker, sind ebensosehr Deutungskünstler, welche für ihre Erlebnisse mit Kunstwerken oder Geschichtszuständen Anhänger suchen, wie Erkennende, d. h. Wissenschaftler.

Zum Beispiel war die „Erkenntnis" vom Wert der gotischen Kunst durch den jungen Dichter Goethe, oder die „Erkenntnis" vom Wert der primitiven Kunst durch expressionistische Maler wie Gauguin, Pechstein u. a. m. von gleicher Art wie die „Ergebnisse" solcher Geisteswissenschaft. Ob der Dichter Binding über die Plastiken Kolbes, oder ob der Geisteswissenschaftler Pinder über die Plastiken des Naumburger Domes schreibt, ist im wesentlichen das gleiche. Nur gesteht der Dichter frank und frei, daß er seine Erlebnisse an den Bildwerken gestaltet, während der Geisteswissenschaftler sich in die Pseudorolle eines Erkennenden hineinsteigert. Er tut so, als könnte er sich „in die Naumburger Plastiken hineinfühlen", während er in Wirklichkeit nur genau auf das zu horchen trachtet, was er vor ihnen erlebt. Er tut so, als ergründete er den Wert dieser Bildwerke an sich, während er in Wirklichkeit seine eigenen Werterlebnisse gestaltet und sie auf andere Menschen, die sich seiner Führung anvertrauen, zu übertragen sucht.

Wenn solche Deutungskünste gewöhnlich unter den Wissenschaften mitgezählt werden, hat dies einen anderen Grund. Im allgemeinen Bewußtsein ist nämlich das auffallendste Kennzeichen der Wissenschaft nicht die Ausrichtung auf das Erkennen, sondern die theoretische Beschäftigung mit Dingen, die mit den Lebensbedürfnissen nicht unmittelbar zu tun haben. In dieser Hinsicht ist gewiß so manche Geisteswissenschaft wissenschaftlicher als viele Naturwissenschaften.

Wenn wir aber Wissenschaft im tieferen Sinne verstehen, nämlich als besonders gesteigerte Erkenntnistätigkeit, dann kann der Zusammenhang zwischen Wissenschaft und Wertung nicht darin bestehen, daß die Gegenstände durchtränkt mit unmittelbaren Werterlebnissen behandelt werden.

Aus dem Wesen der Werterlebnisse ergeben sich aber zwei Brücken zu sachlicher Erkenntnis.

Erstens können Werterlebnisse unter Zurückdrängung der Gefühls- und Antriebsseite als sachkorrelierte Erkenntnishilfen behandelt werden. Im Abschnitt über Werterlebnisse wurde das Beispiel der verschiedenen Bedeutung von „schön" vorgebracht. „Schön" bedeutet für den Backfisch einen Gefühlszustand, für den Ästheten eine sachliche Qualität, d. h. bei genügend genauer Definition und bei Entwickelung entsprechender messender und zählender Verfahren sind die Dinge, welche der

Ästhet schön und häßlich nennt, sachlich ebenso als verschieden zu beschreiben, wie etwa breite und schmale oder runde und eckige Dinge.

Die Wissenschaft kann nun in dieser Weise Mittel und Wege finden, um auch Gegenstände, die in der Regel gefühls- und antriebswirksam erlebt werden, „sachlich“ zu behandeln. Das wird überall dort möglich sein, wo Gegenstände, die gleichzeitig wertdurchtränkt erlebt werden, doch den vier Seite 9 f. genannten Bedingungen wissenschaftlich brauchbaren Erkenntnisstoffes genügen. Z. B. ist die Unterscheidung schön — häßlich dann eine wissenschaftliche Unterscheidung im Sinne des Gegenstandserkennens, wenn sie klar, eindrucksstark und konstant erlebt wird, wenn sie mit Unterschieden der Außenwelt korreliert ist und von verschiedenen Individuen genügend übereinstimmend aufgefaßt werden kann.

Solche Behandlung „wertdurchtränkter“ Erlebnisse ist nicht etwa nur bei „geisteswissenschaftlichen“ Gegenständen erwünscht. Das Bedürfnis danach taucht z. B. gerade in der menschlichen Erblichkeitslehre und Rassenkunde auf.

Unsere lebensnahe Art Menschen aufzufassen und ihre Erscheinung zu beurteilen. ist nämlich ebenso innig mit unmittelbaren Werterlebnissen durchwoben, wie z. B. unsere Auffassung der Naumburger Plastiken Wenn man einen Menschen schön. edel. freundlich, ausdrucksreich usw. findet, beruht das auf genau den gleichen Auffassungsfähigkeiten, wie wenn man die gleichen Eindrücke von einer Plastik hat. Die lebensnahe Rassenbiologie steht damit vor den gleichen Erscheinungen und Fragen wie eine Kunstforschung, die ihre Erkenntnisaufgabe ernst nimmt.

Wir haben a. a. O. (Keiter m. Kopittke u. Heinen 1935, 1936) gezeigt, wie man zu einer rassenbiologischen Ausdruckskunde kommen kann, die sachlich-wissenschaftlich ist und vom lebendigen Menschenerfassen doch nicht soviel preisgibt, wie das bei einer Rassenkunde unvermeidlich ist, welche nur Einzelmerkmale, wie Augenfarbe. Kopfform. Körpergröße u. dgl. m. zu zählen weiß. Es liegt hier keine Veranlassung vor, auf diese Versuche näher einzugehen, jedenfalls dürfte Ähnliches auch für die Kunst*wissenschaft* in Betracht kommen.

Auch gefühls- und wertdurchtränkte Erlebnisse sind wissenschaftlich brauchbar, soweit sie konstant und von verschiedenen Menschen übereinstimmend aufgefaßt werden: Das ist die *erste* „Brücke vom Werterlebnis zur Wissenschaft“. In der Sprache wie im täglichen Leben überhaupt bedient man sich solcher Erlebnisse, die gleichzeitig Wertung und Erkenntnis sind, dauernd mit großem Erfolg. Auch lebensnahe Wissenschaft hat hier noch große unausgeschöpfte Möglichkeiten.

Der *zweite* Weg vom Werterlebnis zur sachgerichteten Erkenntnis besteht darin, daß man *Tatsachen unter vorgegebenem Wertmaßstab beurteilt*. Wenn einmal ein Zweck, ein Ziel, ein Wunschbild gegeben ist, dann kann bei entsprechendem Verfahren eindeutig entschieden werden, ob dies und das ihm entspricht, dazu dienlich oder untauglich ist. Wenn man Pflanzen aufziehen will, dann ist es objektiv

richtig, daß ein bestimmter Dünger für sie am „wertvollsten" ist, d. h. das Ziel und den Wunsch des Menschen am besten erfüllt. Wenn man eine Brücke möglichst stark machen will, dann ist es objektiv richtig, daß nicht Holz, sondern Eisen dafür das wertvollere Baumaterial ist.

Nicht nur sachbezogene, auch seelenbezogene Güter kann man in dieser objektiven Weise bewerten, d. h. unter vorgegebenem Wertmaßstab beurteilen. Z. B. läßt es sich eindeutig entscheiden, ob Liebesromane für junge Mädchen und Karl-May-Bücher für Knaben wirklich so schädlich seien, wie besorgte Eltern und Erzieher lange Zeit anzunehmen pflegten. Man kann ebenso objektiv die Befriedigungswirkungen untersuchen, die in verschiedenen Bevölkerungen von den religiösen, den künstlerischen, den sportlichen Gütern ausgehen. In allen diesen Fällen ist der Wertmaßstab schon gegeben, wenn an die Beantwortung überhaupt herangegangen wird. Er liegt im möglichsten Gedeihen der Pflanzen, in der möglichst großen Zweckmäßigkeit des technischen Baues, in der möglichst guten und reinen Erziehung, im möglichst großen Glück der Bevölkerung und dergleichen mehr.

Eigentümlich ist allen Bewertungen unter vorgegebenem Maßstab daher, daß sie nicht die Gefühls- und Antriebswirkungen der beurteilten Gegenstände selbst betreffen, sondern deren Förderlichkeit für außerhalb liegende Ziele abschätzen. Darum kann man auch sagen, wissenschaftliche Werturteile dieser Art betreffen grundsätzlich *nicht den Selbstwert, sondern den Fremdwert* der Gegenstände.

Wir können zusammenfassen: Wo die Gefühls- und Antriebswirkungen der Gegenstände auf den Forscher selbst bekannt, gestaltet und verkündet werden, handelt es sich nicht um eigentliche Wissenschaft. Zwei Brücken führen aber vom unmittelbaren Werterlebnis zur sachgerichteten Erkenntnis: einerseits weisen auch die Werterlebnisse auf Verschiedenheit der Gegenstände hin, helfen also der Erkenntnis; andererseits ist es eine echt wissenschaftliche Aufgabe, den (Fremd-)Wert der Gegenstände für schon bekannte und verkündete Wertmaßstäbe und Ziele zu beurteilen.

Unsere Kulturbiologie beruht in diesem Sinne auf dem Bekenntnis zum Leben. Eine wissenschaftliche Aufgabe der Bewertung ist ihr darin gestellt, daß sie alle Kulturerscheinungen diesem Bekenntnis entsprechend zu beurteilen hat.

2. Das Menschenleben als Wert

Wohl alle Biologen „glauben" an das Erdenleben und werden von der Erschütterung über seine Wunder und seine Fülle letztlich getragen. Sonst wären sie kaum Biologen, Lebensforscher geworden.

Ihre wissenschaftliche Aufgabe ist aber nicht Priester und Prediger dieses Glaubens zu sein, sondern von ihm auszugehen und an ihm die Welt zu prüfen und zu messen.

Alle Kultur hat nur Sinn und Wert, wenn sie menschliches Leben fördert. Wieweit und wodurch die einzelnen Kulturerscheinungen diesen Wertmaßstab erfüllen, das zu erkennen, ist die Forschungsaufgabe der bewertenden Kulturbiologie.

Wir verstehen unter Lebensförderung nicht etwa nur die Erhaltung des Leibes oder die möglichste Vermehrung der Menschenzahl. Wir begreifen unter Steigerung des Lebens alles ein, was je Menschen zum mächtigen Wunsch und Antrieb geworden ist und ihm in der Erfüllung auch wirklich Befriedigung gab. Es ist gewiß nicht leicht, diesen Begriff Lebenssteigerung so genau zu fassen, wie alle bisherigen Begriffe in dieser Schrift zu fassen versucht wurden. Lebenssteigerung ist ein Wort des Glaubens, des Bekennens und Fühlens. Es kommt bei solchen Worten weniger darauf an, daß sie definiert werden, als daß die angesprochene Gemeinschaft von Menschen etwas fruchtbares damit anzufangen weiß. In diesem Sinne ist Lebenssteigerung wohl für die heutigen Deutschen ein lebendiger Begriff, ein Begriff gleichzeitig, der ein Vermächtnis Goethes und Nietzsches und vieler anderer bester Geister des deutschen Volkes ist.

Man kann auch noch viererlei angeben, was die Unbestimmtheit dieses Begriffes vermindert. Zum ersten ist man sich im praktischen Falle oft ohne weiteres darüber einig, welche von zwei Kulturerscheinungen lebensförderlicher ist, auch ohne daß man einen allgemein umfassenden Begriff der Lebensförderlichkeit bestimmt hat. Wir wissen auch ohne generellen Begriff, daß Kunstförderung lebensförderlicher ist als das Verhungernlassen der wenigen Künstler, die einem Volke geschenkt werden, oder daß ein Geschenk, das immer wieder Freude macht, lebensförderlicher zu sein pflegt als eines, das morgen wieder verwelkt ist, oder daß es lebensförderlicher ist, einen Tausendmarkschein für eine Zimmereinrichtung zu verwerten, anstatt damit zu hasardieren und dergleichen mehr.

Zweitens kann es als Regel der Bewertung einer Kulturerscheinung auf Lebensförderlichkeit gelten, daß eine Vielheit von Menschen meist mehr Leben in sich hat als ein Einzelmensch von ähnlicher Erbbeschaffenheit. Dies ist die gesunde und lebensgerechte Grundlage des Vorranges der Gemeinschaft. Was einer Gemeinschaft oder einer Vielheit von Menschen hilft, ist nach dieser Regel von vorneherein zumeist lebensförderlicher als ein Gut, von dem nur ein einzelner oder wenige Menschen Nutzen haben.

Drittens ist die leibliche Erhaltung des Lebens, wenn man sie auch noch so gering einschätzen mag, zumindest die Minimalvoraussetzung auch der „geistigen“ Werte. Auch diese sind uns ja nur kraft unserer menschlichen Lebendigkeit zugänglich und wirklich. Unter Erhaltung des Lebens ist dabei vor allem auch Erhaltung der Erbanlagen zu verstehen. Es ist eine Schädigung des Lebens, wenn man ein Individuum hindert, das zu werden, was es werden könnte, ungleich größer ist aber die Schädigung eines ganzen Erbstammes, der für unbegrenzte Zeiten immer wieder Individuen mit ähnlichen Lebenswerten zu tragen bestimmt ist.

Viertens wird der Begriff der Lebenssteigerung auch noch eindeutiger werden, wenn man sich genauer darüber klar wird, worin die lebensförderliche oder lebensschädigende Wirkung eines Kulturgutes bestehen kann, wie das im folgenden geschehen soll.

3. Die fünf allgemeinsten Maßstäbe lebensgerechter Kulturbewertung

Wir gehen davon aus, daß jede Kulturerscheinung soweit sinnvoll ist, wie sie dem Leben dient, und wollen danach jede Kulturerscheinung einschätzen. Es kann sich dabei, soweit ich sehe, um fünf allgemeinste Maßstäbe der Kulturbewertung handeln: um die genutzten Fähigkeiten, um die befriedigten Bedürfnisse, um die menschenformenden Wirkungen, um die Vollkommenheit der Gemeinschaftsordnung (Volksordnung) und um die rassenzüchtenden Auswirkungen der Kultur. Diese fünf Maßstäbe beziehen sich auf je eine von den allgemeinsten biologischen Erscheinungen des Menschenlebens: auf die Fähigkeiten (Vollbringungswahrscheinlichkeiten), auf die Bedürfnisse (Antriebswahrscheinlichkeiten), auf Wachstumsformung, Volk und Rasse. Gliedhaftigkeit in Gemeinschaften (Volk) und Erbbeschaffenheit (Rasse) sind die beiden Erscheinungen, die über das Individuum hinausführen. (Vgl. S. 35.) Die Bedeutung der Wachstumsformung wurde mehrfach eingehend erörtert. Die Begriffe Fähigkeit und Bedürfnis sind zusammen so umfassend, daß sich darauf die ganze rassenbiologische Deutung von Kulturbilanzen aufbauen läßt. (Vgl. S. 262.)

a) Kulturbewertung nach den genutzten Fähigkeiten

Unter den Wertmaßstab der genutzten Fähigkeiten gehört das meiste, was man unter Bewertung einer Kultur nach der in ihr sich äußernden Mächtigkeit und Fülle des Lebens versteht.

In seinen Anlagen ist jedem Lebewesen ein bestimmter Umkreis von Leistungen vorgezeichnet. Eine Bevölkerung wird durch ihre Kultur

um so lebensmächtiger, je mehr von diesen als möglich vorgezeichneten Leistungen ihre Menschen auch vollbringen können. Das ist der Sinn einer Kulturbewertung nach den genutzten Fähigkeiten.

In diesem Sinne fragen wir etwa: Das und jenes steckt als erbgegebene Möglichkeit in den deutschen Menschen, wieweit läßt die gegenwärtige Kulturlage eine Nutzung dieser Möglichkeiten zu? Oder in einer nicht weniger wichtigen Umkehrung: Das und jenes an Leistungen brauchen wir zu unserer völkischen Lebenserhaltung: ist der gegenwärtige Kulturzustand geeignet, es aus den deutschen Menschen auch wirklich herauszuholen. soweit nur überhaupt die erblichen Möglichkeiten dazu vorhanden sind?

Eine sehr wichtige Frage der Kulturpolitik ist in diesem Bereich etwa die Frage nach Schulung und Überschulung von Verstand und Intelligenz. Hier wird darauf hinzuweisen sein, daß die moderne Zivilisation derartige Fähigkeiten in höchstem Maße erfordert. In gewisser Weise bedeutet das moderne Leben ja geradezu eine weltgeschichtlich erstmalige Diktaturstellung der zu zahlenmäßigem und abstrakten Denken befähigten Menschen. Diese treten zwar in der Regel nicht selbst als Herrscher auf, aber die Erzeugnisse ihres Geistes bestimmen als Wissenschaft und Technik die Lebenshaltung der ganzen europäischen Bevölkerungen, obwohl auch im modernen Europa die Mehrzahl der Menschen Zahl und Abstraktion eher verabscheut als liebt.

Heute hängt die Macht der Völker wesentlich davon ab, wie mächtig ihre aus abstraktem Zahlendenken hervorgegangenen Kulturgüter sind. Auch in den modernen Kriegen kämpfen Physiker und Mathematiker miteinander.

Auf der anderen Seite ist uns durchaus klargeworden, daß Abstraktion und Zahl allein keine lebendig geordnete Kultur ergeben, sondern daß dazu auch Menschen gehören, welche als Lehrer und Führer Gemeinschaft zu gestalten vermögen, welche im unmittelbaren Erleben richtunggebende Begeisterungen entfalten können, und endlich sehr viele Menschen, deren Ehre zuverlässiger Dienst an den großen Dingen des Volkes ist.

Aus solchen kulturpolitischen Erwägungen ergibt sich, was wir als Volk an Fähigkeiten haben sollten und zur Erhaltung und zum Ausbau der völkischen Gemeinschaft brauchen würden. Von solchen Maßstäben geht eine lebensgerechte Bewertung der gegenwärtigen Lage der deutschen Kultur nach der Nutzung der überhaupt vorhandenen Fähigkeiten aus.

Oder: Das deutsche geistige Leben hat in philosophischer, literarischer und musikalischer Hinsicht um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts gleichermaßen eine Dichtigkeit und Wucht besessen, wie weder vorher noch nachher. Wieweit liegt das an den kulturellen Zuständen, die vorher und seitdem bestanden? Werden seit dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts entsprechende Fähigkeiten seltener genutzt und öfter behindert als in dieser klassischen Zeit des deutschen Kulturlebens? Wenn man sich ein neues solches Zeitalter überhaupt wünscht: wieweit

kann dann die Kulturpolitik den Hebel an der Änderung der Kulturzustände ansetzen? Wo liegen heute im deutschen Volk die Fähigkeiten, die ungenutzt bleiben und deren weise Lenkung und Förderung das deutsche Leben zu seiner größtmöglichen Fülle steigern könnte?

Diese beiden aus dem deutschen Leben der Gegenwart genommenen Beispiele mögen genügen um zu zeigen, was unter Kulturbewertung nach den genutzten Fähigkeiten verstanden werden soll.

b) Kulturbewertung nach der Bedürfnisbefriedigung

Wir haben subjektiv gemeinte Verbesserung oder Bedürfnisbefriedigung als die allgemeinste Richtung menschlichen Handelns mehrfach genannt. So schiene es naheliegend, den Wert der Kulturen dem Maß an Bedürfnissen, das sie befriedigen, unmittelbar gleichzusetzen.

Wir haben aber auch sehr eindringlich darauf hingewiesen, daß die subjektiv gemeinte Verbesserung wohl die Richtung des Handelns entscheidet, aber nicht darüber entscheidet, ob das Handeln letztlich gut und lebensförderlich ist. Erst recht haben wir betont, daß es seelenkundlich nicht begründet ist, alles menschliche Verbesserungsstreben Glückstreben oder gar Streben nach Lustgewinn zu nennen.

Aus diesen Gründen ist die subjektiv gemeinte Bedürfnisbefriedigung der zur Kultur gehörigen Einzelmenschen, oder wie man auch sagt „das größte Glück der größten Zahl" dem lebensgerechten Wert der Kultur keineswegs gleichzusetzen. Man kann sich Kulturen denken, die an subjektiver Befriedigung letzter und tiefster Bedürfnisse das menschenmöglichste leisten, und die doch verabscheuenswürdig lebensfeindlich sind, weil diese maximal befriedigten Menschen notwendig ohne Nachkommen aussterben — es sind dies keine vagen Gedankengespinste, das Leben kehrte sich in den buddhistischen und christlichen Klöstern tatsächlich in so erschütternder Weise gegen sich selbst.

Ebenso gibt es Kulturen, die ihre Menschen „eitel und in Freuden" leben lassen, bis sie nach wenigen Jahren vorzeitig verbraucht oder mit dem Gefühl der Sinnlosigkeit aufwachen und ein krankes oder mißmutiges Alter haben — Kulturen also, deren Lebensfeindlichkeit trotz weitgehender subjektiv gemeinter Bedürfnisbefriedigung sich nicht erst als Nachkommenlosigkeit äußert, sondern sich schon im späteren Leben der Individuen selbst rächt.

Subjektiv gemeinte Bedürfnisbefriedigung und wirklicher lebensfördernder Wert der Kultur sind darum keineswegs eins. Beides wird am allerehesten für Menschen gleichbedeutend, denen die größtmögliche Steigerung und Fülle des Lebens auch über das eigene Ich hinaus selbst zur „Weltanschauung", d. h. zum letztlich treibenden Bedürfnis geworden ist.

Wenn aber die subjektive Bedürfnisbefriedigung der Individuen auch nicht der oberste Maßstab der lebensgerechten Kulturbewertung ist, so ist doch im Ganzen lebensgerechter Kulturbewertung die Frage nach den befriedigten Bedürfnissen ein wichtiges und sinnvolles Glied.

Wollen wir die bedürfnisbefriedigende Leistung der Kulturen der Menschheit studieren, dann darf natürlich nicht vergessen werden, daß die empfundenen Bedürfnisse sich in der Geschichte nicht weniger stark wandeln als ihre Befriedigung. Gerade in der Gegenwart haben wir besonders eindringlich erfahren, wie sich seit den Tagen der Großeltern die Wünsche, welche starke seelische Antriebe auslösen, beim Durchschnitt der Bevölkerung gewaltig gewandelt haben. Auch die Idee, daß man das oder jenes haben müsse, wird eben durch Adoption verbreitet und verändert.

Wie stand es nun bei diesem und jenem Volk mit der Spannung zwischen gefühltem Bedürfnis und Befriedigung? Sicher müßte eine Weltgeschichte dieser Spannung zu großen Überraschungen führen. Unsere Vorstellungen vom Wert dieser und jener Kultur hinsichtlich der Bedürfnisbefriedigung sind großenteils ganz oberflächlich und sentimental. Wir stellen uns z. B. gerne vor, daß die tropischen Naturvölker in paradiesischer Bedürfnislosigkeit und Zufriedenheit leben. Denken wir dabei genug daran, daß ihre zauberische Weltauffassung sie in einer ständigen Angst hält, deren Schrecken wir Europäer höchstens aus der Kinderzeit kennen, wo wir der unbegriffenen Außenwelt ebenso hilflos ausgeliefert waren? Wenn die Naturvölker von ihrer Kultur so befriedigt sind, warum unterliegen sie dann so leicht der Verlockung europäischer Güter? Warum eifern sie dann dem Vorbild des weißen Mannes so begierig nach? — Jedenfalls ist die Frage nach der bedürfnisbefriedigenden Leistung der Kulturen nicht mit gelegentlichen Eindrücken und Stimmungen abzutun. Sie verdient ernsthafte Behandlung, denn ob es den Menschen gut oder schlecht geht, gehört doch wahrhaftig zum allerwichtigsten, was uns menschlich an anderen Lebensformen interessieren kann — ganz abgesehen davon, daß die Spannung zwischen Bedürfnis und Befriedigung auch der bestimmende Antrieb für alles kulturelle Geschehen ist.

Man kann den Wertmaßstab der Bedürfnisbefriedigung auch in einer Weise an einen Kulturzustand anlegen, die für sich allein zwar noch immer individualistisch wäre, die aber nicht so wie die bisherigen Beispiele „subjektivistisch“ ist — in einer Art, die zwar das Wohlergehen der Individuen, nicht aber ihr Bewußtsein vom eigenen Wohlergehen vorzüglich im Auge hat.

Ob die lebenswichtigen Bedürfnisse eines Lebewesens erfüllt werden, ob es ihm wohl ergeht, sieht man nämlich auch ohne Einblick in seine Gefühle aus seinem Gedeihen und seiner Gesundheit. So gibt

auch die körperliche wie die seelische Gesundheit einer Bevölkerung ein Urteil über den Wert ihrer Kultur.

c) Kulturbewertung nach den menschenformenden Wirkungen

Die Art der Wachstumsformung der Individuen (vgl. S. 33 f.) hängt wesentlich von den kulturellen Verhältnissen ab, unter denen sie sich entwickeln. Sieht man bestimmte Arten von Wachstumsformung für gut und wertvoll an, dann kann man Kulturgüter und Kulturzustände danach bewerten, ob sie die gewünschte menschenformende Wirkung haben.

Ein sehr allgemeiner derartiger Wunsch ist etwa, daß die Menschen gesund und kräftig werden mögen. Von diesem Wertmaßstab haben wir gerade am Schluß des letzten Abschnittes gesprochen. Man kann ihn ebensowohl als Bedürfnisbefriedigung wie als menschenformende Wirkung der Kultur verstehen.

Speziellere wachstumsformende Wirkungen der Kultur erwünschen sich alle Träger bestimmter religiöser und politischer Ideen. Wenn man den gewöhnlichen und geläufigsten Sinn des Wortes Kulturpolitik überlegt, so kommt man darauf, daß großenteils wachstumsformende Wirkungen damit gemeint sind. Diesem gewöhnlichen Wortsinne nach besteht Kulturpolitik nämlich in der Verbreitung bestimmter Ideen und Gesinnungen, d. h. aber biologisch gesehen in der Adoption und in der Auslösung menschenformender Wirkungen durch bestimmte Güter der Vorstellungswelt. Solches will alle Volkstumsarbeit, solches strebt jede Sekte und jeder Lebensreformerbund an. Auch bei Erziehungsidealen wie dem Humanismus oder dem Jahnschen Turnen, bei der Antialkoholbewegung und bei der Befreiung der Negersklaven geht immer wieder Gleichartiges vor sich: ein mehr oder wenig großer Kreis von Kulturgütern wird danach gewertet, ob er das gewünschte geschichtsbildende Ideal zu fördern geeignet ist, indem er die Menschen ihm entsprechend zu ergreifen und zu formen vermag.

So ist die Kulturbewertung nach der menschenformenden Wirkung ein Tummelplatz der verschiedensten Ideale und Wertmaßstäbe, die durchaus nicht lebensgerecht sein müssen. Die Beurteilung auch der menschenformenden Wirkungen der lebensfeindlichen Güter und Ideen ist aber Sache der Biologie, denn diese Wirkungen gehen nach Lebensgesetzen vor sich.

Die von den Grundideen Volk und Rasse beherrschte Kulturpolitik des neuen Deutschland macht von den vermuteten menschenformenden Wirkungen bestimmter Kultureinrichtungen schon vielfach Gebrauch. So wird das Bauerntum gefördert, weil man Menschen, die durch das Landleben in ihrem Charakter geformt sind, als unentbehrlich für die Erhaltung des Volkes erkannt hat.

Das Leben in kleinen Städten, die heute noch ein altdeutsches Gesicht aufweisen, formt voraussichtlich ebenfalls noch immer Hunderttausende von Deutschen in ganz bestimmter Weise. Heimatpflege und Volkskunde sind aus diesem Grunde nicht Angelegenheit der Wissenschaft und des Fremdenverkehrs allein, sondern eine Angelegenheit der Volkspolitik.

Das herbe männliche Zusammenleben in Ordensburgen wird von der NSDAP. wieder aufgegriffen, nicht aus romantischen Gefühlen heraus, sondern um der menschenformenden Gewalt dieser Lebensweise willen.

Sicher sind wir mit der Bewertung der menschenformenden Leistungen unserer eigenen Kultur (von derjenigen anderer Kulturen ganz zu schweigen!) nicht etwa im klaren und am Ende. Eben sind erst die Meinungen über die hierfür grundlegende Frage nach der Macht der Vererbung und dem Ausmaß der Erziehbarkeit (der Wachstumsformbarkeit) der Menschen einigermaßen geklärt. Fast alle eingehenderen Einzelstudien zu dieser praktisch so bedeutsamen Frage der Kulturbewertung sind aber erst in Angriff zu nehmen, bevor wir sagen können: wir wissen, was die Kulturgüter in den Seelen der Menschen ausrichten — und anrichten können.

d) Kulturbewertung nach der Vollkommenheit der Volksordnung

Wir sind nicht der Meinung, daß Kulturen von vorneherein durch irgendwelche rätselhaften Kräfte ein planmäßiges und stilhaftes Gefüge sind, haben aber umso eifriger die Momente aufgesucht, die dahin drängen, Plan und Stil in die Kultur hineinzubringen. Diese Momente wirken z. T. unbewußt und absichtslos, zum anderen Teil bestehen sie in Wünschen und Willenshandlungen.

Kulturen können darum auch danach bewertet werden, in welcher Vollkommenheit sie ein Plangefüge darstellen, d. h. wie weit alles Einzelgeschehen im Sinne des Ganzen zweckmäßig ist, und in welcher Vollkommenheit sie ein Stilgefüge darstellen, das von ausdrucksstarker Einheitlichkeit ist. Diese „quasitechnische“ und „quasiästhetische“ Beurteilung der Vollkommenheit einer Kultur ist aber nicht etwa von vorneherein auch lebensgerecht.

Man kann die „quasitechnische Zweckvollkommenheit“ der Ordnung einer Menschengemeinschaft nach den verschiedensten Leitideen beurteilen, die mit der Lebenssteigerung der beteiligten Menschen und Erbstämme wenig zu tun zu haben brauchen. Napoleon beurteilte die zweckmäßige Ordnung seiner Franzosen im Sinne seiner Erobererpläne, die Kirchen beurteilen sie im Sinne der Erfüllung der Gebote Gottes, die Industriekapitäne im Sinne ihrer Produktion und Renten.

Auch die Stilbewertung der Kulturen wird oft von recht lebensfremden Idealen getragen. Wir alle sind z. B. gelehrt worden, die Stilein-

heitlichkeit des gotischen Zeitalters ästhetisch zu bewundern und haben uns dabei benommen, als dürften wir von den Menschen des Mittelalters fordern, daß sie sich so verhalten, wie es nach Jahrhunderten gut und ausdrucksstark aussieht. Aber wir brauchen gar nicht auf die Gotik zurückzugreifen, um Beispiele für die Lebensfremdheit solcher quasiästhetischer Kulturbewertung zu zeigen: Die innere Haltung des Städters dem Bauern gegenüber ist bis in die unmittelbare Gegenwart voll von solcher falschen Romantik. Die Städter empfinden es als schmählich von den Bauern, daß sie nicht mehr ihre Volkstrachten tragen mögen, und daß sie überhaupt lieber städtisch leben mögen anstatt die ländlichen Idylle zu bevölkern, die sich der Städter zu seiner Sonntagserholung ausmalt.

So kann die „quasitechnische“ und „quasiästhetische“ Bewertung einer Kultur nach der Plan- und Stilordnung ebensogut lebensgerecht wie lebensfremd sein. Meint sie aber die Lebensförderung der beteiligten Menschen und Erbstämme schlechthin, dann handelt es sich um Vollkommenheit der Volksordnung. Denn Gemeinschaftsordnung, die das gesamte Dasein einer Bevölkerung betrifft, ist nichts anderes als Volksordnung.

Eine Bevölkerung, die eine totale (das ganze Dasein betreffende) Gemeinschaftsordnung entwickelt hat, ist nämlich ein Volk, soviel läßt sich auch ohne näheres Eingehen auf eine lebensgerechte Volkslehre hier sagen.

Völker haben nach unserer deutschen Auffassung die Würde vollumfassenden menschlichen Lebens. Leben ist Selbstverwirklichung und als solche „verpflichteter Selbstzweck“, darum kann nicht in der Erfüllung außerhalb liegender Zwecke und auch nicht in der Erfüllung ästhetischer Ansprüche der eigentliche Wert des Lebens gegeben sein, sondern nur in der „Selbsterfüllung“. (Man erlaube hier dieses Wort, obwohl es mehr auf Intuition als auf Definition begründet ist.)

Die „Selbsterfüllung“ eines Volkes ist aber ebenso wie die eines Einzelmenschen sowohl eine Frage des Plan- wie des Stilgefüges, eine Frage des zweckentsprechendsten Handelns wie des ausdrucksvollsten Wesens. Wir sprechen dann von einer geordneten Einzelpersönlichkeit, wenn der ganze Lebenslauf ein irgendwie einheitliches „architektonisches Gefüge“ zeigt. Im Begriffe architektonisch steckt schon wieder beides: die vollkommene Zweckerfüllung und die vollkommene Stilhaftigkeit des Baues. An beidem erkennt man den guten Baumeister!

Auch eine in lebensgerechtem Sinne vollkommene Volksordnung ist in beiden Hinsichten ein „architektonisches Gefüge“: Alles Einzeltun der Volksgenossen muß in ihr so geordnet sein, daß der Zweck Lebenserhaltung und Lebenssteigerung des Ganzen (und damit auch seiner Teile) bestmöglich erfüllt wird.

Das schließt in sich ein, daß sich die Vollkommenheit der Volksordnung gleichzeitig an der Erfüllung aller anderer Maßstäbe lebensgerechter Kulturbewertung erweisen muß. Eine ideal vollkommene Volksordnung müßte gleichzeitig in der Nutzung der vorhandenen Fähigkeiten, in der Befriedigung der gesunden Bedürfnisse, in der sinnvollen Menschenformung und in der Lebenserhaltung im Sinne der Rassenzucht das Bestmögliche leisten, so sagt es der Begriff der Vollkommenheit!

Damit das architektonische Gefüge der Volksordnung auch die tiefsten und geistigsten Bedürfnisse der Volksgenossen erfüllen kann, wird sie gleichzeitig eine eindrucksvolle Stilordnung des gesamten völkischen Daseins darstellen müssen. Alle Kulturgüter werden einander irgendwie ähnlich sein, werden zueinander passen und auf die gleiche umfassende völkische Wertordnung beziehbar sein müssen.

Während das Streben nach Lebenserhaltung und Lebenssteigerung allen Menschen gemeinsam ist, schwankt allerdings das Bedürfnis nach Stileinheitlichkeit des völkischen Daseins nach Wesensart und geistiger Zeitlage recht beträchtlich. Viele von den gegenwärtigen Deutschen empfinden einen besonders mächtigen Drang danach. Das liegt daran, daß die Deutschen seit jeher Formsucher waren, denen Stileinheitlichkeit zwar starkes Bedürfnis, aber nicht so selbstverständlich gegeben war wie anderen Völkern; und mehr vielleicht noch daran, daß wir in unserer gegenwärtigen kulturgeschichtlichen Lage eine neue seelische und geistige Einheit des Daseins besonders nötig haben, weil die meisten älteren Lebensordnungen durch die Entwickelung des 19. Jahrhunderts gesprengt worden sind. Andere Zeiten und andere Rassen und Völker können in dieser Hinsicht andere Bedürfnisse haben, können z. B. den Reiz farbenprächtiger und erregter Romantik und Unordnung suchen.

So ist die Forderung nach Stileinheit der Volksordnung nicht auf so unwandelbaren Bedürfnissen aller Menschen aufgebaut wie die Forderung nach möglichst vollkommener Planordnung im Sinne der Lebenserhaltung und Lebenssteigerung.

e) Kulturbewertung nach den rassenzüchtenden Wirkungen

Wir haben S. 35 erörtert, daß das Leben einerseits durch den Gemeinschaftszusammenhang, andererseits durch die Erbveranlagung über das einzelne Individuum hinausreicht. Die Rolle des „totalen Gemeinschaftszusammenhanges", der Volksordnung für die lebensgerechte Kulturbewertung haben wir soeben gewürdigt. Aber auch nach der Seite der Rasse und Erbveranlagung haben fast alle kulturellen Erscheinungen Auswirkungen, die über die Individuen überhaupt hinausführen.

Kulturgüter wirken auf die Gesamterhaltung der Rasse und auf den Bestand und die Zusammenfügung der Erbanlagen der Bevölkerung ein, wirken also siebend, paarungssiebend und auslesend. Für das Wesen dieser rassenbiologischen Vorgänge sei auf S. 20 ff. zurückverwiesen, Bei-

spiele für die rassenzüchtenden Wirkungen von Kulturgütern wurden S. 71 f. gebracht.

Die rassenbiologischen Folgen des Kulturverhaltens überschreiten allerdings den Gesichtskreis der betroffenen Individuen in der Regel besonders weit und wurden von der Kulturgeschichte bisher am wenigsten (d. h. fast gar nicht) beachtet.

Was bedeutet es wohl, wenn Referendare regelmäßig auch an kleinen Landgerichten Dienst tun müssen? — daß sie mit vermehrter Wahrscheinlichkeit sich mit ländlichen Mädchen verloben. Was bedeutet die Sitte, daß der Kapitän seit jeher als letzter von Bord des sinkenden Schiffes geht und daß Offiziere den Mannschaften voranzustürmen haben? — daß Führernaturen vermehrt ausgemerzt werden. Was bedeutet die Errichtung technischer Hochschulen? — daß technisch begabte junge Männer in den Heirats- und Züchtungskreis der Familien von Universitätsakademikern eingelassen werden. Was bedeutet das Frauenstudium? — Abhaltung von den eigentlich weiblichen Aufgaben, aber auch eine vermehrte Wahrscheinlichkeit für junge Akademiker, zu geistig bewährten Frauen zu kommen.

Diese Vorgänge der Siebung und Auslese gestalten sich ebenso verschiedenartig und bunt, wie menschliche Kulturen überhaupt verschiedenartig sind. Man lese darüber bei Lenz, bei Scheidt oder bei Mühlmann nach. Sie bestimmen den rassenerhaltenden und rassenbildenden, d. h. aber den endgültig lebensförderlichen Wert der Kulturgüter. Denn in der Rasse ist ja alle Möglichkeit des Lebens überhaupt beschlossen. In diesem Sinne ist dieser fünfte und letztgenannte Wertmaßstab der Gipfel und der Kern aller lebensgerechten Kulturbewertung. Ihm muß sich alles andere unterordnen. Was für die Rasse schlecht ist, das mag noch so vielen Fähigkeiten Gelegenheit geben, sich auszuwirken, mag noch so tiefe und große Bedürfnisse befriedigen und die Menschen im Sinne noch so hoher Ideale formen — ihm nachzugeben wäre Raubbau am Ewigen, das ein Volk in sich trägt, an seinen rassischen Anlagen. Auch eine lebensgerechte Volksordnung ist ihrem Begriffe nach nur dann vollkommen, wenn sie vor dem Richterstuhl der Rassengeschichte zu bestehen vermag.

4. Lebensgerechte Kulturbewertung und die Frage Rasse und Kultur

Was hat all das bisher Erörterte nun mit der wissenschaftlichen Entscheidung der Frage rassischer Kulturfähigkeit zu tun?

Denken wir zuerst an den Abschnitt über Wertfragen und Wissenschaft zurück! Wir fanden, daß Wertfragen auf drei Arten in der Wissenschaft behandelt werden. Die „Geisteswissenschaften“ gehen so vor, daß der Gelehrte die Gegenstände durchtränkt mit den unmittelbaren Gefühls- und Antriebswirkungen, die er an ihnen erlebt, bekennt und darstellt.

Wird die Frage Rasse und Kultur auf solche Weise angegangen, dann ist sie wahrhaftig „wissenschaftlich unentscheidbar". Denn das Bekennen allein hat noch auf keinem Gebiet wissenschaftliche Entscheidungen gebracht; wo verschiedene Rassen in Betracht kommen, stellt sich die Schiefheit dieses pseudowissenschaftlichen Verfahrens aber erst recht mit ganz besonderer Deutlichkeit heraus. Das hat folgenden Grund:

Wenn ein Geisteswissenschaftler z. B. vor Deutschen über deutsche Kunst spricht, dann darf er erwarten, daß sein persönliches Bekenntnis immerhin von den meisten seiner Hörer nachgefühlt werden kann und von ihnen daher fruchtbar gefunden wird. Er hat zwar vielleicht nicht Erkenntnis gegeben, aber er hat doch Wertvolles gegeben. Jeder von uns wird gerne hören, was ein Meister der Kunstbetrachtung, ein Wölfflin, ein Pinder, zu dieser und jener Kunstepoche meint.

Wenn aber nun der gleiche Geisteswissenschaftler vor Negern spräche? Dann werden auch die intelligentesten unter seinen Zuhörern sein Temperament nicht zusagend finden, werden seine Einfühlungsversuche nicht mitfühlen können und seine Begeisterungen werden ihnen vielleicht sogar lächerlich vorkommen. Wehe, wenn er aber gar sein Bekenntnis zur einzigartigen Größe der deutschen Kunst, das ihm vor deutschen Hörern den lebhaftesten Beifall sichert, vor den Negern wiederholt! Anstatt seinen Hörern zu schmeicheln, verletzt er damit ihre Eitelkeit und sie werden auf einmal finden, daß man die Dinge ja auch ganz anders sehen könne.

Wie nun gar wenn nicht von Kunst, sondern von Rasse selbst die Rede ist? Dann steht jedes überhaupt gefällte Werturteil mitten im Leben, jedes Urteil, das den einen schmeichelt, wird die anderen verletzen; was die einen gläubig, ja leichtgläubig hinnehmen, werden die anderen umso kritischer anfeinden. Handelt es sich dann um Erkenntnisse, dann müssen sie trotzdem über kurz oder lang anerkannt werden. Bekenntnissen aber können recht einfach entgegengesetzte Bekenntnisse entgegengestellt werden — der Knäuel der Probleme verwickelt sich dann immer weiter, die Frage Rasse und Kultur wird immer mehr „wissenschaftlich unentscheidbar".

Bekenntnis, Streit und Kampf wird es immer geben, und sie haben auch auf dem Gebiete der Rassenfrage ein gutes Lebensrecht. Wir alle sind uns aber darüber einig, daß auch wissenschaftlich Klarheit über diese Dinge für alle Beteiligten wünschenswert ist.

Es ist mit dem Selbstgefühl für die eigene Rasse ähnlich wie mit dem Selbstgefühl des Einzelmenschen. Der Einzelmensch soll sich seines Wertes sicher sein und darf vom eigenen Charakter auch eine eigene Auffassung haben, zumal er ihn ja in gewisser Weise besser kennt als irgend ein anderer Mensch. Aber auch der einzelne Mensch hat allen Grund, sich

der Richtigkeit seiner Selbsteinschätzung zu vergewissern, soweit das überhaupt möglich ist. Denn sonst wird er allenthalben im Leben anecken. Er wird seinen Mitmenschen zuwider sein und selbst ständig in Gefahr geraten, Schiffbruch zu erleiden. Auch das Selbstgefühl für den Wert der eigenen Rasse soll gesunderweise der natürliche Ausgangspunkt des Empfindens sein, an dem die wissenschaftliche Kritik einsetzt, soweit ihre Möglichkeiten reichen.

Darum erinnern wir uns, daß es außer dem „geisteswissenschaftlichen" Vorgehen noch zwei wirklich wissenschaftliche Brücken vom Werterlebnis zur Erkenntnis gibt. Davon wollen wir die zweite, die Werturteile, unter vorgegebenem Maßstab näher betrachten. Wenn wir beim Beispiel des Kunsthistorikers bleiben, so entfiele für die Neger der Grund, sich verletzt zu fühlen, sobald der Gelehrte die deutsche Kunst nicht aus eigenem Empfinden einmalig groß nennt, sondern anstelle dessen erklärt, daß sie deutschem Empfinden besonders gemäß sei, daß sie deutsche Menschen zu höchster Bewunderung und Beglückung führen könne. Denn diese Behauptung läßt einerseits den Negern das Recht auf eine ihrem eigenen Empfinden gemäße Kunst, und sie ist andererseits ein objektiv nachprüfbares Urteil. Es läßt sich in einer ganz reinlichen kulturkundlichen Untersuchung entscheiden, daß wirklich bei Deutschen Dürer und Rembrandt, bei Negern aber die Schnitzereien des Kongobeckens oder die Ornamente der Asande mehr Anklang finden. Der Gelehrte spricht nun nicht mehr seine Gefühle aus, sondern mißt den Wert der Kunst an den Reaktionen von Menschen verschiedener Rasse.

Auf solche Weise läßt sich jede Verschiedenwertigkeit als sachlich erforschbare Verschiedenheit, jede Ungleichwertigkeit als Ungleichheit darstellen. Bei solcher Vorgehensweise sind Rassenunterschiede der Kulturfähigkeit und der Kulturbedürfnisse sehr wohl wissenschaftlich entscheidbar.

Z. B. ist es die Feststellung eines Unterschiedes, wenn gesagt wird, daß der Malaie mehr Hang zum Lügen habe als der Inlandzwerg der malaiischen Halbinsel. Eine andere Sache ist es aber, wie sich dieser Unterschied im unmittelbaren Werterlebnis ausnimmt. Dem überzeugten Christen wird der Inlandzwerg durch diese Verhaltensneigung besonders sympathisch sein, der Malaie selbst aber bewundert den, der am geschicktesten lügen kann und lacht über den Dummkopf, der seine Gedanken und sein Wissen nicht zu verbergen weiß.

Das angeführte Beispiel entspricht der Meinung, daß alle Verschiedenwertigkeit der Rassen glatt aufgehe, wenn die Unterschiede auf den jeweiligen Wertmaßstab der betreffenden Rasse bezogen werden. Diese Meinung ist ein gutes Beruhigungsmittel für verletzte Rasseneitelkeit, aber sie trifft

nicht überall so gut zu wie im Falle der Malaien, die gleichzeitig mehr lügen und den Lügner mehr schätzen als andere Völker.

Es ist nur begrenzt richtig, daß jedes Volk und jede Rasse sein eigenes Wesen am höchsten wertet und in dieser Weise sicher in sich selbst ruht. Wie ist es denn bei Einzelmenschen? Da ist sich doch auch zwar wohl jeder selbst der nächste, aber durchaus nicht jeder selbst der höchste. Es gibt Einzelmenschen, die viel lieber wer anderer sein möchten als sie selbst, und es gibt auch ganze Völker und Rassen, die durchaus nicht gerade das am höchsten schätzen, was in sie selbst als Anlage hineingelegt ist.

Das gilt sogar für das körperliche Aussehen. In gewisser Hinsicht stimmt die Meinung über schön und häßlich bei vielen sehr verschieden gestalteten Menschenrassen doch ziemlich überein (Keiter und Heinen 1936). Die Frauen ganzer Negervölker möchten gerne heller aussehen, glatteres und längeres Haar haben als die Natur sie gebildet hat. Erst recht trifft es für viele Begabungen und Fähigkeiten zu, daß ganze Rassen am liebsten aus ihrer eigenen Haut heraus und in eine andere hineinschlüpfen möchten. Wenn der nordische Europäer der bessere Erfinder und der bessere Herrscher ist, so gibt es ohne Zweifel viele Völker und Rassen, die ihm diese Fähigkeiten neiden und am liebsten so wären wie er.

Wir haben hier auf die politischen und volkserzieherischen Folgerungen nicht einzugehen, die aus diesen Tatsachen zu ziehen sind. Man wird ganzen Völkern und Rassen, die sich in solcher Lage finden, wohl ebenso raten müssen, den Mut zu sich selbst zu finden, wie der gesunde Einzelmensch bei aller Einsicht in seine Schwächen sein eigenes Wesen bejahen muß. Wir heben hier nur hervor, daß eine ideale Harmonie auch zwischen ganzen Rassen und ihren Fähigkeiten und ihren Werten nicht immer besteht.

Wenn die Erkenntnis von Rassenunterschieden der Kulturfähigkeit auf eine wissenschaftliche Grundlage gestellt wird, so soll das daher nicht etwa heißen, daß der Stolz der einen oder die verletzte Eitelkeit der anderen Rasse durch die wissenschaftlichen Ergebnisse etwa notwendig aufgehoben würden. Auf welche Art die Rassen lernen sollen, der Wahrheit ins Auge zu schauen, das zu erörtern überschreitet die Aufgaben der Wissenschaft.

Und welche Bedeutung haben die Maßstäbe lebensgerechter Kulturbewertung für die Frage Rasse und Kultur? Sie sollen uns helfen, die Maßstäbe richtig auszuwählen, an denen Unterschiede der rassischen Kulturleistungen gemessen werden und sollen die lebensgerechte Bewertung der gefundenen Unterschiede ermöglichen.

Auf allen Gebieten des Forschens hängt es von unmittelbaren Werterlebnissen ab, um welche Dinge die Wissenschaft sich müht. Denn unter-

sucht wird natürlich immer nur das, was irgendwie wichtig scheint, das „Gefühl für das Wichtige“ ist aber unmittelbares Werterlebnis. Was dann die durch solche Antriebe geleistete Forschung ergibt, das muß für alle Menschen, die es überhaupt erfassen können, richtig sein — oder es ist noch nicht wissenschaftliche Erkenntnis. Das gilt für die Frage Rasse und Kultur noch ganz besonders, weil die Antworten, die hierauf gegeben werden, von vorneherein damit rechnen müssen, von Menschen ganz verschiedener Rasse und Veranlagung auf ihre Hieb- und Stichfestigkeit geprüft zu werden.

F. „Kulturbilanzen“ und ihre rassenbiologische Deutung

Nunmehr haben wir alle Voraussetzungen für die Erörterung zusammenbekommen, wie man aus der Kulturkenntnis auf die Kulturfähigkeit der Rassen schließen könne. Wir haben das Wesen der Kultur bei lebensgerechter Betrachtung, haben das Erfassen der lebendigen Beziehungen von Menschen zu ihrer Kultur, haben die Hauptformen des Ablaufes kulturellen Geschehens, die Hauptinhalte der Kultur und die Hauptmaßstäbe für lebensgerechte Kulturbewertung besprochen.

1. Was sind Kulturbilanzen?

Von „Kulturbilanzen“ wollen wir überall dort sprechen, wo ein kulturkundlicher Stoff so aufbereitet wird, daß man daraus volks- und rassenseelenkundliche Schlüsse ziehen kann. Was sollte die Kulturbilanz einer Bevölkerung alles enthalten? Angaben über alle Mensch-Kulturgutbeziehungen, die irgendwie für die betreffende Bevölkerung kennzeichnend sein könnten.

Wann ist eine Mensch-Kulturgutbeziehung kennzeichnend für eine Bevölkerung? Wenn sie statistisch in dieser Bevölkerung wesentlich häufiger oder seltener vorkommt als in anderen Bevölkerungen.

Wann ist eine solche Eigentümlichkeit einer Bevölkerung volks- und rassenkundlich bedeutsam? Wenn sie irgendwie auf Unterschiede der Wesensart und der Anlagen hindeutet. Auf einen kurzen Nenner gebracht kann man auch sagen: wenn sich besondere Fähigkeiten oder besondere Bedürfnisse darin aussprechen könnten.

Alles tätige Vollbringen fällt unter den Begriff der Fähigkeit, alle seelischen Antriebe dazu unter den des Bedürfnisses. Beides zusammen umfaßt die ganze seelische Veranlagung, die sich im kulturellen Gehaben äußern kann. Fähigkeiten sind die „Vollbringungswahrscheinlichkeiten“, Bedürfnisse die „Antriebswahrscheinlichkeiten“ im Verhalten der Menschen.

Kulturbilanzen im hier angedeuteten Sinne müßten ungeheuer weit und breit sein. Nur dem lieben Gott, der über alle Menschen wacht und richtet, sind sie voll erreichbar, dem menschlichen Forscher ist damit eine Aufgabe gestellt, die ihm nur als „unendliches Ziel“ vorschweben kann. Verwirklichen kann er nur das eine oder andere endliche Teil davon, für das seine Kräfte und seine Verfahren zureichen. Aber ist es mit irgendwelchem Ziel menschlicher Wissenschaft anders? Der Forscher arbeitet immer, unendliche Ziele vor Augen, an diesem oder jenem Stück und Teil, das darauf Bezug hat.

Was kann nun praktisch als solcher Ausschnitt aus der „unendlichen“ Kulturbilanz einer Bevölkerung vorkommen? Im Abschnitt über den „Menschen in seiner kulturellen Umwelt“ wurden Beispiele dafür gegeben, wie der Kulturbiologe sich die Kulturkunde einer Bevölkerung einrichten würde, auf welche Weise er dieser oder jener Mensch-Kulturgutbeziehung nachgehen würde.

Wir stehen aber vor der Tatsache, daß es erst ganz wenigen speziellen kulturbiologischen Stoff gibt, daß aber der Wissensstand der Gegenwart eine ungeheure Menge kulturkundlicher Tatsachen umfaßt, die *nicht vom Kulturbiologen selbst erarbeitet sind, auf deren lebenskundliche Auswertung aber unmöglich verzichtet werden kann.* Hieher gehört alles, was Historiker, Völkerkundler, Kunstwissenschaftler, Philosophen, Volkswirtschaftler usw. usw. je veröffentlicht haben. *Dies ist der Stoff, auf dessen möglichst lebensgerechter Deutung in diesem Werke die Kulturbilanz der Menschenrassen aufgebaut werden soll.*

Alle bisherigen Erörterungen über lebensgerechte Kulturkunde zeigen, warum und inwiefern die Ergebnisse der „geisteswissenschaftlichen“ Kulturkunde vom Kulturbiologen *nur behelfsmäßig verwendet werden können.* Wie das zu geschehen hat, werden wir im folgenden besprechen. Völkerkundlicher Stoff verhält sich in dieser Hinsicht anders als geschichtlicher, biographischer Stoff (Bevölkerungsbilanzen der „Großen Männer“!) anders als kunstwissenschaftlicher. Das Ziel bleibt aber immer das gleiche: *Es kommt darauf an, Eigenarten der Fähigkeiten und der Bedürfnisse bestimmter Bevölkerungen zu erkennen.*

2. Worin könnten Rassenunterschiede des Kulturverhaltens bestehen?

Eine theoretische Überlegung läßt der Rassenpsychologie sehr weite Möglichkeiten. Die menschlichen Rassen dürften sich zwar kaum in jenen Funktionen unterscheiden, welche in verschiedenen Tierarten oder sogar Tierklassen gleichartig ablaufen, sie könnten sich aber insbesondere in

allen den Zügen verschieden verhalten, in denen menschliche Individuen seelisch erbverschieden sind. Allerdings ist dabei kaum zu erwarten, daß sich ganze Rassen so sehr unterscheiden, wie die äußersten Ausprägungen individueller Möglichkeiten. Individuen können z. B. schwachsinnig oder genial sein. Eine so weite Spannweite der Befähigungsunterschiede trennt die menschlichen Rassen sicherlich nicht.

Welche Eigentümlichkeiten kommen also für rassenpsychologische Unterschiede etwa in Betracht? Man wird zunächst an die sogenannte „Begabung" denken. Spezialbegabungen, die innerhalb unseres eigenen Volkes als erbbedingt bekannt sind, könnten in den verschiedenen Rassen ungleich häufig vorkommen. Es könnte unter den natürlichen Rassen des Menschen Zeichnerrassen, tänzerische, musikalische, Grübler- und Bastlerrassen geben. Gewisse derartige Unterschiede sind heute schon gut bekannt. So sind wahrscheinlich alle Bevölkerungen der negerischen Großrasse ihrem musikalischen Begabungsstand nach in ganz bestimmter Weise von Europäern verschieden.

Noch naheliegender ist es, damit zu rechnen, daß sich solche Häufungen gewisser Begabungen nicht über ganze Großrassen hin erstrecken, sondern eher örtlich ziemlich begrenzt auftreten. Vielfach dürften örtliche Begabungshäufungen der Grund dafür sein, daß bei vielen Naturvölkern Künste und Handwerke wie Flechterei, Töpferei, Schmuckherstellung, Bootbau, Holzplastik jeweils in anderen darauf spezialisierten Dörfern betrieben werden.

Neben diesen speziellen Begabungen kommen Rassenunterschiede der allgemeinen Intelligenz sehr in Betracht und wurden im psychologischen Experiment nachgewiesen.

Die allgemeine Intelligenz nimmt ontogenetisch während des Heranwachsens des Kindes stark zu. Die Weite des geistigen Blickfeldes, die Fähigkeit zu Urteilen, die viele Einzelheiten umfassen, die Fähigkeit zur stetigen und sachlichen Verarbeitung des Erfahrungsmateriales vermehrt sich im Verlaufe der Entwickelung. Diese ontogenetische „Reifung des Geistes" ist so eindrucksvoll, daß die individuellen Unterschiede der Intelligenz immer gerne in Parallele zu ihr gesetzt wurden. Man berechnete auch für Erwachsene ein „Intelligenzalter", man bezeichnete die Schwachsinnsgrade, indem man die vorhandene Leistungsfähigkeit mit derjenigen eines durchschnittlichen Kindes von bestimmtem Alter verglich.

Der Gedanke, die individuellen Unterschiede der Menschen als unterschiedliche Grade der allgemeinen geistigen Reifung zu umschreiben, liegt auch deshalb nahe, weil es sich bei beiden Erscheinungen, bei der Reifung des Kindes wie bei der Verschiedenheit der Erwachsenen nicht allein um intellektuelle Fähigkeiten im Sinne des Auffassens, Denkens und Urteilens handelt. Sogenannte „Charaktereigenschaften" wie die Stetigkeit, die Überlegtheit und Gegliedertheit des Handelns, die Selbstbeherrschung und die Bewußtheit des Willens sind mit den intellektuellen Fähigkeiten im Lebenszusammenhang unabtrennbar verbunden.

Selbst wenn die Parallele nicht völlig zutrifft, ist es doch ein naheliegender und fruchtbarer Gedanke, daß sich Rassen und Völker so ähnlich unterscheiden wie Kinder und Erwachsene. Die völkerpsychologischen Erscheinungen drängten nicht ohne Grund diesen Vergleich den verschiedensten Beobachtern immer wieder auf. Wir können uns gerne von ihm führen lassen, wenn wir uns gegebenenorts seiner Grenzen erinnern.

Enge mit solchem ontogenetischen Vergleich hängt die Vermutung zusammen, daß die einzelnen menschlichen Rassen phylogenetisch (stammesgeschichtlich) verschiedene Stufen darstellen. Ein sehr ernst zu nehmender Vertreter der Ansicht, daß bei „Primitiven“ stammesgeschichtlich ältere Gehirnapparate stärker funktionieren als bei den Hochkulturvölkern ist z. B. E. Kretschmer, der berühmte Psychiater und medizinische Psychologe. Da das Gehirn ein stammesgeschichtlich ganz junges Organ ist, ist starke Rassendifferenzierung bei ihm von vornherein zu erwarten. Rassenanatomische Unterschiede des Gehirnes wurden auch tatsächlich gefunden, vor allem Unterschiede der allgemeinen Gehirngröße.

Die Kretschmerschen Auffassungen hängen wieder besonders enge mit der aus der Völkerkunde und Völkerpsychologie entstandenen Völkerpsychologie zusammen. Es ist aber noch heftig umstritten, wieweit der „Primitive“ überhaupt grundsätzlich anders fühlt und denkt als der Kulturmensch. Wieweit außerdem ein etwaiges anderes Denken des Primitiven erb- oder aber umweltbedingt sein mag, — das wurde schon deshalb nicht einmal gefragt, weil der „Evolutionismus“, dem diese Entwickelungspsychologie Steinthals, Wundts, Levy-Brühls, Danzels usw. vorwiegend zuzurechnen ist, diese der Kulturbiologie so grundlegende Fragestellung überhaupt kaum kennt.

Wichtige rassenpsychologische Anhaltspunkte liefert weiter bekanntlich die Lehre vom krankhaften Seelenleben, von den Habitustypen und von den Einsonderungsdrüsen.

Es ist ferner ganz besonders aufschlußreich, wenn man die Erfahrungen, die mit dem seelischen Unterschied von Mann und Weib gemacht wurden, auf die Fragen der Rassenseelenkunde überträgt.

Die Seelenverschiedenheit von Mann und Weib wurde lange Zeit sehr ungleich beurteilt. Die einen haben das Bestehen wesentlicher Unterschiede ebenso geleugnet wie das Bestehen von rassenseelischen Unterschieden. Andere sprachen im Gegensatz dazu geradezu vom „physiologischen Schwachsinn“ des Weibes und von seiner allgemeinen geistigen Minderwertigkeit. Beides ist offensichtlich gleich unrichtig. Die Unterrichtserfahrungen mit männlichen und weiblichen Schülern und die Ergebnisse der psychologischen Testprüfungen haben gezeigt, daß in intellektueller Hinsicht die Geschlechtsunterschiede verhältnismäßig gering sind, geringer als man vielfach dachte.

Trotzdem sind aber die Lebensleistungen der Geschlechter, angefangen bei ihren wissenschaftlichen Leistungen, zu allen Zeiten so wesentlich verschieden gewesen. Männer und Frauen unterscheiden sich eben trotz wesentlich gleicher „Intelligenz“ sicher sehr stark darin, welche Umweltreize sie wichtig nehmen, was sie zu interessieren und innerlich stark zu beschäftigen vermag. Die Antriebe, die Bedürfnisse und die Werterlebnisse sind sicher stark geschlechtsverschieden.

Ebenso müssen wir damit rechnen, daß gleiche Schulfähigkeit und gleiche Punktnummer im Testversuch noch sehr wenig darüber besagt, ob zwei Rassen sich in den Lebensleistungen, die aus natürlichen Antrieben, Interessen, Bedürfnissen und Wertungen entspringen, gleichen werden. Einen Maßstab dafür kann vielmehr erst die kulturbiologische Erforschung dieser Lebensleistungen selbst ergeben.

Sogar so grundlegende und an sich allgemeinmenschliche, ja allgemeintierische Triebe wie das Nahrungs- und das Geschlechtsbedürfnis sind fast sicher wesentlich rassenverschieden: z. B. läßt sich kaum bezweifeln, daß die Geschlechtskraft der Melanesier und der Tropenindianer gering ist im Vergleich zu der der Afrikaneger. Wie sehr das die Kultur dieser Rassen im Kerne beeinflussen muß, kann man sich leicht ausmalen.

Man sieht: Es ist nicht schwer, viele spezielle Unterschiede des Kulturverhaltens der Rassen theoretisch wahrscheinlich zu machen. Darüber sollen aber zwei ebenfalls theoretisch abzuleitende sehr allgemeine und grundlegende Einsichten nicht übersehen werden:

1. Die bunte Mannigfaltigkeit der Kulturunterschiede dürfte sich in der Hauptsache auf das dauernde Wirken verhältnismäßig weniger und wenig spezifischer Momente in der biologischen Beschaffenheit der kulturtragenden Menschen zurückführen lassen. Es ist im allgemeinen nicht damit zu rechnen, daß es für bestimmte Kulturerscheinungen ebenso spezielle Begabungen gibt. Es gibt z. B. kaum eine Anlage zur Demokratie, oder eine Klarinettenmusikalität oder dgl. m. Wir glauben ja heute auch nicht mehr mit Gall, daß es irgendwo im Kopfe einen „Sitz“ der Kindesliebe, der Uneigennützigkeit oder der Tapferkeit gäbe, sondern erklären solche an sich natürlich erbbedingte Verhaltensweisen durch das Zusammenwirken sehr viel einfacherer und allgemeinerer biologischer Fähigkeiten.

So wollen wir uns auch den Kulturlauf lieber unter dem Bilde eines komplizierten Zusammenspieles chemischer Reaktionen anschaulich vorstellen. Die rassenhaften Unterschiede der Kulturfähigkeit wirken diesem Gleichnis zufolge dann vielfach so

ähnlich wie beschleunigende oder aber hemmende Katalysatoren in der Chemie.

Auch die „Arteigenheit“ einer bestimmten Kulturform für eine bestimmte Rasse — um diesen heute viel benutzten Ausdruck einmal zu gebrauchen — besteht nicht in einem notwendigen Zusammensein dieser Rasse und Kultur, sondern darin, daß die Rasse die betreffende Kulturform überdurchschnittlich leicht und fest aufnimmt und unwahrscheinlich zähe an ihr festhält.

So ist das Nomadendasein den Zigeunern gewiß nicht in dem Sinne „arteigen“, daß sie überhaupt nicht anders zu leben vermöchten, wohl aber insoferne arteigen, als sie es aus rassischen Gründen viel schwerer aufgeben und viel leichter wieder aufnehmen als andere Bevölkerungen. Gelegentliches Gelingen der Ansiedlung beweist also nichts gegen die rassische Wanderneigung der Zigeuner. Man müßte, um das Bestehen einer solchen zu widerlegen, erst zeigen, daß sich die Zigeuner unter gleichen geschichtlichen Bedingungen ebenso leicht festsetzen wie andere Völker, oder zumindest, daß sie ein einmal Tradition gewordenes Bauerndasein ebenso festhalten wie andere Bauern.

2. Wir verbleiben in dem gebrauchten chemischen Bilde, wenn wir annehmen, daß die Rassenunterschiede der Kulturfähigkeit viel öfter nur graduelle Beschleunigung oder Verlangsamung bestimmter Kulturabläufe bedingen werden, als daß sie diese entweder einzig ermöglichen oder völlig unmöglich machen. Auch die körperlichen Rassenunterschiede sind in der Menschheit ja viel öfter relativ als absolut. (Es gibt z. B. langköpfige Europäer und Neger, nur sind sehr langköpfige Neger häufiger als sehr langköpfige Europäer.)

Wir werden sicher viel öfter mit verschiedenen Graden der Kulturfähigkeit oder Kulturneigung zu tun haben, als mit der absoluten Unfähigkeit einer Rasse zu einer bestimmten kulturellen Leistung.

3. Zwei Schritte der Deutung: Volkscharakter und Rasseneigenart

Wir haben Angaben über kulturelle Einzelheiten vor uns und wollen daraus auf seelische Rasseneigenarten schließen. Daß dazwischen ein weiter und dorniger Weg liegt, haben die bisherigen Erörterungen wohl schon gezeigt. So wird das Verständnis dafür wach geworden sein, daß es gut ist, sich die Aufgabe zu erleichtern, indem man die Deutung in zwei Schritte zerlegt.

Es gilt, zuerst einmal aus den Kultureinzelheiten die Volkseigenart, den Volkscharakter zu erschließen. Ist das erreicht, dann ist auf jeden Fall schon viel gewonnen, denn nicht nur die Rassenseelenkunde, auch die objektive Volkscharakterkunde liegt noch sehr im argen. Volkskundler und Völkerkundler haben zwar immer verkündet, daß ihre Tätigkeit dazu diene, den Volkscharakter, die Volksseele zu erkennen. Aber sie

haben sich im großen und ganzen mit dieser Verkündung einer seelenkundlichen Aufgabe begnügt, und sich den historischen und antiquarischen Aufgaben dann ganz vorwiegend hingegeben.

Exakte Kenntnis der Volkscharaktere ist eine der wichtigsten Vorstufen zur Rassenseelenkunde. Der zweite hier gemeinte Deutungsschritt besteht darin, daß Unterschiede der Volkscharaktere verschiedener Menschengruppen als erbbiologisch bedingt, mithin rassischer Natur nachgewiesen werden.

a) Kulturbilanz und Volkscharakter

Aufgabe einer wissenschaftlichen Volkscharakterkunde scheint dem Biologen die Aufdeckung von Häufigkeitsunterschieden bestimmter Wesensarten und Verhaltensweisen bei Menschen verschiedener Bevölkerungen zu sein. Denn wir wollen „Charakter" so verstehen, daß damit der Inbegriff der Verhaltenswahrscheinlichkeiten eines Menschen gemeint ist, abgesehen davon, wieweit Erbanlagen und Umweltkräfte sich darin aussprechen (vgl. Keiter 1936 und S. 31).

Wie kann man nun den völkerkundlich-kulturhistorischen Kulturschilderungen Hinweise auf den Volkscharakter entnehmen? Es handelt sich darum, Besonderheiten der Fähigkeiten und Bedürfnisse zu erkennen (vgl. S. 262); die historischen Einzeltatsachen müssen dazu in bestimmter Weise zusammengefaßt werden.

Wenn wir im II. und III. Band darangehen, je zwei Kulturen nach den kulturgeschichtlich-völkerkundlichen Berichten zu vergleichen, um Unterschiede des Volkscharakters und der Rasseneigenart zu erkennen, werden wir uns an das im folgenden wiedergegebene Untersuchungsschema halten, welches all das enthält, was nach den praktischen Erfahrungen Kulturberichten volkscharakterlich entnommen werden kann:

I. Allgemeine Voraussetzungen der beiden verglichenen Kulturen. Geographische Eigentümlichkeiten des Wohngebietes nach Landschaftsform und Raumlage. Bevölkerungszahlen im ganzen, Menschenzahlen der örtlich zusammenlebenden und der sich als völkisch-politische Einheiten fühlenden Gruppen. Häufigkeit und Art der Beziehungen zu den Nachbarn: also alle Momente der inneren und äußeren Beziehungsdichte (vgl. S. 275 f.).

II. Rassenbiologische Verhältnisse. Kennzeichnende Rassenmerkmale, Merkmale, die auf seelische Eigenarten hinweisen könnten wie Gehirngröße oder Habitustypus; innere und äußere Rassengeschichte, Siebung, Paarungssiebung, Auslese, Rassenmischung.

III. Absoluter Reichtum der Kultur. Zahl und Art der

wesentlich verschiedenen Kulturgüter (Elementenzahl vgl. S. 95). Menge der von den einzelnen Gütern vorhandenen Exemplare (Stückzahl).

Größerer Elementenreichtum weist bei sonst gleichen Bedingungen auf größeren seelischen Reichtum, größere Begabung und Schöpferkraft oder auf mannigfaltigere Wesensart der Menschen hin. Größere Stückzahlen sind zumindest ein Ergebnis größerer Arbeitsleistung und größeren materiellen Güterstrebens. Näheres über die Deutung der Befunde kann erst an den konkreten Fällen gezeigt werden!

IV. „Adoptionsdefizit“. Zahl und Art der von den Nachbarn her bekannten, aber nicht übernommenen Güter.

Das Adoptionsdefizit liefert besonders interessante und sichere Anhaltspunkte für völkische und rassische Eigentümlichkeiten. So muß man die Kulturarmut einer Rasse anders beurteilen, je nachdem ob ihre Nachbarn ebensowenig zeigen und zu geben haben, oder aber ob sie reich an Gütern und Werten sind. Im ersteren Falle kann man der zu begutachtenden Rasse nur nachsagen, daß sie nicht aus eigener Kraft höher gekommen ist. Im zweiten Falle aber hat sie kulturell nicht einmal das geleistet, was sie bequem haben konnte. Aus diesem Grunde ist z. B. die Kulturarmut der in äußerster Weltenferne lebenden australischen Eingeborenen ein weniger deutlicher Beweis für ihre geringere Kulturneigung als das fast unvorstellbar große Adoptionsdefizit der Rassenzwerge, die in der Regel unmittelbare Beziehungen zu Hochkulturvölkern haben und doch bei ärmlichster Lebenshaltung stehenbleiben.

V. Relativer Reichtum der beiden Kulturen. Besonders reichliche oder besonders knappe Besetzung einzelner Kulturseiten mit Kulturgütern im Vergleich zur Breite der Gesamtkultur.

Wenn wir in Europa in die Wohnung eines Don Juans, eines Prahlhanses, eines Briefmarkensammlers, eines Bücherliebhabers oder eines Gecken kommen, so kann es nicht ausbleiben, daß diese Eigenarten des Hausherren sich in den Gütern wiederspiegeln, die sich in der Wohnung finden. Freilich ist zu berücksichtigen, daß das Leben in seinen dinglichen Anpassungshilfen, den Kulturgütern, nicht unverzerrt wiederscheint. Es gibt heftige Bedürfnisse und hohe Leistungen, die wenig dinglichen Niederschlag finden und wenig wichtige Lebensseiten, die sich in viel Kleinkram äußern.

Auch besondere Neigungen ganzer Völker müssen sich ebenso darin erkennen lassen, daß die ihnen entsprechenden Güter reichlicher vertreten sind als dem gesamten Kulturreichtum nach zu erwarten wäre. So ist ein kriegerisches Volk, ein Volk, das auf Repräsentation hält, ein Volk mit Familiensinn und ein Volk mit Wettleidenschaften ohne Zweifel ebenfalls schon nach einem entsprechend geführten Kulturgüterkatalog aus den Verhältnissen des relativen Reichtums der Kulturseiten zu erkennen.

VI. Vollkommenheitsvergleich der beiden Kulturen. Kulturbewertung nach Vollkommenheit hat in diesem Zusammenhang ebenfalls nur den einen Sinn, Besonderheiten der Fähigkeiten und der Bedürfnisse nachweisbar zu machen. Auch kann es sich nur um wissenschaftlich entscheidbare Wertfragen handeln: also um „psychologisch relevante", seelenkundlich bedeutsame Bewertungen unter vorgegebenem Maßstab.

Es kommt da verschiedenerlei in Betracht; im folgenden werden nur einige Möglichkeiten genannt:

1. Vergleich des Gestaltungsgrades: Wie weiter oben besprochen (vgl. S. 63) sind alle Kulturgüter Gestaltungen, d. h. wirkungsvolle Ordnungen aus vielerlei Einzelheiten. Man kann also das Sozialleben ebensogut wie das technische Gerät, die Religionslehre ebensogut wie die Sprache der beiden Kulturen nach dem Gestaltungsgrad (nach Umfang, Differenzierung und Integrierung vgl. S. 182) vergleichen. Man tut dabei aber gut, die einander jeweils am besten entsprechenden Güter zu Paaren zusammenzustellen und für jedes einzelne dieser Paare anzugeben, welche Kultur das höher gestaltete Gut aufweist.

Es ist ohne Zweifel volkscharakterkundlich wichtig, ob bei solchem Paarvergleich immer dieselbe der beiden Kulturen überlegen erscheint, oder ob ungefähr ebensooft das Gut der einen wie das Gut der anderen höher gestaltet ist.

Zu sehr guten Ergebnissen führt ein solcher Vergleich der technischen Leistungen. Technisch vollkommener ist im allgemeinen dasjenige Gerät, das größer ist, das aus mannigfaltigeren Teilen besteht, die durch verschiedenartigere Gegenseitigkeitsbeziehungen verbunden sind und besser zusammenwirken. Technisch vollkommener von zwei im übrigen gleichen Gütern ist dasjenige, das leichter herzustellen und haltbarer ist. Im konkreten Nebeneinander zweier Gegenstände, welche dem gleichen Leistungszweck dienen wollen, fällt die Entscheidung, welcher davon vollkommener gestaltet ist, nach diesen einfachen Richtlinien in der Regel nicht schwer.

2. Vergleich der Umweltnutzung. Haben die beiden Kulturen die Möglichkeiten ihres Heimatraumes verschieden gut erkannt und ausgebeutet?

Z. B. sitzen viele Völker auf Metallerzen, aber nur einige davon wissen das Erz zu schmelzen, andere, wie die nordamerikanischen Indianer, können es nur kalt hämmern, dritte haben die in diesem Werkstoff liegenden Möglichkeiten überhaupt nicht entdeckt. Oder: Die Tropenindianer sind allen anderen Tropenvölkern in der virtuosen Ausnutzung des heimatlichen Schatzes an Reiz- und Giftpflanzen weit überlegen, was kaum Zufall ist.

3. Fall des Zusammentreffens. Wenn die Menschen der beiden verglichenen Kulturen einander naherücken würden, wo läge die häufigere Überlegenheit? Welche der beiden Kulturen hat mehr Güter, die stillschweigend als die begehrenswerteren gelten würden und dadurch

die innere Übermacht über die entsprechenden Güter der anderen Kultur gewönnen? Welche der beiden Menschengruppen würde in friedlichem Daseinskampf und welche würde im Kriege obsiegen?

4. Subjektive Vollkommenheitsmeinung und subjektives Vollkommenheitsdefizit. Man kann auch die Einstellung der kulturtragenden Menschen selbst als Maßstab nehmen und erforschen, wieweit nach ihrer Meinung ihre Kultur ihnen das gibt, was Kultur geben soll, nämlich das bestmöglichste und richtigste Leben. Auch die ins negative gewendete Frage nach den Unvollkommenheiten, die an der eigenen Kultur verspürt werden, ist fruchtbar und aufschlußreich.

VII. Ausdrucks- und Stilähnlichkeit der Güter. Weisen viele voneinander unabhängige Güter der gleichen Kultur Gemeinsamkeiten auf, die auf eine bestimmte allgemeine Vorziehensneigung der Menschen schließen lassen?

Z. B. ist in der einen Bevölkerung alles sauberer gehalten, farbiger, zierlicher, öfter geschnitzt, öfter dazu bestimmt, etwas herzuzeigen, weichlicher, schmäler, plumper, gerundeter u. dgl. m.?

VIII. Neuschöpfungsbilanz der Bevölkerungen. Entsprechend unserer allgemeinen Einstellung werden die neuartigen Leistungen auch im Kulturvergleich an den Schluß gestellt, weil sie nicht die Regel, sondern die Ausnahme unter den Kulturleistungen darstellen.

Die Erfinder der meisten Dinge werden unbekannt sein. Oft läßt sich aber doch wahrscheinlich machen, daß sie aus der Mitte der Bevölkerung stammten. Kulturbiologisch wesentlich sind häufig auch die kleineren und kleinsten schöpferischen Leistungen, die in der Ausgestaltung und Abwandlung vorgegebener Grundideen bestehen. Gerade daran wird die Begabung des Durchschnittes der Bevölkerung oft besonders gut sichtbar.

IX. Direkte Charakterangaben. Wir haben keinen Grund, die Verwertung der Angaben, welche die Forscher über ihre unmittelbaren Erfahrungen mit den Menschen der betreffenden Bevölkerung gemacht haben, zu vermeiden. Günstigenfalls können sich direkte Angaben und Schlußfolgerungen aus dem Kulturzustand gegenseitig stützen — sie können das beide gebrauchen; denn die direkten Angaben sind lebensnahe aber subjektiv, die Schlußfolgerungen aus dem Kulturzustand hingegen objektiv aber lebensferne.

Dies etwa sind die Wege, auf denen man den Schritt von der Kulturkenntnis zur Volkscharakterkenntnis machen kann. Leider mußten wir es uns hier versagen, das schematische Gerippe mit Beispielen zu beleben, es hieße das den speziellen Darstellungen zu sehr vorgreifen.

Das völkerkundliche Schrifttum bietet für Überlegungen und Beweisführungen nach solchen Leitgedanken sehr reiches Material dar, ein

Material, das zu bearbeiten ohne Zweifel zu den dringlichsten Aufgaben der Rassenseelenkunde gehört. Die Bearbeitung hat aber nur Sinn, wenn sie auswahlsfrei und erdumspannend vollständig zu sein strebt. Sie erfordert daher einerseits sehr spezielle Kenntnisse, sprengt aber andererseits den Rahmen jedes nur auf einen bestimmten Erdraum eingestellten völkerkundlichen Kennertums.

b) Volkscharakter und Rasseneigenart

Ist eine naturwissenschaftlich-sachliche Kenntnis der Verhaltenswahrscheinlichkeiten der untersuchten Bevölkerungen (ihres „Volkscharakters") erzielt, dann soll angegeben werden, was daran erbbedingt, also Rassenveranlagung ist. Wie weit handelt es sich um eher zeitfolgebedingte, um historisch zufällige Unterschiede? Wie weit ist der Volkscharakter Ausdruck der Wachstumsformung der Menschen und nicht Ausdruck bestimmter Erbveranlagung?

Hier liegen die schwierigsten Fragen der Rassenseelenkunde. Wir wollen Wege zu ihrer Überwindung versuchen, indem wir die hierzu nötigen Analysen den Grundsätzen der experimentellen Verfahren entsprechend einrichten. Wir betrachten, wie im folgenden gezeigt werden soll, die Kulturgeschichte der Menschheit damit gleichsam als ein Naturexperiment zur Rassenseelenkunde.

4. Kulturbilanzen als Naturexperimente zur Rassenseelenkunde

Das Studium der natürlichen Lebensleistungen außerhalb des Laboratoriums ist einer der wichtigsten Wege aller Psychologie, so auch der Rassenpsychologie. Wir haben das mehrfach hervorgehoben. Auf bestimmte Bevölkerungen bezogen ist ein solches Studium nichts anderes als eben Kulturbiologie.

Wenn wir aber in dieser Weise Kulturkunde als ungewolltes Naturexperiment der Rassenseelenkunde betreiben, dann unterliegt die Deutung von Kulturbilanzen auch den Grundsätzen aller experimentellen Verfahren.

Experimente dienen dazu, Antwort auf Fragen von der allgemeinsten Form: Was geschieht, wenn ... diese und jene Ereignisse zusammentreffen, zu geben. Wenn die Einzelereignisse, um die es sich handelt, genau bekannt sind, kann schon ein einziger Versuch häufig die gewünschte Antwort geben. Sind die Ereignisse aber verwickelt oder nur teilweise bekannt, dann muß man das Experiment oft und unter variierten, aber teilweise gleichen Bedingungen wiederholen, um die in Betracht kommenden Faktoren mit genügender Sicherheit herauslösen zu können. Auch auf diese Weise wird man oft nur eine gewisse Korrelation, nicht einen absoluten Zusammenhang der Erscheinungen aufzufinden vermögen (vgl. über die experimentelle Methode auch S. 13 f.).

Diesen allgemeinsten methodischen Grundlagen des Experimentes

wird auch Kulturkunde als Experiment zur Rassenseelenkunde zu entsprechen haben. Sie hat es immer mit sehr komplexen Erscheinungen zu tun und wird daher zumeist *viele ähnlich liegende, aber jeweils abgewandelte Fälle* heranziehen müssen, um Zusammenhänge von Kultur und Rasse zu erweisen. Wenn zwei Rassen in einem historisch einmaligen Zustand ungleich gut dastehen, können vielerlei Zufälligkeiten daran schuld sein. Wiederholt sich aber der Unterschied immer wieder, wenn man vielerlei Zustände der beiden Rassen vergleicht, dann wird das Mitwirken eines rassischen Momentes wahrscheinlich.

Außerdem müssen die herangezogenen „Vielfachfälle“ natürlich *historisch möglichst unabhängig voneinander sein*, damit Gleichläufigkeiten dem Rassenfaktor, nicht dem Faktor ähnlicher Traditionsgeformtheit zuzusprechen sind.

Sehr günstig liegen in dieser Hinsicht z. B. die Vorbedingungen bei einem Studium der kleinwüchsigen und zwerghaften Rassen. Es handelt sich dabei um Hunderte von kleinsten, historisch vorwiegend von einander unabhängigen Gemeinschaften, die in Afrika, Indien, Insulinde, Melanesien von einander ganz unabhängige Schicksale hatten. Sie haben überall andere rassen- und kulturverschiedene großwüchsige Völker zu Nachbarn. Unter solchen Verhältnissen müssen gemeinsame kulturelle Besonderheiten der Rassenzwerge, eingehende Kritik aller anderen Möglichkeiten vorausgesetzt, erbbiologisch begründet sein.

Man darf sich solche Herauslösung des Rassenfaktors natürlich keineswegs einfach vorstellen. Wir stehen damit vor einer Aufgabe, derjenigen eines Chemikers vergleichbar, der die Strukturen und Affinitäten einer komplizierten chemischen Verbindung zu untersuchen unternimmt. Viel vorsichtiges Experimentieren unter planmäßig abgewandelten Bedingungen, viel kritische Deutung der Befunde ist nötig. Aber gerade das Beispiel des Chemikers, der in der Regel über einer neuen Stoffzusammensetzung Jahre lang grübelt und experimentiert, kann uns zeigen, wieviel geistige Mühe an eine kompliziertere wissenschaftliche Frage gewandt werden muß, wenn sie eine verläßliche Beantwortung finden soll.

Jedenfalls sind die Aussichten für die wissenschaftliche Aufklärung der Rassenseelenkunde noch ungleich günstiger, als es die Aussichten für die Lösung vieler chemischer Probleme waren, die heute längst zum sicheren Bestand des Wissens und Könnens der Chemiker gehören.

Warum soll sich die Kulturkunde vom exakten Naturforscher beschämen lassen? Warum soll sie nicht selbst zur exakten Naturforschung werden, auch wenn es sich dabei um die natura humana, um die Menschennatur handelt?

Wir besprechen im folgenden eine Reihe von Überlegungen, die sich aus den Ansprüchen des experimentellen Verfahrens ergeben.

a) Kulturgleichheit und Kulturverschiedenheit

Man kann viel leichter aus der Gleichheit zweier Kulturzustände auf die Gleichheit der dahinterstehenden rassischen Fähigkeiten schließen, als aus der Ungleichheit zweier Kulturzustände die Ungleichheit der rassischen Fähigkeiten ablesen. Denn wenn man z. B. die Bevölkerungen beider Rassen große Städte gründen und bewohnen sieht, dann ist die Fähigkeit beider Rassen zu dieser Lebensform bewiesen. Lebt aber die eine Rasse in Dörfern, so beweist das noch lange nicht ihre Unfähigkeit zum Städtebau. Die Germanen hatten um Chr. Geb. nur Dörfer, die Römer große Städte. Heute aber sind die germanischen Städte größer und lebensvoller als die romanischen.

Bei jedem geschichtlich bezeugten Leistungsunterschied verbleibt eben die Frage: Ja könnte nicht unter anderen Umweltumständen der Unterschied verschwinden? Diesen Zweifel kann man erst dann allmählich immer weiter zurückdrängen, wenn man viele geschichtlich voneinander unabhängige Fälle gleichen Leistungsunterschiedes vorführen kann. Die negative Erkenntnis der Fähigkeiten und Bedürfnisse, in denen sich die verglichenen Rassen augenscheinlich *nicht* unterscheiden, *bringt auf jeden Fall wichtige Bereinigungen und Abgrenzungen des Arbeitsgebietes*. Nur muß man sich vor den Scheingleichheiten hüten, die man aus völkerkundlichen und kulturhistorischen Schilderungen allzuleicht herauslesen kann. Bevor der Kulturbiologe von gleichen Kulturzuständen spricht, müssen die Erscheinungen auf die zugehörigen Menschen zurückgeführt sein. Es werden die Verhältnisse der Siebung und Paarungssiebung zu berücksichtigen sein, und wird man zu schätzen haben, ob in beiden Rassen etwa gleich viel Prozent der Gesamtbevölkerung lebendige Träger der Kulturgüter sind (vgl. den Abschnitt Rassenbiologie).

Eine wichtige negative Erkenntnis der hier gemeinten Art ist etwa, daß es in der Menschheit keine halbtierischen Rassen gibt, sondern die Kluft zwischen Mensch und Tier trotz aller Verwandtschaft völlig scharf ist. Keiner menschlichen Bevölkerung fehlt Gerätekultur und Sprache. Gemeinschaftsleben, verbindliche Sitten und Kunstäußerungen sind zumindest in der lebenden Menschheit bei allen Rassen zu finden, ebenso Äußerungen religiösen Erlebens. Logische Leistungen sind *alle* Kulturgüter, die Sprache so gut wie das Gerät; denn sie müssen der „Seinsgesetzlichkeit“ entsprechen, um wirken zu können (vgl. S. 136). Wieweit freilich das bewußte logische Denken reicht, ist eine andere Frage. Alle Völker haben Anfänge einer Zahlenreihe. Das ist auch nicht weiter verwunderlich, da ihre Sprachen ja viel schwierigere geistige Leistungen beinhalten als das Herausheben der so anschaulichen Mengenqualität.

Eine wichtige negative Erkenntnis ist es auch, daß die Unterschiede der Schulfähigkeit der Rassen vielfach geringer sind, als man nach den angetroffenen geschichtlichen Kulturen dieser Rassen hätte erwarten können.

Die Sinnesempfindlichkeit der Menschenrassen ist nicht sehr verschieden.

wohl aber die Schmerzempfindlichkeit (Rivers, Thurnwald). Es ist kaum ein Zufall, daß gerade Völker mit besonders „barbarischen“ Sitten (Subincision, Kannibalismus, Schmucknarben, Trepanation usw.) auch im Experiment schmerzunempfindlicher sind.

b) Kulturvergleich unter teilgleichen Bedingungen

Im Wesen des Experimentes liegt der vielfache Vergleich unter möglichst ähnlichen Bedingungen. Im Idealfall sollten sich die beiden verglichenen Zustände sogar nur in einem einzigen Merkmal unterscheiden.

Das ist bei Kulturvergleichen natürlich unmöglich, obwohl es ebenso wünschenswert wäre, wie bei irgendwelchen anderen naturwissenschaftlichen Fragestellungen. Immerhin ist es „fair“, wenigstens grobe Ungleichheiten der Gesamtlage auszugleichen. Man wird darum vor allem jene Kulturen verschiedener Rassen miteinander vergleichen, die unter ähnlichen allgemeinen Voraussetzungen entstanden sind.

So mag man etwa alle Tropenkulturen oder sonst alle Kulturen in gleichem Klimagürtel, alle Kulturen in gleicher Landschaftsform (Gebirge, Flachland, Kümmergebiete, Stromtäler u. dgl. m.) vergleichen. Der II. Band dieses Werkes wird von diesem Gesichtspunkt reichlichen Gebrauch machen.

Ebenso wichtig ist es auch, vorzugsweise Kulturen zu vergleichen, die hinsichtlich ihrer Menschenumwelt ähnlich gestellt sind. Es handelt sich dabei vor allem um die „innere und äußere Beziehungsdichte“.

Die Bedeutung der äußeren Beziehungsdichte erhellt daraus, daß fast alle Kulturen, die es auf Erden gibt, viel mehr von außen übernommene als in den eigenen Reihen erfundene Kulturgüter besitzen. Es liegt daher nahe, anzunehmen, daß Kulturen von vornherein um so reichhaltiger sein können, je öfter und nachhaltiger Anregungen von außen auf sie einwirken, je dichter also die äußeren Beziehungen sind.

So sind z. B. in Nordostperu nicht durch Zufall die am stärksten zivilisierten Stämme der Aguano und Chebero gerade im Zentrum des Gebietes gelegen, wo sich die aus verschiedenen Richtungen kommenden Zivilisierungsströme mit der größten Wahrscheinlichkeit überschneiden. Daß diese beiden Stämme allerdings auch von sich aus besonders zivilisierungsfreudig waren, das zeigt sich daran, daß manche ihrer ähnlich gelegenen Nachbarn viel weniger europäisches Gut aufgenommen haben.

In Europa ist den nördlichen Randvölkern durch ihre geographische Lage ihre welthistorische Rolle sehr erschwert worden. Während z. B. in Italien die Anregungen aus dem Norden, Süden, Osten und Westen fast gleichmäßig dicht und zahlreich kommen konnten und gekommen sind, fielen in Skandinavien in dieser Hinsicht der Norden ganz und der Osten und Westen zum großen Teile aus. Das setzt den wahrscheinlichen äußeren Beziehungsreichtum der skandinavischen Völker von vorneherein auf ein Drittel bis ein Viertel herab und läßt ihre glänzenden Kulturleistungen in um so hellerem Lichte erscheinen.

Nicht zuletzt infolge seiner geographischen Mittellage hat das deutsche Volk von allen europäischen Großvölkern die reichhaltigste Kultur, aus dem gleichen Grunde ist es allerdings — ebenso wie Italien — so oft von Zerfall und Uneinigkeit bedroht gewesen. Der zu manchen Zeiten den Norden weit übertreffende Kulturreichtum des deutschen Südens ist ebenfalls zum Teil ein Ergebnis der stärkeren äußeren Beziehungsdichte.

Von nicht geringerer Bedeutung für Reichtum und Armut von Kulturen ist aber auch der Verbundenheitsgrad der Menschen innerhalb des Volkes und innerhalb der Rasse — die innere Beziehungsdichte. Die Gemeinschaftsform hat kulturbiologisch dreierlei Bedeutung: Sie ist erstens selbst eine wichtige Leistung, an der sich die Befähigung der Rasse bewährt. Sie befruchtet zweitens die Schaffenskraft, denn von der Gemeinschaftsform hängt es ab, wieviel Anregungen ein Mensch bekommt. Von der Gemeinschaftsform hängt es aber drittens auch in großem Umfange ab, ob das einmal Geschaffene sich durchsetzt, bekannt wird und Bestand hat. Bei der inneren Beziehungsdichte als Bedingung für den Ablauf der Kultur handelt es sich um die zweite und dritte der genannten Bedeutungen. Wenn man die Scheite eines Feuerbrandes nur etwas näher zusammenrückt, dann lodert die Flamme doppelt so hoch auf, zieht man sie nur etwas auseinander, dann erlischt der Brand. Ähnlich ist es mit der Anregung, mit dem Fortwirken und mit dem Erlöschen kultureller Leistungen. Die innere Beziehungsdichte wirkt sich hierauf entscheidend aus.

In primitiven Kulturen hängen zumeist nur wenige Menschen als Gemeinschaft zusammen. Wenn diesen auch ebensoviele neue Gedanken kämen wie einer Hochkulturbevölkerung, so würden diese Gedanken doch viel öfter wieder vergessen und die Erfinder würden viel seltener genügend Anhänger finden, um den Bestand ihres Werkes zu sichern. Zusammenhängende Entwickelungsketten und Leistungsfortschritte sind dadurch sehr erschwert.

Es sollten daher „fairer“weise Naturvölkerkulturen nur unter sich oder mit einzelnen Ausschnitten aus dem Hochkulturleben, die ihnen in den Verhältnissen des inneren Beziehungsreichtums ähnlich sind, verglichen werden. Z. B. kann man europäisches Bauernleben neben die tropischen Bodenbaukulturen stellen, um so Dorfkultur mit Dorfkultur zu vergleichen. Den europäischen Städten kann man die Städte Indiens, des Sudans oder Mittelamerikas gegenüberstellen usw. usw.

Wir werden bei unseren kulturbiologischen Vergleichen die hier genannten allgemeinen landschaftlichen und gesellschaftlichen Bedingungen der Kultur immer möglichst vorsichtig und eingehend gegeneinander abwägen.

c) Wie gewinnt man voneinander unabhängige Vielfachfälle?

Da das kulturelle Geschehen in vieler Hinsicht vom „Zufall“ abhängt, kann man aus Einzelerfahrungen wenig ableiten. Wenn man unter-

schiedliches rassisches Kulturverhalten für erwiesen ansehen soll, müssen entsprechende Bevölkerungen in vielen historisch voneinander unabhängigen Fällen immer wieder einen ähnlichen Unterschied aufweisen.

Nun hängen aber die kulturellen Erscheinungen vielfältig untereinander zusammen, wie wir das im Abschnitt „Gefüge, Plan und Stil in der Kultur" zu zergliedern suchten; darum kann die Gewinnung solcher unabhängiger Vielfachfälle keine leichte Aufgabe sein.

Man kann das Kulturverhalten der Individuen studieren, dann erhält man ohne weiteres sehr weitgehende Vielfacherfahrungen. Doch ist das natürlich nur bei kulturbiologisch vollständiger Kulturkunde möglich.

Wenn man völkerkundlich-kulturhistorische Quellen ausnutzen will, wenn man also das Kulturverhalten der Individuen in der Regel n i c h t kennt, verbleiben, soweit ich sehe, d r e i W e g e: Man kann die Leistungen v e r s c h i e d e n e r Z e i t e n der gleichen Rasse, die Leistungen v e r s c h i e d e n e r ö r t l i c h e r G r u p p e n und die Leistungen großenteils v o n e i n a n d e r u n a b h ä n g i g e r K u l t u r s e i t e n heranziehen.

Bei allen drei Verfahren muß man leider damit rechnen, daß die verglichenen Fälle historisch doch nicht ganz unabhängig voneinander sind, und daß die Erbbeschaffenheit der Menschen, um die es sich handelt, nicht ohne weiteres als gleichbleibend unterstellt werden darf.

Historisch unabhängig voneinander sind vor allem spezielle Einzelkulturgüter, zu diesem Ergebnis sind wir in dem eben erwähnten Abschnitt über Zusammenhang, Plan und Stil in der Kultur gekommen. So bietet auch das Verhalten der Einzelkulturgüter am ehesten die Möglichkeit, zu historisch voneinander unabhängigen Vielfachfällen zu kommen. Diese Verfahrensforderung wird leider dadurch durchkreuzt, daß in der Regel das Kulturverhalten seelenkundlich um so aufschlußreicher wird, je allgemeiner man die Einzelerscheinungen zusammenzufassen versteht; z. B. ist die Anschaffung einer bestimmten e i n z e l n e n Maschine für einen Bauern seelenkundlich weniger aufschlußreich als die Erfahrung, daß er i n d e r R e g e l besonders zum Ankauf neuer Maschinen neigt. Gleichzeitig ist aber der Ankauf einer Kartoffelrodemaschine viel unabhängiger vom Ankauf einer Melkmaschine, als die allgemeine Tatsache, daß der Bauer seinen Kartoffelbetrieb möglichst modern zu gestalten sucht, von der anderen allgemeinen Tatsache, daß er auch seinen Stall aufs bestmögliche ausstattet.

Es gilt also einen Mittelweg zu finden und Kulturerscheinungen heranzuziehen, die gleichzeitig seelenkundlich aufschlußreich und so speziell sind, daß sie den größeren Teil ihrer Voraussetzungen nicht gemeinsam haben.

α) L e i s t u n g e n v e r s c h i e d e n e r Z e i t e n. Der Vergleich verschiedener Geschichtsabschnitte und Geschlechterfolgen des gleichen Vol-

kes gewährt Hinweise darauf, wie stark sich der Kulturzustand trotz ungefähr gleicher erbbiologischer Grundlage ändern kann.

Dieser methodische Grundgedanke hat in gewisser Weise Ähnlichkeit mit dem der erbbiologischen Zwillingsforschung, welche untersucht, wie verschieden zwei erbgleiche Menschen durch die äußeren Lebensumstände werden können. Der Vergleich verschiedener Kulturzustände der gleichen Rasse erfaßt ebenso die Abänderbarkeit durch äußere Momente.

Allerdings muß man dabei auch immer daran denken, wie rasch sich durch Paarungssiebung und Auslese die Erbbeschaffenheit auch scheinbar gleichbleibender Bevölkerungen ändern kann (vgl. S. 20 f.). Nur für Leistungsunterschiede, die so rasch nacheinander auftreten, daß das Tempo rassischer Umzüchtung von ihnen sicher überholt wird, läßt sich sicher annehmen, daß sie nicht Folgen von Änderungen der erbbiologischen Grundlage sind.

So hatte z. B. der moderne Geburtenrückgang ein so rasendes Tempo und betraf so breite Bevölkerungsmassen, daß er unmöglich auf Umzüchtung der rassischen Fortpflanzungsfähigkeit der betroffenen Bevölkerungen beruhen kann. Diese Überlegung ist eine der stärksten Stützen der Ansicht, daß die Verminderung der Nachkommenzahl im Abendland nicht erbbedingt, sondern eine Auswirkung unglücklicher kultureller Umweltverhältnisse ist.

Wenn man behaupten will, daß sich ein Kulturwandel trotz gleicher rassischer Grundlagen vollzogen hat, muß man sich sehr genau überlegen, ob wirklich die gleiche Menschengruppe innerhalb des Volkes der eigentliche Träger der verschiedenen Kulturzustände ist.

So hat die „Unberechenbarkeit" Deutschlands die Welt erschreckt. Aus dem Volk der Dichter und Denker wurde ein Volk von Kaufleuten und Fabrikanten, das Volk jämmerlicher Zerspaltenheit und organisatorischer Unfähigkeit wurde das einigste Volk und unbestrittener Meister der Kunst, zu organisieren. Zeigt das die Bedeutungslosigkeit der erbbiologischen Grundlagen für den Kulturzustand? Nein, denn wenn man genauer zusieht, waren ja jeweils andere Menschengruppen aus der ungeheuren Masse des deutschen Volkes die hauptsächlichen Führer und Träger dieser so verschiedenen Zustände. Friedrich Schiller wäre trotzdem nicht Hosenknopffabrikant geworden, wenn er um 1870 gelebt hätte, nur waren die Hosenknopffabrikanten nach 1870 in einem Maße zur kulturbestimmenden Schicht geworden, das sie sich um 1780 nicht hätten träumen lassen.

Vergleiche der Leistungen verschiedener Zeitalter des gleichen Volkes dürfen also nicht an der Oberfläche hängen bleiben, sondern setzen selbstverständlich genaue kulturbiologische Kenntnis der Zustände, um die es sich handelt, voraus. Es ist nur natürlich, daß dabei um so mehr Möglichkeiten zu berücksichtigen sind, je komplizierter das Wirkungsgefüge der Kultur ist. Wenn man z. B. die Leistungen verschiedener Generationen des gleichen Indianerdorfes vergleicht, dann ist man natürlich viel sicherer, wirklich die Leistungen erbbiologisch gleichartiger Menschen vor sich zu haben, als wenn man sich an Deutungen am Volkskörper der modernen Riesenvölker europäider Rasse heranwagt.

Es ist aber oberstes Gebot aller kulturbiologischen Arbeit, daß die Leistungen den Menschen zugerechnet werden müssen, denen sie wirklich zugehören.

Ist nun die Leistung rassisch gleicher Menschengruppen in verschiedenen Geschlechterfolgen immer wieder in derselben Richtung anders, als die einer anderen Menschenrasse, so ist das ein deutlicher Hinweis auf Rassenbedingtheit dieses Kulturunterschiedes. So haben alle europäiden Menschen der letzten Jahrtausende in so umfangreichen Kulturformen gelebt, wie allein die kulturhöchsten unter den Naturvölkern sie gelegentlich auch aufweisen (z. B. Polynesier, Indianer). Das kann kaum historischer Zufall sein; denn zerfallen und vergehen kann eine hochgestaltete Kultur ohne Zweifel rehr rasch. Wenn sie über fünfzig Geschlechterfolgen bestehen bleibt, so ist das doch ein sehr deutlicher Hinweis auf eine entsprechende Rassenbegabung! Es darf nicht vergessen werden, daß auch jene Epochen, die wir mit unseren europäischen Augen als Verfallszeiten bezeichnen, an Größe und Umfang der Organisation alles das, was Naturvölker zustandegebracht haben, noch immer um das Vielfache übertreffen.

Auch mehr ins einzelne hinein kann man Stetigkeit der Begabung der europäischen Menschen nachweisen. Z. B. fühlen wir Heutigen uns ganz besonders als das technische Zeitalter und glauben, daß sich in dieser Hinsicht Europa seit 1800 grundsätzlich von den früheren Zeiten des Abendlandes unterscheidet.

Die folgenden Zahlen geben an, wie weit die von Feldhaus in seinem Lexikon der Technik (1914) genannten Erfindungen zeitlich zurückreichen, d. h. wann sie das erste Mal quellenmäßig bekannt werden. Ich habe für dieses Beispiel nur einen Buchstaben zufällig herausgegriffen, nämlich die mit F beginnenden Erfindungen:

Vorzeit	18
Antike	16
500—1000	4
1000—1200	4
1200—1400	10
1400—1600	13
1600—1800	18
1800—1914	15

Aus der Zeit seit 1800 stammen also nur 15%, allein aus Vorzeit und Antike hingegen 34% der unter F genannten Erfindungen!

Diese wenigen Zahlen genügen wohl, um zu zeigen, daß Europa nicht etwa erst in den letzten Menschenaltern aus dem Nichts zum technischen Erdteil wurde. Wenn die Angaben für die neueste Zeit an Zahl ansteigen, darf man auch nicht vergessen, daß die europäische Volkszahl sich im ganzen mehr als verdoppelte, und daß für ältere Zeiten die

Berichte viel unvollständiger sind. Europas Menschen haben also seit jeher besonderes technisches Talent bewiesen.

Diese Beispiele zeigen wohl genügend deutlich, wie man durch den Vergleich der Leistungen verschiedener Geschlechterfolgen Vermutungen über das Vorliegen einer bestimmten Rassenbegabung prüfen und stützen kann.

β) Leistungen verschiedener örtlicher Gruppen. Viele voneinander unabhängige Menschengruppen ähnlichen Volkstumes, gleicher Sprache und ähnlicher Rasse findet man insbesondere bei Naturvölkern, die keine größeren politischen Gebilde entwickelt haben. Bei solchen Völkchen reicht die politische Willensgemeinschaft oft nicht über die kleine Anzahl örtlich zusammenlebender Menschengruppen hinaus. Wenn viele solche Gruppen sich kulturell ähnlich verhalten, kann diese Gleichläufigkeit nicht durch historische Mächte wie Regierung und Kirche erzwungen sein, sondern entspricht entweder der Ähnlichkeit der allgemeinen landschaftlichen Bedingungen, oder der Ähnlichkeit der allgemeinen Kulturgeschichte oder der Wesensähnlichkeit der Menschen.

So ist z. B. der ganze Urwald Südamerikas von solchen kleinsten, voneinander unabhängigen Menschengrüppchen erfüllt. Wir haben schon zergliedert, wie tiefgreifend verschieden trotzdem die Kulturen sind (vgl. S. 200 f.). Ebenso verschieden ist der Volkscharakter. Es gibt kulturstumpfe Stämme, verbissen kulturfeindliche und mehr oder weniger kulturfreundliche Stämme. Angesichts der Ähnlichkeit der allgemeinsten landschaftlichen und kulturgeschichtlichen Bedingungen des Waldindianerlebens ist ein solches ungleiches Kulturverhalten wahrscheinlich erbbiologisch mitbedingt.

Aber auch die vielen tausend Dörfer oder Städte der gleichen Hochkultur bedeuten trotz gleicher Herrschaft und vieler gemeinsamer Vorbedingungen doch in gewisser Hinsicht voneinander unabhängige Vielfachfälle, denen eine entsprechende zählende Bearbeitung wichtige kulturbiologische Erkenntnisse entnehmen kann.

Hieher gehört es, wenn die Maschinisierung in verschiedenen Landgebieten des Deutschen Reiches typisch verschieden verläuft, obwohl im großen und ganzen jedes einzelne Dorf für sich allein auf diese neue Kulturanforderung reagiert.

Ein neuer Film hat in der Regel in verschiedenen Städten eines Landes entweder gleichmäßig Erfolg oder gleichmäßig Mißerfolg, obwohl die Kinobesucher verschiedener Städte großenteils voneinander unabhängig davon schwärmen oder ihn langweilig finden. Bleibt der Erfolg in einem ganzen Lande über oder unter dem Durchschnitt des Erfolges in einem anderen Lande, dann ist das in der Regel ein Hinweis auf Unterschiede der biologischen Beschaffenheit der Bevölkerungen, die im Volkscharakter oder in der Rasseneigenart begründet sein mögen.

Mit den wenigen genannten Beispielen sind der biologischen Kulturforschung weite Gebiete angedeutet. Die hiermit gegebenen Anhaltspunkte für seelische Rassenverschiedenheit sind für die Naturvölker noch nicht zusammengestellt worden — der zweite Teil vorliegenden Werkes betrachtet es als eine seiner wichtigsten Aufgaben, das nachzuholen. Erst recht wissen wir aber über die hierhergehörigen Erscheinungen unseres eigenen Lebensumkreises wenig Bescheid, weniger vielleicht als bei manchen Naturvölkern. Das kommt davon, daß wohl gewisse Grenzgebiete der Kulturwissenschaft sich zählender Verfahren heute schon bedienen, wie z. B. die Volkswirtschaftslehre, daß aber die Kulturkunde selbst, wie mehrfach erwähnt, heute noch als Kennerschaft, Deutung und Dichtung betrieben wird.

γ) Vergleich verschiedener Kulturseiten. Die dritte Möglichkeit zur Gewinnung voneinander unabhängiger Fälle der Auseinandersetzung zwischen Rasse und Kultur besteht im Vergleich verschiedener Kultureigentümlichkeiten der gleichen Bevölkerung, die sich gegenseitig wenig beeinflussen.

Wieder muß man allerdings bedenken, daß innerhalb der Kultur die verschiedenen Güter durchaus nicht immer auch den gleichen Menschen zugehören. Die Musikinstrumente gehen gewöhnlich auf erblich anders beschaffene Menschen zurück als der Landbau, die Kriegswaffen auf andere als das Medizinwesen. Der Grundsatz der Zurechnung der Leistungen zu den zugehörigen Menschen darf aber auch hier natürlich nicht durchbrochen werden.

Wir haben schon gesagt, daß die Kulturelemente in der Regel um so unabhängiger voneinander sind, je spezieller sie sind. Allgemeine Eigentümlichkeiten einer Kultur können eine vielfache Auswirkung auf verschiedene ihrer Elemente ausüben. Besonders einschneidende Bedeutung für die Frage Rasse und Kultur haben zwei solche allgemeine Eigentümlichkeiten: die sogen. „Denkweise“ und der Entwicklungsgrad verschiedener Kulturseiten im Sinne der „Differenzierung“ und „Integrierung“. Es ist hier der Ort, beides in seiner Bedeutung zu umreißen.

Die evolutionistische Völkerpsychologie läßt die Völker bzw. ihre Menschen durch bestimmte „Stufen der Denkweise“ hindurchgehen, so wie ein Kind durch verschiedene geistige Zustände hindurchreift. Der Weg der Völker soll vom prälogischen zum logischen Denken, von der unkritischen Magie zur kritischen Wissenschaft, von der voreiligen Eindrucksbestimmtheit zur sachgerechten Korrelation der Einzelfälle führen.

Beim Kinde sind die gleichartigen Stufen biologisch bedingt und von außen her kaum zu beeinflussen. Auch die Denkweise der Erwachsenen ist, will es uns scheinen, weniger ein Ausdruck ihrer Schulung als ihrer

Wesensart, zumindest wenn man gewisse angelernte Verhaltensweisen, die eine äußere Tünche bilden mögen, abrechnet.

So kann der Analogieschluß gewagt werden, daß ähnliche „Stufenunterschiede" zwischen den Völkern mit Wahrscheinlichkeit ebenfalls erbbedingt, also rassischer Natur sind. Damit wäre das ganze Feld der Vielfachauswirkungen der allgemeinen Denkform als rassenbestimmt erwiesen.

Es gibt aber noch zwei andere Möglichkeiten. Die so einschneidenden „Stufenunterschiede des Denkens" zwischen den Völkern könnten großenteils durch angelernte äußere Tünche vorgetäuscht sein. Vielleicht denkt die Mehrzahl der javanischen Bauern gar nicht so sehr anders als etwa die Mehrzahl der italienischen Bauern. Vielleicht sind die Unterschiede gutenteils dadurch vorgetäuscht, daß Menschen anderer Wesensart hier und dort die Führung haben, daß in Java der Zauberer, in Italien aber doch schon der Wissenschaftler die eingelernten Denkweisen seiner Volksgenossen bestimmt?

Oder ist in der Kulturgeschichte im Gegensatz zum Kinde und zur individuellen Verschiedenheit der Menschen doch eine starke Beeinflussung der Denkform durch Umweltkräfte möglich? Auch dann fiele die Rassenbedingtheit für ein entsprechend großes Gebiet von Kulturerscheinungen dahin.

Darum ist die biologische Aufklärung der verschiedenen „Denkweise" der Völker von großer Bedeutung für den Zusammenhang von Rasse und Kultur.

Und nun zum zweiten für uns entscheidend wichtigen allgemeinsten Kulturmerkmal, zum Entwicklungsgrad im Sinne der Differenzierung und Integrierung!

Eine ganz bestimmte Entwicklungsgesetzlichkeit läßt sich auf den verschiedensten Kulturgebieten gleichartig erkennen. Sie besteht darin, daß die kulturellen Gebilde an Umfang zunehmen, daß ihre Einzelteile immer mannigfaltiger werden (Differenzierung) und zu immer stärker durchgegliederten Ganzen zusammentreten (Integrierung, „Verganzung"). Im Sinne dieser Entwicklungsgesetzlichkeit, deren Entdeckung die auf die Dauer wohl wichtigste Leistung des englischen Philosophen Spencer ist, unterscheiden sich einfache und hochentwickelte Staatsformen, Häuser, Musikkulturen, technische Leistungen, Dichtungen, Ornamente, Religionssysteme und viele andere Kulturerscheinungen mehr. Die „Entwicklung" all dieser Güter besteht darin, daß sie umfangreicher, in sich mannigfaltiger und zu stärker gegliederten Einheiten werden.

Der „Entwicklungsgrad" von Kulturseiten, die dem speziellen Gegenstand nach kaum etwas miteinander zu tun haben, ist nun deutlich geographisch korreliert. Völker mit großen Staaten haben auch überdurch-

schnittlich oft eine differenzierte Orchestermusik, Völker mit technisch komplizierteren Häusern schmücken diese auch überdurchschnittlich oft mit komplizierteren Ornamenten usw.

Diese Zusammenhänge sind so auffällig, daß sie die Gepflogenheit begründet haben, einerseits von Primitiven, andererseits von Hochkulturvölkern schlechtweg zu sprechen.

Doch stimmt der Entwicklungsgrad der einzelnen Seiten einer Kultur keineswegs notwendig und absolut miteinander überein. So hatten die Griechen bekanntlich trotz sehr entwickelter Kultur doch nur kleine Staaten und eine ganz undifferenzierte Instrumentalmusik.

Auf jeden Fall geben solche Korrelationen zwischen verschiedenen Kulturseiten für die Frage Rasse und Kultur sehr zu denken. Auch das damit gegebene Problem kann an dieser Stelle aber nicht entschieden, sondern nur dargestellt werden.

Entweder beruht die Ähnlichkeit des Entwicklungsgrades verschiedener Kulturseiten auf rassischen Erbunterschieden der zugehörigen Menschen, die sich wegen ihrer Allgemeinbedeutung auch vielfältig auswirken. Menschen, die keinen Sinn für größere architektonische Fügung haben, werden diese eben auf allen Kulturgebieten vermissen lassen. Menschen, die sich in symphonisch aufgetürmten Orchesterwerken wohlfühlen, werden auch gerne Herrscher oder doch zumindest Bürger von Großstaaten sein.

Oder aber man kann Menschen wirklich unbegrenzt zu verschiedener „Weite des Horizontes“ erziehen, dann ist dieser Unterschied zwischen hohen und primitiven Kulturen kein Rassenkennzeichen.

Auch dann bleibt das ähnliche Verhalten auf verschiedenen Kulturgebieten aber ein aus dem Kulturzustand objektiv ablesbares Kennzeichen für den Volkscharakter und ist insofern biologisch interessant.

Vielleicht wurde bei dieser Gegenüberstellung der Erklärungsmöglichkeiten der Gesichtspunkt vermißt, der der naheliegendste zu sein scheint: daß junge Kulturen auf allen Gebieten umfanggeringer, weniger differenziert und integriert sein werden als Kulturen, die mehr Zeit zu ihrer Entwicklung hatten. Es ist natürlich richtig, daß im bisherigen nur an „gleichalte“ Kulturen gedacht war. Das ist aber auch der für uns häufigste Fall, denn alle Menschenrassen haben gleichlange Zeit gehabt, Kultur zu entwickeln.

Wie fast an allen anderen Stellen, war auch hier ein ganzes Bündel von Problemen zu nennen, das der biologischen Kulturkunde erst noch aufgegeben ist. Ist aber die Zahl der Schwierigkeiten groß, so ist die Zahl der noch ungenützten Möglichkeiten, dieser Schwierigkeiten Herr zu werden, doch mindestens ebenso groß.

Im ganzen drängt jedenfalls das Bedürfnis, viele voneinander unabhängige Fälle von Leistungsunterschieden zu untersuchen, von sich aus auf die Heranziehung des gesamten überhaupt erreichbaren Materials hin. Das ist aber auf jeden Fall nötig, denn es ist ja eine der wichtigsten Anforderungen an experimentelles Vorgehen, daß alle Erfahrungen gleichmäßig berücksichtigt werden. Wer einzelne gut passende Beispiele herauspflückt oder einzelne besonders schöne Fälle darstellt, hat nicht das Recht, sich einen Naturforscher zu nennen.

d) Das Wandlungsgefälle der Kultur als Befähigungshinweis

Bis jetzt haben wir für unsere Kulturkunde als Naturexperiment der Rassenseelenkunde an den Vergleich einzelner Kulturzustände gedacht. Kultur war den Menschen aber nicht von Anfang an geschenkt, sie mußte sich selbst bei den begabtesten Völkern erst allmählich und in langen Zeiten entwickeln. So befanden sich ohne Zweifel auch die Kulturvölker von heute einst in Zuständen, die denen der heutigen Kulturarmen nach den Berichten der Vorgeschichte ähnlich gewesen sein dürften. Ein bloßer Querschnitt durch einen einzigen Kulturzustand würde z. B. nicht ohne weiteres erkennen lassen, daß die Kulturfähigkeit der europäischen Jungsteinzeitleute über diejenige der heutigen Naturvölker hinausgeht. Es mag dies zu einem nicht kleinen Teil an unserer ganz ungenügenden Kenntnis des europäischen Jungsteinzeitlebens liegen; aber am deutlichsten wird der Unterschied gegen die Naturvölker von heute doch darin, daß die jungsteinzeitlichen Europäer nicht bei ihrer Kultur stehengeblieben sind, während die heutigen Kulturarmen niemals höhere Gebilde hervorgebracht haben.

Wenn wir diesen Gedankengang zur Diagnose rassischer Kulturfähigkeit benutzen, gilt nicht der augenblickliche Zustand, sondern die Fähigkeit zum Kulturwandel, das „Wandlungsgefälle der Kultur“ als Maßstab. Kann uns die Wandlungs- und Verbesserungsfähigkeit nicht überhaupt mehr über die Anlagen einer Rasse aussagen als der Vergleich von Augenblickszuständen?

Wir wollen einmal überlegen, wieweit das zutrifft. Wir Europäer von heute empfinden es als selbstverständlich, daß die Kultur eines begabten Volkes sich dauernd ändert, wir könnten hierin aber durch das Erlebnis unserer eigenen Zustände voreingenommen sein.

Kultur dient dazu, die Umwelt an die Bedürfnisse des Menschen anzupassen. Starkes Gefälle des Kulturwandels wird also vor allem dort zu erwarten sein, wo zwischen erlebten Bedürfnissen und bestehendem Zustand ein schroffer Gegensatz besteht. Mit gelungener Anpassung muß das Gefälle des Wandels sich mäßigen.

Diese allgemeinste, aus dem Sinn der Kultur abgeleitete Überlegung zeigt, daß die augenblicklichen Umweltsverhältnisse für das Wandlungsgefälle sicher viel zu bedeuten haben, daß es also sicher nicht allein auf Rassenveranlagung zur kulturellen Neuschöpfung ankommt. Eine solche Veranlagung kann sich ja nur den vorhandenen Bedürfnissen entsprechend auswirken.

Der Gedanke, daß optimale Anpassung zum kulturellen Stillstand führe, ist in der neueren Völkerkunde mehrfach erörtert worden. So hat Lebzelter das Fehlen von Talenten und Genies unter den Buschleuten dadurch erklärt, daß sie infolge optimaler Anpassung an ihren Lebensraum solche nicht nötig hätten.

Der Gleichgewichtszustand zwischen Menschen und kultureller Umwelt hängt aber aus einer ganzen Reihe von Gründen nicht allein vom augenblicklichen Zustand der Umwelt, sondern ebenso auch vom Wesen der Menschen ab.

Erstens ist die Bedürfnisbefriedigung noch in keiner Kultur so vollkommen gewesen, daß das Suchen nach Neuem gar keinen Antrieb mehr gehabt hätte. Höchstens für Millionäre könnte man solche grenzenlose Bedürfnisbefriedigung gelten lassen, gerade Geldmagneten sind aber wohl gieriger nach neuen Reizen und neuen Lebensinhalten als die Mehrzahl der Menschen. Zufriedenheit findet man bekanntlich am ehesten dort, wo der Mensch sich bescheidet, nicht dort, wo die Umwelt alle Gaben zu bieten scheint. Zufriedenheit und damit Stillstand liegt schon danach eher in der Wesensart als in der Umwelt beschlossen.

Die Australier mit ihrer hochgradig der Natur ihres Landes angepaßten Jägerkultur haben z. B. niemals wärmende Kleidung erfunden, obwohl sie allnächtlich frierend ums Feuer liegen und alltäglich Tiere erlegen, deren abgezogener Pelz sie vor der Kälte schützen könnte (Spencer, North Australia). Sie bescheiden sich lieber, als daß sie Abhilfe schaffen. Derartige Beispiele könnte man für jede stagnierende, aber angeblich „optimal angepaßte“ Kultur beibringen.

Zweitens geht Neuschöpfung kultureller Güter überhaupt mehr von den Bedürfnissen der Erfinder als von denjenigen der breiten Bevölkerungsmenge aus. Wir haben den Antrieben der Neuschöpfung weiter oben einen ganzen Abschnitt gewidmet, dessen Ergebnisse für die nunmehrige Überlegung besonders wichtig sind. Der Erfinder muß in der Regel seine Zeitgenossen sogar zwingen, mit ihm mitzugehen, wenn er selbst den wertvollen neuen Weg schon gefunden hat. Vom Gesamtzustand der Kultur hängt ab, wieviele Anregungen, wieviele Möglichkeiten und wieviel Antrieb zur schöpferischen Leistung der begabte Mensch bekommt (vgl. S. 130 ff.).

Wo eine Kultur die Bedürfnisse der Bevölkerung in großen Zügen befriedigt, können vor allem zwei Momente ein dauerndes und unausgleichbares Ungleichgewicht zwischen Mensch und angepaßter Umwelt

setzen: „Reizhunger“ und „Geltungstrieb“, also Bedürfnis nach positiv gewerteter Erregung und nach positiver Wertung durch die Gruppengenossen.

Beides hat wohl noch keiner menschlichen Bevölkerung gefehlt. Für das Gefälle des Kulturwandels hängt aber Entscheidendes davon ab, wieviel von diesen mächtigen seelischen Triebkräften über die Mühlen der geistigen Neuschöpfung geleitet wird. Das wechselt aber mit der ganzen Wertordnung und Denkweise der einzelnen Völker.

Nur ein Teil der Menschen deckt sein Reizbedürfnis und seinen Geltungsdrang durch das Schaffen und Genießen neuer kultureller Güter, und nicht in jeder Kultur gilt der Erfinder so viel wie im Europa der Neuzeit.

Eine der wesentlichsten Erscheinungen der europäischen Neuzeit besteht darin, daß hier „das Erfinden erfunden wurde“. In unserer Kultur kam die allgemeine Idee zur Adoption, daß geistige Schöpfung soziale Anerkennung bringt. Im Gefolge dieser Idee wurden auch Einrichtungen geschaffen, durch die der Erfinder, Dichter, Künstler einigermaßen von seiner Leistung leben kann. Im Falle großen Erfolges darf er sogar auf Reichtum und Macht hoffen.

Wo eine solche Einstellung fehlt, mangelt es dem Kulturschaffen natürlich an Anreiz und materieller Möglichkeit, man braucht nur z. B. die Häufigkeit wissenschaftlicher Leistungen in Staaten ohne und mit bezahlten Forscherstellen zu vergleichen.

Bei Naturvölkern gilt der Erfinder keineswegs nichts, sondern eher übermenschlich viel; das bedeutet aber, daß das Erfinden „außerhalb des Ressorts“ der Menschen liegt, und es keinen Sinn hat, wenn sich der Mensch anstrengt, etwas Neues zustande zu bringen. So verringert auch die übermenschliche Geltung des Kulturheros die Antriebe der Erfindung.

Man muß diese Verhältnisse aber von Kultur zu Kultur möglichst genau aufzuklären streben, bevor man Schlüsse auf die Antriebe des Kulturwandels zieht. Z. B. nimmt der Sänger, Dichter, Komponist und Tanzleiter bei den Negrito-Zwergen der Andamaneninseln eine Stellung ein, die derjenigen eines schaffenden Musikers in unserer Kultur durchaus gleicht (Man 1883).

Sicher wird nur ein kleiner Teil der Befriedigung von Reizhunger und Geltungstrieb als Kulturschöpfung und mithin als Kulturwandel sichtbar. Zum Teil liegt das aber auch an der unnatürlichen, wenig lebensgerechten Enge des überkommenen Kulturbegriffes, der aus dem gesamten „biologischen Kräftehaushalt“ des Menschenlebens ein ganz bestimmtes Teilgebiet willkürlich herausschneidet.

Z. B. pflegt man die ganzen Spannungen und Entscheidungen eines Jägerlebens nach Art des altsteinzeitlichen kaum zur Kulturschöpfung zu zählen. Hingegen wird es den miolithischen Jägern zur großen Kulturleistung angerechnet, daß es einigen von ihnen einfiel, sich vom ehrlichen, kräftemessenden Kampf mit den Tieren zu drücken und magischen Jagdzauber an seine Stelle zu setzen — und das, weil im Verlaufe dieses Jagdzaubers möglichst naturgetreue Tierabbilder auf den Felsen gemalt werden mußten. Geschicktes Zeichnen gilt eben als Kulturtat, geschicktes Jagen weniger.

Wenn man ein Kulturgebiet stillstehen sieht, frage man daher sogleich danach, ob denn nicht die kulturtragenden Menschen vielleicht in einem anderen Lebensbereich Reizhunger, Geltungsbedürfnis und seelische Kraft bewiesen und ausgegeben haben.

So staunt man darüber, daß in vorgeschichtlichen Perioden durch Jahrtausende oder gar durch Jahrzehnttausende gleichgestaltete Steinwerkzeuge verwendet wurden. Bevor man diesen unseren Vorfahren aber ein geringes Wandlungsgefälle ihrer Kultur zuschreibt oder ihnen gar ein geringes Maß an gestaltender Lebendigkeit nachsagt, werde man sich klar darüber, einen wie kleinen Teil der Kultur und erst recht einen wie kleinen Teil des lebendigen Kräftehaushaltes dieser Menschen die Steinwerkzeuge ausgemacht haben mögen. Schließlich bauen wir Europäer auch schon seit Jahrtausenden ausgerechnet viereckige Häuser, nicht runde und nicht drei- oder vieleckige, und unsere Kultur wandelte sich doch soweit wir zurückblicken können in jeder Geschlechterfolge.

Bei solcher Berücksichtigung des gesamten „Kräftehaushaltes“, wie sie die Kulturbiologie mit aller Entschiedenheit anstrebt, erkennt man auch an vielen Naturvölkerkulturen, die auf den ersten Blick starr erscheinen, blühendes Leben. Man sieht Lebenskraft auf Gebieten sprühen, die dem gewöhnlichen kulturkundlichen Blick recht ferne liegen, man sieht, daß gewisse Gegenstände mit viel Liebe und gestaltender Einbildungskraft abgewandelt werden, wie z. B. die Holzmesser auf den Loyaltyinseln oder die Betelkalkbehälter auf den Admiralitätsinseln, oder die Matten auf Nauru u. dergl. mehr. Man sieht die Welt der übersinnlichen Vorstellungen sich ausweiten und schrumpfen, sieht Schmuckmoden kommen und gehen. Auch revolutionierendes Vordringen neuer Techniken hat es schon vor der Europäisierung gegeben.

Man wird aus dem Gefälle des Kulturwandels dann Schlüsse auf die rassische Kulturfähigkeit ziehen dürfen, wenn man die hier vorgebrachten Grundgedanken in der Einzelarbeit berücksichtigt. Ich fasse nochmals zusammen: Es gibt gut und schlecht angepaßte Kulturzustände, Kulturzustände, die wenig und die viel Neuerungen zulassen bzw. nahelegen. Diese Unterschiede der allgemeinen Bedürfnislage werden allerdings z. T. bedeutungslos, weil Neuschöpfung weniger aus den Bedürfnissen der breiten Menge als aus den Antrieben der Schaffenden zu fließen pflegt. Auch diese Antriebe sind aber nicht unabhängig von der Gesamtlage der Umwelt. Anregung, die Zahl der unausgeschöpften seinsgesetzlichen Schöpfungsmöglichkeiten (vgl. S. 134 f.), Befriedigung von Reizhunger und Geltungstrieb drängen unter verschiedenen Umständen verschieden kräftig auf jene Leistungen hin, die wir überkommenerweise Kultur zu nennen gewohnt sind. Wenn ein Kulturgebiet erstarrt scheint, wird man erst zu prüfen haben, ob es an starken Antrieben gestaltenden Lebens überhaupt fehlt, oder ob solche vielleicht an anderer Stelle im Dasein des betreffenden Volkes angetroffen werden.

Natürlich muß man auch, wenn man die Stärke des Kulturwandels zur rassenbiologischen Deutung des Kulturverhaltens heranzieht, die bisher besprochenen Grundsätze des experimentellen Verfahrens berücksichtigen. Gleiche Heftigkeit innenbedingten Kulturwandels in zwei Rassen wird rascher gleiche Fähigkeiten beweisen, als ungleiche Heftigkeit des Kulturwandels auf ungleiche Begabung der beiden Rassen gedeutet werden darf (vgl. S. 274). Man wird auch das Wandlungsgefälle der Kultur zweier Rassen in vielen Einzelfällen mit teilweise gleichartigen Vorbedingungen prüfen müssen, bevor der allgemeine Schluß auf Rassenhaftigkeit des Unterschiedes im Kulturverhalten gewagt werden und für berechtigt gelten darf.

5. Korrelationen zwischen körperlichen und kulturellen Merkmalen

Es wurde schon erwähnt, daß infolge der geringen erblichen Bindung körperlicher und seelischer Erbmerkmale aneinander die Frage „Rasse und Kultur“ nicht auf die Frage nach der geographischen Korrelation körperlicher und kultureller Merkmale verengt werden darf (S. 23).

Immerhin handelt es sich dabei um eine wichtige Teilfrage. Körperliche Merkmale sind in der Rassenkunde so wichtig, daß man mit Fug und Recht fragen darf, wieweit sich ihre Verbreitung mit der Verbreitung bestimmter kultureller Erscheinungen deckt.

Das um so mehr, als nach selektionistischer Auffassung auch die körperlichen Merkmale der Rassen durch Umweltanpassung, d. h. aber zum Teil durch Einpassung in bestimmte Kulturverhältnisse gezüchtet worden sind, indem sie durch gewisse erbliche Bindungen zugleich mit seelischen Zügen ausgelesen wurden (Konselektion).

Man kann dem Zusammenhang zwischen körperlichen und kulturellen Merkmalen innerhalb der Bevölkerung oder aber zwischen verschiedenen Bevölkerungen nachgehen.

Auf die methodische Bedeutung von Bindungen, die innerhalb der Bevölkerung zwischen Rassenmerkmalen und Kulturgüterverhalten bestehen, hat vor allem Scheidt hingewiesen.

Z. B. konnte er zeigen, daß in der Börde Lamstedt die Leute, die dem Querschnittstypus der körperlichen Merkmale nahestehen, in ihren wirtschaftlichen Leistungen jene Leute überragen, die irgendwie extreme und seltene körperliche Merkmale gehäuft aufweisen (Klenck und Scheidt 1929). Genauere kulturbiologische Untersuchungen wurden bisher über ein Geestdorf angestellt (in diesem Buche schon oft herangezogen!). Für die hier behandelte Frage ergab sich z. B., daß innerhalb des Dorfes die an Landwirtschaftsgerät armen Bauern nur zu 7%, die daran reichen Bauern aber zu 32% dunkle Augen haben.

Der große und unersetzliche methodische Wert solcher Zusammenhänge besteht darin, daß sie nicht ohne erbseelische Zwischenglieder verstanden werden können. Wenn die herkunftsgleichen Bauern des gleichen Dorfes verschieden viel Landwirtschaftsgerät besitzen, je nachdem, ob sie hell- oder dunkeläugig sind, dann kann das wohl nur in einer wesensartlichen Verschiedenheit hell- und dunkeläugiger Menschen seinen Grund haben. Diese wesensartliche Verschiedenheit muß auch erbbedingt sein, denn sonst könnte sie nicht mit dem Erbmerkmal Augenfarbe korreliert sein. Es wird auf diesem Wege also zugleich die Erbbedingtheit des Kulturunterschiedes und die wesensartliche Verschiedenheit merkmalsungleicher Menschen bewiesen, beides wichtige Nachweise, für welche andere ebenso stichhaltige Verfahren schwer auszudenken wären.

Beim Vergleich verschiedener Bevölkerungen gehen Unterschiede der körperlichen Rassenzüge und des Kulturverhaltens ohne Zweifel vielfach parallel. So ist es geradezu mit Händen zu greifen, daß alle körperlich europäerhaften Menschengruppen auch tiefgreifend andere Kulturformen haben als z. B. alle körperlich negerhaften Menschengruppen. Es wird Aufgabe der speziellen Darstellung sein, das näher herauszuarbeiten.

Man muß sich aber leider darüber klar sein, daß derartige Korrelationen zwischen verschiedenen Bevölkerungen nicht so eindeutig erbbiologisch bedingt sein müssen, wie die erwähnten Korrelationen von Körpermerkmalen und Kulturverhalten innerhalb der Bevölkerung. Denn es könnte auch historisch zustandegekommen sein, daß z. B. alle Europäer eine andere Kultur haben als alle Neger.

Die bisherige Völkerkunde denkt angesichts solcher Zusammenhänge sogar in der Regel an historisch-zufälliges Zusammentreffen. Der Gedankengang ist etwa folgender: Jede Rasse hat zufällig einmal eine Kultur bekommen und hält in der Regel an ihr fest, wandert mit ihr und bleibt dauernd mit ihr verbunden. In der Geschichte der Europäer ist zufällig einmal eine Hochkultur entstanden, diese wird nun zufällig festgehalten wohin immer Europäer kommen!

Dieser Gedankengang ist keineswegs völlig unberechtigt, darum müssen geographische Zusammenhänge körperlicher und kultureller Merkmale tatsächlich sowohl auf die Rolle des historischen Zufalles, wie auf die Rolle der Rasseneigenart geprüft werden. Diese uns nun schon bekannte, methodisch schwierige Überlegung kann also wiederum nicht erspart bleiben.

Aber die Kulturbiologie hat doch eine ganze Reihe von Gründen zu der Annahme, daß hinter solchen geographischen Zusammenhängen in

der Regel mehr steckt als historischer Zufall. So ist es nicht zufällig, wo eine Kultur entsteht, es ist nicht zufällig, daß sie von einer Rasse festgehalten wird.

Kultur und Rasse bleiben nur soweit zusammen, wie ein inneres Gleichgewicht zwischen beidem besteht. Nicht starrer Konservatismus, kein unlösbares Verwachsen von Menschen und Kulturgütern, sondern Unterschiede der Adoptionsneigung bestimmen letztlich das Bestehenbleiben von Kulturunterschieden. Besonders gilt das dort, wo alte und ausgeglichene Verhältnisse vorliegen, wie zumeist in den großen Zügen der ethnographischen Zustände (vgl. S. 98).

Die schnelle und weite Verbreitung bestimmter Güter bezeugt, daß die Erde großenteils als ein „kulturmechanisches Kontinuum" aufzufassen ist, d. h. daß bei entsprechender Aufnahmeneigung der stetige Zusammenhang der Menschengruppen genügt, um ein Gut zumindest entweder durch die ganze alte oder durch die ganze neue Welt zu tragen.

Bananen und Hühner verbreiteten sich durch ganz Südamerika, das Pferd in Nordamerika und Argentinien mit Windeseile (E. Nordenskiöld). Eisen ist zu Indianerstämmen gedrungen, die noch kaum einen Europäer gesehen haben. In der Torresstrait wurden die ersten europäischen Entdecker von den Eingeborenen um Eisen angebettelt, das diese vielleicht durch Walfischfänger zufällig kennengelernt hatten (Bericht der Cambridge Torresstrait Expedition). In den neuen Hebriden blieb ein starker Ahnenkult mit Masken, Ahnenstatuen und Schädelbemalung auf ein kleines Gebiet beschränkt. Der politische Geheimbund der Suque aber, der eine junge Fortentwickelung dieses Ahnenkultes darstellt, hat sich fast universell über die ganze Inselgruppe mit ihren kulturell und rassisch so verschiedenen Bevölkerungen ausgedehnt. Die jüngere Erscheinung hat also die ältere an Ausbreitung weit überholt, nicht weil sich eine bestimmte damit zusammenhängende Rasse ausbreitete, sondern weil sie auf größere Adoptionsneigung stieß.

Korrelationen, wie der angeführte Zusammenhang von Europäern und Hochkultur, Negern und Primitivkultur, hätten in den vielen Jahrtausenden der Kulturgeschichte schon oft und oft verschwinden können, wenn sie nur historisch zufällig bedingt wären. Man kann aber umgekehrt überzeugt sein, daß sie sich immer wieder einstellen werden, wenn Europäer und Neger sich selbst überlassen werden. Das Streben der Europäer zur großen Form auf allen Lebensgebieten und auf der anderen Seite die kurzläufigere Vernegerung (vgl. S. 59) wird sich dann immer wieder durchsetzen — weil beides eben rassisch bedingt ist. Alle Neger-Großstaaten hingegen und auf der anderen Seite aller Zerfall der Lebensformen europäischer Bevölkerungen können nur vorübergehende Episoden sein, solange der Wesenskern der beiden Rassen unverändert erhalten ist.

6. Die Hilfe anderer erb- und rassenseelenkundlicher Ergebnisse

Wenn die bisher besprochenen Verfahren sinnvoll auf den völkerkundlichen und kulturgeschichtlichen Stoff angewendet werden, dann wird sich eine Fülle von Verdachtsmomenten für die seelische Eigenart dieser und jener Rasse zeigen. Diese Verdachtsmomente werden aber oft schwer zur Sicherheit gesteigert werden können.

Da zeigt sich dann besonders deutlich, daß Kulturbiologie nur im Gesamtrahmen der Rassenbiologie und Erbpsychologie sinnvoll betrieben werden kann, denn kulturbiologische Ergebnisse werden in der Regel die Stützung durch auf anderen Wegen erkannte biologische Gesetzmäßigkeiten sehr wohl gebrauchen können.

So ist letztlich nichts, was über Erblichkeit beim Menschen bekannt ist, für die Deutung von Kulturbilanzen gleichgültig. Wenn ein kulturbiologisches „Verdachtsmoment" dafür besteht, daß ein Volk rassenmäßig intellektuell unbegabt ist, dann wird es sehr erwünscht sein, zu wissen, daß es auch eine geringe Kopfgröße aufweist, welche, wie aus anderen Untersuchungen bekannt ist, mit durchschnittlich geringer Begabung Hand in Hand geht; und es wird ebenso erwünscht sein, daß mit anderen Untersuchungsmethoden, wie z. B. mit Familien- und Zwillingsforschung die sogenannte Intelligenz als sehr deutlich erbbedingt nachgewiesen ist.

Oder: Wer die untersetzte Hängebäuchigkeit der Tropenindianer neben die überschlanke Hagerkeit der Urwaldneger hält, der muß von vornherein überzeugt sein, daß auch die Kulturbilanzen, richtig betrieben, Unterschiede der Kulturfähigkeit zwischen diesen Rassen ergeben werden.

Wenn auf solche Weise sämtliche rassenbiologischen Erkenntnismöglichkeiten eingesetzt werden, dann sollte es schon sehr übel zugehen, wenn nicht aus vielen der kulturbiologisch gewonnenen „Verdachtsmomente" verläßliche rassenseelenkundliche Erkenntnis werden sollte.

G. Aufruf zur lebensgerechten Kulturforschung

Dieses Buch ist in allen seinen Teilen mindestens ebensosehr wie Bericht über Erreichtes auch Aufruf zu kulturbiologischer Arbeit und Anpeilung der Richtungen, welche diese Arbeit nehmen soll. So entspricht es der ganzen Anlage, wenn eine knappe Zusammenfassung nicht der Ergebnisse, sondern der Ziele seinen Abschluß bildet.

Worum geht es im ganzen? — Alles Streben und alles Wirken ist heute auf die Lebenserhaltung unseres Volkes gerichtet. Nicht der einzelne, seine Gefühle und sein Glück sind damit in erster Linie gemeint,

sondern das deutsche Leben schlechthin. das letztlich durch die rassischen Anlagen gewährleistet ist.

Dieses völkische Leben ist nicht nur dem Gefühl erfaßbar, sondern auch wissenschaftlich erkennbar. Je größer und unüberblickbarer ein Volksleben, desto weniger kann man es ohne wissenschaftliche Einsicht erkennen und richtig steuern. Die Wissenschaft, die dabei zu helfen sucht, muß aber auch wirklich das deutsche Leben schlechthin im Auge haben

nicht etwa nur die Bewußtseinserscheinungen, wie bis vor nicht langer Zeit die Psychologie,

nicht etwa nur das Erzeugen und Verkaufen von Waren, wie bis vor nicht langer Zeit die Volkswirtschaftslehre,

nicht nur die geschichtlichen Erinnerungen und die überlieferungsmäßige Lebenshaltung, wie Geschichte und Volkskunde,

nicht die von den Menschen losgelösten Gesellschaftsformen und Kulturgebilde, wie zum größten Teil die mit Gesellschaft und Kultur beschäftigten Geisteswissenschaften.

Aus dieser Erkenntnis sind wir in unserer „lebensgerechten Kulturlehre“ den Weg gegangen, das „deutsche Leben schlechthin, das letztlich durch die rassischen Anlagen gewährleistet ist“, auch von diesen Anlagen und der biologischen Beschaffenheit der Menschen her wissenschaftlich erkennbar zu machen. Damit sollten Psychologie und Volkswirtschaftslehre und Geschichte und Volkskunde und Gesellschaftslehre und Kulturwissenschaften gemeinsam in eine Kulturbiologie münden, die solche Grenzen nicht kennt, weil auf allen diesen Gebieten die gleiche Triebfeder, nämlich die menschliche Lebendigkeit das Geschehen bestimmt.

Wenn solche Kulturbiologie den richtigen Weg geht, dann müßte sie eine Theorie des volkspolitischen, wirtschaftspolitischen und kulturpolitischen Handelns des neuen Deutschland abgeben können. Denn dieses ist ja durch und durch lebensgerecht ausgerichtet.

Eine solche Kulturbiologie wäre wahrhaftig ein Ziel, das die jungen schöpferischen Kräfte verschiedenster spezieller Sachgebiete zu leidenschaftlichem Einsatz und zäher Arbeit begeistern könnte. Sie ist aber auch eine unerläßliche Voraussetzung für eine speziellere Frage, deren Lösung ebenfalls von der deutschen Wissenschaft gefordert wird, für die Frage nach Rasse und Kultur und nach der unterschiedlichen Kulturfähigkeit der Menschenrassen. In vorliegendem Buche wurde Kulturbiologie sogar vorwiegend als allgemeine Theorie dieser Frage behandelt.

Was muß für eine lebensgerechte Kulturlehre an besonders dringlicher Einzelarbeit getan werden? Immer wieder wurden im Text besonders schmerzliche Lücken der biologischen Kenntnis kulturellen Geschehens genannt. Es empfiehlt sich, eine Liste solcher Fragen hier am Schlusse noch einmal übersichtlich zusammenzustellen. Wir nennen die Fragen kurz und verweisen auf die Stellen der Darstellung, an denen man Genaueres darüber nachlesen kann.

1. Die Wachstumsformbarkeit seelischer Eigenart S. 33.

2. Die Bedeutung frühkindlicher Entwicklungsentscheidungen für die Volkseigenart S. 35.

3. Die Erbbedingtheit von Wertungen und Vorziehensneigungen S. 55.

4. Die Erweiterung und Verengung des Ichumkreises S. 36.

5. Adoptionswahrscheinlichkeit psychopathischer Leistungen in verschiedenen Kulturzuständen S. 38.

6. Die Handlungsarchitektonik in verschiedenen Rassen S. 59.

7. Die rassenzüchtende Auswirkung der Kulturgüter S. 72.

8—15. Die „Weltgeschichte" der Beziehungen zu den Mitmenschen, insbes. der konkreten und abstrakten Kenntnis, der Anzahl verschiedener Elemente, der Begegnungszeit, des Freund-Feindverhältnisses, der Umweltgemeinschaft, der Wertordnung, der Vertrautheit, des Wahlverhältnisses S. 84 ff.

16—27. Die „Weltgeschichte" der Beziehungen zur Güterwelt, insbes. der Zwischenglieder von Erfinder und Benutzer, der Besitzdauer, der Benutzungsart, Kostbarkeit, Zweckmäßigkeitswertung, Lust-Unlustwirkung, des ästhetischen Momentes, der Erinnerungsladung, des Menschenzusammenhanges, der Bedeutungsgeladenheit, der Wirkung auf andere, des Trennungs- und Ersatzfalles S. 95—105.

28. Der Zustand der Beziehungen zu Menschen und zu Kulturgütern in den gegenwärtigen Volksgruppen und Ständen, insbes. des deutschen Volkes (umfaßt zum großen Teil die exakte Volkscharakterkunde!) S. 107.

29. „Weltgeschichte" der absichtlichen Beeinflussung des Hineinwachsens der Kinder in die Welt der Eltern S. 116.

30. Die Kulturgleichheit verschiedener Generationen in primitiven und bäuerlichen Kulturen S. 116.

31. Die Häufigkeit selbstverständlichen Hinnehmens und der Wahl zwischen nur wenigen vorgegebenen Möglichkeiten im Kulturverhalten der Erwachsenen S. 118.

32. Die Kinderspiele als Ausdruck individueller Fähigkeiten und Eigenarten S. 122.

33. Der Unwahrscheinlichkeitsgrad der Neuschöpfungen S. 125.

34. Das Zusammenwirken verschiedener Menschen an der gleichen Leistung S. 132.

35. Die Antriebe der Neuschöpfung S. 129.

36. „Weltgeschichte" dieser Antriebe S. 130.

37. Die „Stetigkeit" der Kulturschöpfung S. 130.

38. Der Umweltanteil an der speziellen Art der Kulturschöpfung S. 131.

39. Die Anzahl unausgeschöpfter Kombinationen und Möglichkeiten auf verschiedenen Kulturgebieten S. 136.

40. Der typische Verlauf von Adoptionen einzelner Güter S. 141.

41. Wellenförmiger Adoptionsverlauf innerhalb der Generation S. 144.

42. Wellenförmiger Adoptionsverlauf über mehrere Generationen hin S. 146.
43. Ausbreitung in konzentrischen Kreisen und vielzentrige Verbreitung S. 148.
44. Die Adoptionsleistungen reicher Leute S. 149.
45. Die Frage des „absinkenden Kulturgutes" S. 150.
46. Adoption und individuelle Wesensart S. 151.
47. Festlegungs- und Schlüsselwirkungen der Adoption S. 155.
48. Die Bedeutung der Angebotsdichte S. 157.
49. Ist gefühlsmindernder oder gefühlsmehrender Bedeutungswandel häufiger und wichtiger? S. 164.
50. Der Tatbestand der Mannigfaltigkeit und Einheit der Kultur einer Bevölkerung, insbesondere bei Naturvölkern S. 171.
51. Die kulturvereinheitlichende Wirkung der Selektion der optimal passenden Kulturgüter S. 172.
52. Die Rolle unmittelbarer und mittelbarer Antriebe der Nachahmung S. 173.
53. Das typische Kulturverhalten als Sollensforderung S. 174.
54. Die Rolle des Zwanges bei der Kulturvereinheitlichung S. 176.
55. Massenerzeugung und Schematisierung des Angebotes S. 177.
56. Die kulturvereinheitlichenden Wirkungen der Europäisierung kolonialer Völker S. 179.
57. Die „Selbstregulierungsvorgänge" beim Zusammenleben von Menschen ohne absichtliche Ordnung S. 183.
58. Die Psychologie der Eindrucksähnlichkeit (Stileinheit) verschiedener Sinnesgebiete S. 188.
59. Geschichte der Kunststile unter den entwickelten lebensgerechten Gesichtspunkten S. 190.
60. Art und Umfang geographischer Kulturunterschiede bei genauer Aufgliederung S. 196.
61. Die Gerichtetheit des Kulturvorganges durch den „Vorrang des schon Vorhandenen" S. 210.
62. Die Adoptionszeit S. 211.
63. Vergleich der Verbreitbarkeit von stofflichen und Vorstellungsgütern S. 215.
64. Der Umfang „schicksalhafter Mißverständnisse" zwischen den Völkern S. 216.
65. Die Unverbreitbarkeit der Volkseigenart S. 218.
66. Analyse des Fortwirkens einer „zufälligen" historischen Entscheidung S. 220.
67. Der Anschluß der Kulturinhalte an die Lebensfunktionen S. 221.
68. Religiöse Wertungen und Bewußtseinszustände in ihrer Umwelts- und Veranlagungsbedingtheit S. 226.
69. Die Rolle des „eindrucksstarken Unbestimmten", des Erhaltungs-, Liebeserfüllungs- und Wohlergehenswunsches im Religionsleben der Völker S. 230.
70. Die Rolle von Siebungsvorgängen in der Religions- und Geistesgeschichte S. 231.
71. Kunst als Wesensausdruck, als Können und als Aufgabenlösung S. 236.
72. Die Differenziertheit volkstümlicher Kunstneigung S. 237.
73. Das Entstehen des „Publikumsgeschmackes" S. 238.
74. Sprache als Wesensausdruck S. 240.

75. Erhaltung und Wandel der Volkssprachen S. 241.
76. Schrift und motorische Veranlagung S. 241.
77. Erkenntnis und „Wesensstil“ in der Wissenschaft S. 242.
78. Gemeinschaft als Begabungsleistung S. 244.
79—83. Anwendung der fünf Maßstäbe lebensgerechter Kulturbewertung auf möglichst viele Kulturzustände S. 250.

Diese Liste besonders dringlicher Arbeiten und Untersuchungen zur allgemeinen Lehre vom Kulturgeschehen schließt die im Abschnitt über „Kulturbilanzen und ihre rassenbiologische Deutung“ herausgearbeiteten Problemstellungen nicht mit ein, denn diese sollen ja in diesem Werke selbst noch eine eingehende Bearbeitung erfahren. Jedenfalls zeigt die vorgebrachte Liste, wieviel noch zu tun ist, bevor wir über das Kulturgeschehen und die wichtigsten dabei wirksamen Momente annähernd ähnlich viel wissen, wie über das Wettergeschehen, über chemisches Geschehen, über Erblichkeits- und Krankheitsgeschehen.

Die geisteswissenschaftliche Kulturdarstellung und Kulturdeutung gleicht, wenn man das Wettergeschehen als Beispiel herausgreift, der liebevollen Behandlung, Beschreibung und künstlerischen Gestaltung der Erscheinungen, die man als Mensch am Himmel, an den Wolken, den Stürmen, den Schnee- und Regenfällen usw. wahrnehmen kann. Wissenschaftliche Wetterkunde muß aber zu diesen anschaulichen und erlebnisnahen Schilderungen noch Begriffe wie Hochdruckgebiet, relative Feuchtigkeit, Temperaturumkehrung, Zyklone und Antizyklone, Millibar u. dgl. m. gewinnen. Beides zusammen ergibt voraussagende Wissenschaft. Die Kulturbiologie sucht zur geisteswissenschaftlichen Kulturwissenschaft ähnliches dazu zu tun wie die Wetterwissenschaft zur erlebnisnahen Wetterbeschreibung — allgemeine Begriffe, die so gefaßt sind, daß sie den Zusammenhang der Ereignisse erkennbar und zählbar machen. Auch die Kulturbiologie hofft, daß aus beidem zusammen jene voraussagende Wissenschaft vom kulturellen Lebensgeschehen entstehen kann, die wir für die Beherrschung unseres immer verwickelter werdenden völkischen und kulturellen Daseins immer dringlicher brauchen.

Schrifttum zu Fragen der allgemeinen Kulturbiologie

Alverdes, F., 1932, Die Tierpsychologie in ihren Beziehungen zur Psychologie des Menschen. Forsch. z. Völkerps. u. Soziol. XII. — Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie, 1904 ff., München. (Viele einschlägige Arbeiten.) — Archiv für Bevölkerungswissenschaft, 1933 ff., Leipzig. (Viele einschlägige Arbeiten.) — Becher, E., 1921, Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften, München und Leipzig. — Beck, P., 1923, Die Nachahmung und ihre Bedeutung für Psychologie und Völkerkunde, Leipzig. — Beck, W., 1925, Das Individuum bei den Australiern, Leipzig. — Bleuler, E., 1925, Die Psychoide, Berlin. — Bumke, K., 1923, Psychologische Vorlesungen, München. — Boas, Fr., 1922, Kultur und Rasse, Berlin und Leipzig. — Chamberlin, H. St., 1899, Die Grundlagen des 19. Jahrh., München. — Danzel, Th. W., 1921, Prinzipien und Methoden der Entwicklungspsychologie, Handb. d. biol. Arbeitsmeth. VIC2. — Ders., 1928, Der magische Mensch (homo divinans), Potsdam-Zürich. — Expedition to Torres Strait, 1901—35, 6 Bde., Cambridge. — Feldhaus, F., 1914, Die Technik der Vorzeit, der geschichtlichen Zeit und der Naturvölker, Leipzig und Berlin. — Frobenius, L., 1928, Paideuma, Umrisse einer Kultur- und Seelenlehre, 3. Aufl., Frankfurt. — Gobineau, A., 1934, Die Ungleichheit der Menschenrassen. (Deutsche Neuauflage.) Berlin. — Haberlandt, A., 1922, Afrika. In Buschans ill. Völkerk., Stuttgart. — Harmsen-Lohse, 1936, Bericht über den Internationalen Kongreß für Bevölkerungswissenschaft Berlin, München. — Hartmann, N., 1925, Grundzüge einer Metaphysik der Erkenntnis, 2. Aufl. — Hellpach, W., 1923, Geopsychische Erscheinungen. Leipzig. — Hetzer, Hildegard, 1936, Der mütterliche Wille zum Kind, Arch. Bevölkwiss. VI, Leipzig. — Hitler, A., 1925/27, Mein Kampf, München. — Hoffmann, H. F., 1935, Die Schichttheorie, Stuttgart. — L'Houet, A., 1920, Zur Psychologie des Bauerntumes, Tübingen. — Kaltenpoth, H., 1936, Der Wille zum Kinde! Volk u. Rasse **11**, H. 12, München. — Kammer, H. v. d., Saur, K., und Scheidt, W., 1936, Niedersächsische Bauern in der Lüneburger Heide, Hamburg. — Keiter, F., 1934, Rasse und Gestaltproblem, Z. menschl. Erbl. **19**, Berlin. — Ders., 1936, Deutsches Bauerngerät als Gegenstand kulturbiologischer Untersuchungen, Volksspiegel **3**, Stuttgart. — Ders., 1936, Zivilisierung als kulturbiologisches Experiment, Z. f. Ethnol., Berlin. — Ders., 1936, Die Geestbauerntracht vor 1928, Volksspiegel **3**, Stuttgart. — Ders., 1936, Die Standesherkunft berühmter Männer, Volk und Rasse **11**, München. — Ders., 1936, Grundlagen u. Hauptaufgaben einer lebensgesetzlichen Kulturlehre (Kulturbiologie), Arch. Bevölkwiss. VI, Leipzig. — Ders., 1936, Menschenrassen in Vergangenheit und Gegenwart, Leipzig. — Keiter, F., und Kopittke, Luise, 1935, Die Vererbung von Ausdrucksmerkmalen des Gesichts, Z. menschl. Erbl. **19**, Berlin. — Keiter, F., und Heinen, Anny, 1936, Empirische Untersuch. zur rassenbiologischen Ausdrucksk., Z. mensch. Erbl. **20**, Berlin. — Keyser, E., 1931,

Die Geschichtswissenschaft. München. — Klages, L., 1929, Der Geist als Widersacher der Seele, Leipzig. — Klaatsch, H., 1936, Der Werdegang der Menschheit und die Entstehung der Kultur, fortgesetzt von Andree, Weinert und Lechler. Berlin-Leipzig. — Kleist, K., 1934, Gehirnpathologie, Leipzig. — Klenck, W., und Scheidt, W., 1929, Niedersächsische Bauern des Elbwesermündungsgebietes, Jena. — Klimek, S., und Mielke, W., 1935, An Analysis of the Material Culture of the Tupi Peoples, Am. Anthrop. 37. — Köhler, W., 1921, Intelligenzprüfungen an Menschenaffen, Leipzig. — Kretschmer, E., 1926, Medizinische Psychologie, Berlin. — Ders., 1927, Über Hysterie, Leipzig, 2. Aufl. — Ders., 1936, Körperbau und Charakter, 11. und 12. Aufl., Berlin. — Kretschmer, E., und Enke, W., 1936, Die Persönlichkeit des Athletikers, Leipzig. — Krüger, F., 1915, Über Entwicklungspsychologie, Leipzig. — Lange-Eichbaum, W., 1936, Genie, Irrsinn und Ruhm, 2. Aufl., München. — Lebzelter, V., 1926, Konstitution und Rasse, in: Biol. d. Person I. Bd., Wien-Berlin. — Lenz, F., 1932, Menschliche Auslese und Rassenhygiene, München (Baur-Fischer-Lenz, II. Bd.). — Levy-Brühl, 1921, Das Denken der Naturvölker (deutsche Übersetzung), Wien-Leipzig. — Lowie, R., 1923, Psychology, Anthrop. and Race, Menaska. — Man, E. H., 1883, On The Aboriginal Inhabitants of the Andaman Islands, JR. Anthr. Inst. XII. London. — Messer, A., 1935, Psychologie, 5. Aufl., Leipzig. — Mühlmann, W., 1936, Rassen- und Völkerkunde, Braunschweig. — Müller, K. V., 1935, Der Aufstieg des Arbeiters d. Rasse und Meistersch., München. — Naumann, H., 1921, Primitive Gemeinschaftskultur, Jena. — Nordenskiöld, E., 1918 ff., Comparative Ethnol. Studies, 10 Bände, Götaborg. — Odin, 1895, La genèse des grands hommes, Lausanne. — Palagyi, M., 1924, Naturphilosophische Vorlesungen, Leipzig. — Petermann, B., 1935, Das Problem der Rassenseele, Leipzig. — Politisch-anthropologische Revue 1902—17 (viele einschlägige Arbeiten). — Prinzhorn, H., 1922, Die Bildnerei der Geisteskranken, Berlin. — Ratzel, F., 1882/91, Anthropogeographie, Leipzig. — Rosenberg, A., 1930, Der Mythos des 20. Jahrh., München. — Scheidt, W., 1929, Lebensgesetze der Kultur, Berlin. — Ders., 1929, Volkstumskundliche Untersuchungen, Arch. RassGes. Biol. München. — Ders., 1930, Rassenkunde, Leipzig. — Ders., 1930, Kulturbiologie, Jena. — Ders., 1931, Kulturkunde und Kulturpolitik, Leipzig. — Ders., 1934, Die Lebensgeschichte eines Volkes, Hamburg. — Ders., 1934, Träger der Kultur, Berlin. — Ders., 1936, Die Sprachoberfläche der Seele I., II. Teil, Hamburg. — Ders., 1937, Grundlagen einer neurologischen Psychologie, G. Fischer, Jena. — Schemann, L., 1928 ff., Die Rasse in den Geisteswissenschaften, 3 Bde., München. — Ders., 1934, Gobineau und die deutsche Kultur, Leipzig-Berlin. — Schmidt, M., 1924, Völkerkunde, Berlin. — Spamer, A., 1934/35 m. v. a., Die deutsche Volkskunde, 2 Bde., Leipzig. — Speiser, F., 1923, Ethnol. Mat. aus d. Neuen Hebriden, Berlin. — Spencer, B., 1914, Native Tribes of the Northern Territ. of Austr., London. — Spengler, O., 1918/22, Der Untergang des Abendlandes, München. — Stapel, W., 1917, Volksbürgerliche Erziehung, Hamburg. — Stumpfl, F., 1935, Erbanlage und Verbrechen, Berlin. — Tessmann, G., 1930, Die Indianer Nordostperus, Hamburg. — Thurnwald, R., 1912, Probleme der ethnopsychologischen Forschung, Beihefte z. Z. f. angew. Psych., Leipzig. — Ders., 1913, Ethnopsychologische Studien an Südseevölkern, Leipzig. — Ders., Psychologie der primitiven Menschen, Handb. Vergl. Psych. I/2. München. —

Ders., 1931/35, Die menschliche Gesellschaft, 5 Bde., Berlin und Leipzig. — Valentiner. Th., 1936, Der Wille zum Kind. Volk und Rasse **11**, 10, München. — Vierkandt, A., 1896. Naturvölker und Kulturvölker, Leipzig. — Ders., 1908, Die Stetigkeit im Kulturwandel, Leipzig. — Ders., 1928, Gesellschaftslehre, 2. Aufl., Stuttgart. — Ders., 1931, Handwörterbuch der Soziologie, herausgegeben von V., Stuttgart. — Vögelin, E., 1933, Rasse und Staat, Tübingen. — Volk und Rasse (Monatszeitschr. mit vielen einschlägigen Aufsätzen), 1926 ff., München. — Wiese, L. v., 1924/29, Allgem. Soziol. als Lehre von den Beziehungen, München-Leipzig. — Williams, J. M., 1922, Principles of Social Psych., New York. — Wissler, Cl., 1926, The Relations of Nature to Man, New York. — Wundt, W., 1912, Elemente der Völkerpsychol., Leipzig. — Ders., 1920, Grundriß der Psychologie, 9. Aufl., Leipzig.



